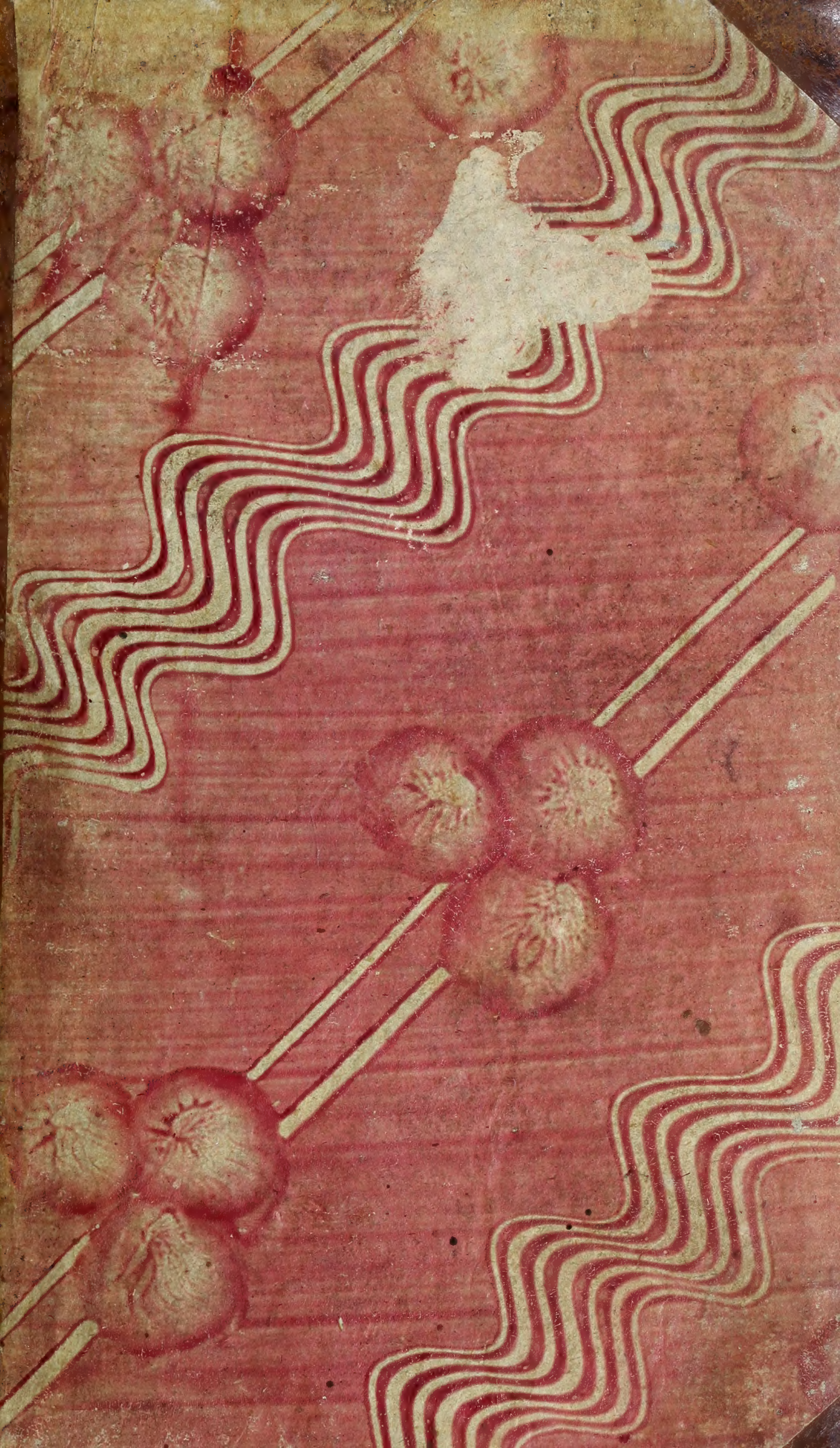




Voltair's

ausgesuchte

Romane, Erzählungen

und

Dialogen.

Dritter Band.

Wien,
bei Johann Baptist Wallishausser.

1790.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/voltairsausgesuc31volt

RBR
Jantz
#1464
Bd. 3

Inhalt.

Kleine Romane.

Inhalt.

Kleine

Romane,

Erzälungen und Dialogen.

Dritter Theil.

I.

Der Hurone.

Eine wahre Geschichte

aus den Manuskripten

des

Pater Quesnel

gezogen.

Erstes Kapitel.

Wie der Prior unsrer lieben Frauen vom Berge und sein Fräulein Schwester einen Huronen antreffen.

St. Dunstan, ein Irrländer von Geburt und ein Heiliger von Profession, reiste eines Tages aus seinem Vaterlande auf einem kleinen Berge, der nach Frankreich's Küsten zusteuerte, und auf diesem Fahrzeuge gelangt' er in die Bay St. Malo. Als er an's Land gestiegen war, ertheilt' er seinem Berge den Seegen. Dieser machte ihm dafür tiefe Büklinge, und trollte sich des Weges, den er gekommen war, nach Irrland zurük.

Dunstan stiftete darauf in dieser Gegend eine kleine Priorei, und nannte sie die Priorei vom Berge, welchen Namen sie noch führt, wie männiglich weis.

Im Jahre 1689 den 15ten Juli Abends ging Abt de Kerkabon Prior des Klosters U. L. F. vom Berge mit seinem Fräulein Schwester am Gestade des Meeres spazieren, um frische Luft zu schöpfen. Der Prior, mit dem es schon etwas bergauf ging, war ein sehr wakrer Geistlicher, den seine Nachbaren liebten, wie seine Nachbarinnen — ehemals. Dadurch hatt' er zumal sich die grösste Achtung verschaft, daß er der einzige Beneficiar im Lande war, den man nicht zu Bette tra-

gen musste, wenn er mit seinen Kollegen einen kleinen Abendschmaus gehalten. Von der Theologie verstand er ein ganz feines Bischen; und hatt' er sich im Augustinus müde gelesen, so erholt' er sich wieder im Rabelais. Daher sprach auch jederman Gutes von ihm.

Fräulein Kerkabon, die nie verheuratet gewesen war, so grosse Lust sie auch dazu gehabt hatte, sah in ihrem fünf und vierzigsten Jahre noch ganz blühend aus; sie war gutherzig und voll Gefühl, liebte das Vergnügen und war devot.

Der Prior sagte, indem er das Meer ansahe: Ach! hier stieg unser armer Bruder, mit unsrer sehr werten Schwägerin, der Frau von Kerkabon 1669 auf die Fregatte, die Schwalbe, um in Kanada Kriegsdienste zu thun. Wär' er nicht geblieben, so könnten wir hoffen, ihn noch dereinst wieder zu sehen.

Glaubt Ihr, sagte Fräulein Kerkabon, daß unsre Schwägerin von den Irokesen ist verzehret worden, wie man uns versichert hat? "Zuverlässig; " denn wäre sie nicht aufgefressen worden, so wäre " sie wieder in ihr Land zurükgekommen. Ich werde " sie beweinen, so lang' ich lebe; es war eine lie- " benswürdige Dame; und unser Bruder, der viel " Kopf hatte, würde gewis grosses Glük gemacht " haben."

Indem sie durch diese Erinnerungen beiderseits weich wurden, sahen sie in die Bay des Rence ein kleines Fahrzeug einlaufen, das mit der Flut an's Land kam.

Es waren Engländer, die hier verschiedene Lebensmittel aus ihrem Lande zu verkaufen gesonnen waren. Sie sprangen auf's Ufer, ohne weder den Herrn Prior noch dessen Fräulein Schwester anzu-

sehn.

sehn. Leztere verdros die geringe Achtung nicht wenig, die man ihr bezeigte.

Ganz anders war es mit einem sehr wohlgebildeten Jünglinge, der über seine Kammeraden wegsprang, und sich so ganz dicht vor dem Fräulein befand. Er nikte ihr mit dem Kopf zu, denn Verbeugungen zu machen war er nicht gewohnt. Seine Gestalt und seine Tracht zogen die Blikke des Bruders und der Schwester auf sich. Kopf und Beine waren blos, an den Füssen hatt er kleine Sandalen; sein Haupt schmükten lange geflochtne Haare; seinen schlanken Leib umschlos ein enges Kamisol; seine Mine war martialisch und doch sanft; sein Wesen degagirt. In der einen Hand hatt' er eine kleine Flasche Barbados, und in der andern eine Art Beutel, worin ein Becher und sehr guter Schifzwiebak stekte.

In einem sehr undeutlichen Französisch redt' er sie an, und bot seinen Barbados dem Fräulein und ihrem Herrn Bruder dar. Er trank mit ihnen, schenkte ihnen nochmals ein, und das alles, mit einem so ungekünstelten, treuherzigen Wesen, daß Bruder und Schwester dadurch entzükt wurden. Sie boten ihm ihre Dienste an, und fragten ihn, wer er wäre, und wo er hin wollte?

Barbados, eau de barbade, ein bekannter Likör. So gut man sagt Danziger, kann man auch wol sagen Barbados.

D. Uebers.

Wer er wäre, das wüsst' er selbst nicht, versezte der junge Mann; er wäre neugierig, hätte sehn wollen, wie Frankreich's Küsten beschaffen wären; nun wüsst' er es, und drum woll' er wieder zurük.

Der Herr Prior schlos aus seinem Akzent, er sei kein geborner Engländer, und nam sich deshalb die Freiheit ihn zu fragen, was er für ein Landsmann wäre. Ein Hurone, fiel die Antwort.

Fräulein Kerkabon, erstaunt und entzükt, einen Huronen zu sehen, der ihr Höflichkeiten erwiesen hatte, bat den jungen Mann zum Abendessen. Er lies sich nicht zweimal nötigen, und sie gingen alle Drei zusammen nach der Priorei Unser lieben Frauen vom Berge.

Das kurze und runde Fräulein sah den Fremdling mit all' ihren kleinen Aeuglein an, und sagte von Zeit zu Zeit zum Prior: Dieser grosse Bursche hat einen Taint wie Lilien und Rosen! Wie schön ist seine Haut für einen Huronen! Ihr habt Recht, liebe Schwester, sagte der Prior. Sie that hundert Fragen an den Reisenden Schlag auf Schlag, und er beantwortete sie sehr richtig.

Sogleich erscholl in der umliegenden Gegend das Gerücht: Es befände sich ein Hurone in der Priorei. Alle rechtliche Leute des Gaues eilten dahin zum Abendessen. Der Abt von St. Yves stellte sich mit seinem Fräulein Schwester ein, einer hübschen und wolerzogenen Niederbretagnerin. Der Amtshauptmann, der Steuereinnemer und ihre Weiber erschienen gleichfalls. Der Fremde kam zwischen dem Fräulein Kerkabon und dem Fräulein St. Yves zu sizen. Jederman sah' ihn mit Bewunderung an; jederman sprach mit ihm, fragte ihn zu Einer Zeit.

Dies rührte den Huronen gar nicht. Er schien Mylord Bolingbrock's Wahlspruch: Nil admirari, zu dem seinigen gemacht zu haben. Doch zulezt wurd' er des zu grossen Getöses überdrüssig, und sagte zu ihnen in einem ganz sanften, doch aber auch etwas festen Tone: " In meinem Lande pflegt einer

" nach

„ nach dem andern zu sprechen. Wie soll ich Ihnen „ antworten können, wenn Sie mich verhindern, Sie „ zu hören?“

Die Vernunft bringt stets die Menschen wieder zu sich, wenigstens auf einige Augenblikke. Es ward eine allgemeine Stille. Der Herr Amtshauptman, der sich immer der Fremden bemächtigte, in was für einem Hause er sie auch finden mochte, und der der grösste Frager in der Provinz war, sagte, indem er den Mund einen halben Schuh weit aufthat: Wie heissen Sie, mein Herr? Frankly, versezte der Hurone, so hat man mich in England genannt, und einen ähnlichen Namen hab' ich von jeher geführt, weil ich ganz treuherzig alles heraussage, was ich denke, so wie ich alles thue, wozu mir die Lust ankömmt.

„ Wie haben Sie denn nach England kommen „ können, mein Herr, da Sie ein geborner Hurone „ sind?“ Man hat mich dorthin geführt; ich ward „ in einem Treffen von den Engländern gefangen, „ nachdem ich mich mutig genug vertheidigt hatte. „ Die Engländer lieben Tapferkeit, denn sie sind so „ brav und wakker wie wir; sie liessen mir die Wahl, „ wieder frei nach meinen Angehörigen zurükzukehren, „ oder mit nach England zu kommen. Ich nam das „ Lezte an, denn ich brenne von Natur, fremde Län„ der zu sehen.“

Aber mein Herr, sagte der Amtshauptmann in seinem wichtigen Tone, wie haben Sie's über Ihr Herz bringen können, Vater und Mutter zu verlassen? Weil ich nie weder Vater noch Mutter gekannt habe, versezte der Fremde. Die ganze Gesellschaft ward weichmütig, und jederman widerholte: Weder Vater noch Mutter! Wir wollen deren Stelle vertreten, sagte die Frau vom Hause zum Prior;

was für innige Theilname er bewirkt, dieser Herr Hurone! Frankly dankte ihr mit edlem und stolzen Wesen und mit Herzlichkeit, und gab ihr zu verstehen, er bedürfe nichts.

Mein lieber Herr Frankly, sagte der gravitätische Herr Amtshauptmann, ich finde, daß Sie besser Französisch sprechen, als man es von einem Huronen erwarten sollte. Ein Franzos versezte jener, den wir in meiner zarten Jugend in Huronien gefangen bekamen, und den ich sehr liebgewann, unterrichtete mich in seiner Sprache. Wozu ich Lust habe, das lern' ich sehr schnell. Bei meiner Ankunft in Plymouth fand ich einen der Französischen Flüchtlinge, die Ihr, ich weis nicht warum, Hugenotten nennt. Durch diesen wurd' ich in Eurer Sprache noch etwas weiter gebracht, und sobald ich mich darin verständlich genug ausdrükken konnte, bin ich hinüber gekommen, um Euer Land zu sehn. Denn ich liebe die Franzosen, zumal wenn sie nicht allzuviel fragen.

Ungeachtet dieses kleinen Fingerzeigs konnte der Abt von St. Yves sich der Frage an ihn nicht enthalten: welche von den dreien Sprachen ihm am meisten behagte, das Huronische, das Englische oder das Französische? Unstreitig das Huronische, versezte Frankly. Ist es möglich! rief das Fräulein Kerkabon. Ich hatte immer geglaubt, nach dem Niederbretagnischen wäre die Französische die schönste aller Sprachen.

Nunmehr wollte jeder der Erste sein, den Huronen zu fragen, wie der Tabak heisse? Taya, antwortete er. Wie man Essen nennte? Essenten, war die Antwort. Fräulein Kerkabon wollte durchaus wissen, wie man Liebe nennte. Trovander *) versezte

*) Diese Worte sind wirklich Huronisch.

sezte er, und behauptete zugleich nicht ohne scheinbaren Grund, daß diese Worte so gut wären, wie die Französischen und Englischen Worte, die ihnen entsprächen. Trovander schien allen Gästen ungemein artig.

Der Herr Prior, der in seiner Bibliothek eine Huronische Sprachlehre hatte, die ihm der ehrwürdige Pater des Franziskanerordens, Sagar Theodott, ein berühmter Missionar, verehret hatte, stand einen Augenblik vom Tische auf, um sie zu Rate zu ziehn. Keuchend vor Zärtlichkeit und Freude kam er zurük. Er erkannte Frankly'n für einen echten Huronen. Man disputirte ein wenig über die Vielheit der Sprachen, und kam darin überein, daß, wenn der Vorfall mit dem Babilonischen Thurm sich nicht eräugnet hätte, die ganze Welt würde Französisch gesprochen haben.

Der fragsüchtige Amtshauptmann, der dem Fremden bisher nicht recht getraut hatte, fasste nunmehr die grösste Ehrerbietung für ihn; und sprach weit höflicher mit ihm denn zuvor. Frankly bemerkt' es nicht.

Fräulein St. Yves war sehr neugierig zu wissen, auf was Art man im Lande der Huronen seine Liebe an den Tag legte. " Durch schöne Handlun-" gen, um Personen zu gefallen, die Ihnen ähnlich" sind. „ Alle Gäste gaben mit lauter Bewunderung ihren Beifall. Fräulein St. Yves errötete, und war damit sehr zufrieden. Fräulein Kerkabon errötete gleichfalls, war aber damit nicht so zufrieden; es verdros sie ein wenig, daß diese Galanterie nicht an sie gerichtet war, doch war sie so gutherzig, daß ihre Liebe zum Huronen dadurch nicht im geringsten vermindert wurde. Sie fragt' ihn mit

vie-

vieler Güte, wie viel Geliebten er in Huronien gehabt habe?

Nie mehr denn eine, versezte Frankly. Sie hies Demoiselle Abakaba, und war eine gute Freundin meiner Pflegmutter. Schlanker ist nicht die Binse, weisser nicht das Hermelin, minder sanft das Lamm, minder kühn der Adler, und minder leichtfüssig das Reh, als Abakaba war. Eines Tages verfolgte sie einen Hasen in unsrer Nachbarschaft, ungefähr funfzig Meilen von unsern Wohnungen. Ein ungeschlifner Algonkin, der hundert Meilen weiter wohnte, nam ihr den Hasen weg. Ich erfuhr es, eilte hin, schlug den Algonkin mit einem Keulenschlage nieder, und schleppte ihn an Händen und Beinen gebunden, zu den Füssen meiner Gebieterin. Die Anverwandten der Abakaba wollten ihn auffressen; allein an dergleichen Mahlen hatt' ich nie Geschmak gefunden; ich schenkte ihm die Freiheit wieder, und machte ihn zu meinem Freund. Abakaba ward durch mein Betragen so gerührt, daß sie mich allen ihren Liebhabern vorzog. Sie würde mich noch lieben, wenn sie nicht ein Bär umgebracht hätte. Ich habe den Bären bestraft, und lange genug sein Fell getragen; das hat mich aber nicht getröstet.

Fräulein St. Yves empfand ein geheimes Vergnügen, wie sie vernam, daß Frankly nur Eine Geliebte gehabt habe, und daß Abakaba nicht mehr sei; doch konnte sie die Ursach dieses Vergnügens nicht herausbringen. Jederman richtete seine Augen auf Frankly'n, und man lobte ihn sehr, das er seine Landsleute verhindert, einen Algonkin aufzufressen.

Der unbarmherzige Amtshauptmann, der seine Wut zu fragen nicht unterdrükken konnte, trieb endlich seine Neugier so weit zu fragen: von was

für

für einer Religion der Herr Hurone sei; ob er zur Anglikanischen, Gallikanischen oder Hugenottischen sich bekennte? Ich habe meine Religion, so wie Ihr die Eurige, versezte er. Ach! ich sehe schon, entgegnete das Fräulein **Kerkabon**, die gottlosen Engländer haben nicht einmal daran gedacht, ihn zu taufen. Ei mein Gott, sagte Fräulein **St. Yves**, wie geht denn das zu, daß die Huronen nicht alle Katholiken sind! Haben denn die ehrwürdigen Väter, die Jesuiten, sie nicht alle bekehrt? **Frankly** versicherte: in seinem Lande bekehre man Niemanden; ein wahrer Hurone habe nie seine Meinung geändert, und in seiner Sprache gäb' es kein Wort, das Unbeständigkeit bezeichnete. Diese lezten Worte gefielen dem Fräulein **von St. Yves** ganz ungemein.

Wir wollen ihn taufen, wir wollen ihn taufen, sagte die **Kerkabon** zum Herrn **Prior**: Die Ehre werdet Ihr haben, lieber Bruder, und ich will durchaus Patenstelle bei ihm vertreten. Der Herr **Abt von St. Yves** wird ihn zur Taufe halten. Das wird eine sehr glänzende Zeremonie sein; in ganz Niederbretagne wird man davon sprechen, und uns wird das zu unendlicher Ehre gereichen.

Die ganze Gesellschaft fiel der **Frau vom Hause** bei, und die Gäste riefen aus Einem Munde: Wir wollen ihn taufen! **Frankly** antwortete: In England liesse man die Leute nach ihrer Phantasie leben; und äusserte zugleich: daß ihm der Vorschlag gar nicht behagte. Die Religion der Huronen, sagte er, ist wol eben so gut wie die Religion der Niederbretagner, und fügte zum Schlus hinzu: daß er Morgen wieder abreise. Man trank seine Flasche Barbados vollends aus, und jeder begab sich zur Ruhe.

Als

Als man Frankly'n in sein Zimmer geführt hatte, konnten Fräulein Kerkabon und Fräulein St. Yves sich nicht enthalten, durch ein ziemlich weites Schlüsselloch zu gukken, um zu sehn, wie ein Hurone schliefe. Sie sahen, daß er die Bettdekke auf den Boden des Zimmers ausgespreitet hatte, und auf derselben in der schönsten Attitüde ruhte.

Zweites Kapitel.

Frankly wird von seinen Anverwandten erkannt.

Frankly wachte nach seiner Gewohnheit mit der Sonne zugleich beim ersten Schrei des Hahnes auf, den man in England und in Huronien den Herold des Tages nennt. Er pflegt' es nicht zu machen, wie die Leute von gutem Ton, die in ihren weichen Dunen faullenzen, bis die Sonne die Hälfte ihres Laufs vollendet hat, die weder schlafen noch aufstehn können, die so viel kostbare Stunden in diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod zubringen, und sich doch über die ausserordentliche Kürze des Lebens beklagen.

Er hatte bereits zwei oder drei Meilen zurükgelegt, und dreissig Stük Rebhühner mit dem Pistol erschossen, als er bei seiner Zurükkunft den Prior U. L. F. vom Berge und seine züchtige Schwester noch in ihren Nachtkleidern fand; sie giengen in ihrem kleinen Garten spazieren. Er machte ihnen ein Geschenk mit dem, was er geschossen hatte; sodann zog

er unter seinem Hemde eine Art kleinen Talismans hervor, den er immer am Halse trug, und bat sie, denselben als eine kleine Vergeltung ihrer gütigen Bewirtung anzunemen. Das ist das Allerkostbarste, was ich habe, sagt' er; man hat mir versichert, ich würde stets glüklich sein, so lang' ich diese Schnurpfeiferei am Halse trüge; und ich gebe sie Euch, damit Ihr stets glüklich seid.

Der **Prior** und das **Fräulein** lächelten gerührt über **Frankly's** Naivetät. Das Geschenk bestand aus zwei kleinen schlechtgemalten Porträten, die an einem sehr schmierigen Riemen hingen.

Fräulein **Kerkabon** fragte ihn, ob es Maler in Huronien gäbe? Nein, sagte **Frankly**; ich habe diese Seltenheit von meiner Pflegemutter. Ihr Mann hatte sie von einigen Franzosen aus Kanada erbeutet, die uns bekriegt hatten. Weiter weis ich von nichts.

Der **Prior U. L. F. vom Berge** betrachtete die Porträte mit Aufmerksamkeit, ward sodann blas, seine Hände bebten. Bei unsrer lieben Frauen vom Berge, rief er mit innrer Bewegung; ich glaube gar, das sind die Bildnisse meines Bruders des Hauptmanns und seiner Gemalin! Nachdem das **Fräulein** sie ebenfalls mit ähnlicher Wallung betrachtet hatte, fällte sie dasselbe Urtheil. Erstaunen und eine mit Wehmut vermischte Freude befiel sie. Sie wurden Beide weichmütig, weinten Beide; ihre Herzen pochten heftig, sie stiessen Schreie aus, rissen einander die Porträte aus den Händen. Zwanzigmal in Einer Sekunde nam sie jedes von ihnen und gab sie wieder zurük, und sie verschlangen bald die Porträte, bald den **Hurone'n** mit den Augen. Sie fragten ihn nacheinander und zugleich: Wo und zu welcher Zeit diese Bilder in die Hände seiner Pflegemutter gefal-

len

len wären? Sie berechneten die Zeit der Abreise ihres Bruders, hielten sie mit der jezt angegebenen zusammen, erinnerten sich, daß sie Nachrichten erhalten hatten, er sei bis in das Land der Huronen gegangen, und daß sie nachher nichts weiter von ihm gehört hätten.

Frankly hatte ihnen gesagt, er habe weder Vater noch Mutter gekannt. Der Prior, der ein verständiger Mann war, bemerkte, daß der junge Hurone etwas Bart hatte; nun wusst' er sehr gut, daß die Huronen keinen Bart haben. Sein Kinn, räsonnirte er, hat Milchhaare, er ist mithin der Sohn eines Europäers. Mein Bruder und meine Schwester sind nach der Expedition gegen die Huronen Anno 1669 nicht wieder zum Vorschein gekommen. Mein Neffe musste sich damals an der Brust befinden. Die Huronische Amme hat ihm das Leben gerettet und Mutterstelle bei ihm vertreten. Kurz nach hundert Fragen und eben so vielen Antworten schlossen der Prior und seine Schwester, daß der Hurone ihr leiblicher Neffe sei. Unter Thränengüssen umarmten sie ihn. Frankly lachte, denn er konnte sich nicht einbilden, daß ein Hurone der Neffe eines Niederbretagnischen Priors sein könnte.

Die ganze Gesellschaft kam in den Garten herunter; der Abt von Saint Yves, der ein grosser Gesichtskundiger war, verglich die beiden Porträte mit Frankly's Gesicht. Er lies jederman sehr geschikt bemerken, daß der junge Mann Augen habe, wie seine Mutter, Nas' und Stirn wie der wolseelige Kapitän Kerkabon, und Wangen wie Beide.

Fräulein St. Yves, die nie weder Vater noch Mutter gesehn hatte, versicherte, daß Frankly ihnen vollkommen gleiche. Sie bewunderten insgesamt die Vorsehung und die Verkettung der Begebenheiten die-

ser Welt. Kurz man war von Frankly's Herkommen so überzeugt, so überführt, daß Leztrer sich's endlich gefallen lies, des Herrn Prior's Neffe zu sein, indem er sagte, er wolle ihn so gern zum Oheim haben, als einen andern.

Man ging in die Kirche unser lieben Frauen vom Berge, um Gott Dankopfer für diese frohe Begebenheit zu bringen; inzwischen vertrieb sich der Hurone mit grosser Gleichgültigkeit zu Hause die Zeit mit Trinken.

Die Engländer, die ihn mitgebracht hatten, wollten unter Segel gehn; sie kamen, ihm zu melden, daß es Zeit zur Abreise wäre.

Wie's scheint, sagt' er zu ihnen, habt Ihr hier weder Onkles noch Tanten gefunden. Ich bleibe hier. Geht immer wieder nach Plimouth. Ich brauche nichts mehr auf der Welt; ich bin der Vetter eines Priors. Die Engländer giengen unter Segel, indem sie sich herzlich wenig darum bekümmerten, ob Frankly in Niderbretagne Anverwandten habe oder nicht.

Nachdem Oheim, Tante und Gäste das Te Deum gesungen, nachdem der Amtshauptmann Frankly'n mit Fragen von neuem überhäuft, und nachdem man alles erschöpft hatte, was Verwunderung, Freud' und Zärtlichkeit in den Mund legen können, beschlossen der Prior vom Berge und der Abt Saint Yves Frankly'n auf's schnellste zu taufen.

Doch mit einem Huronen von zwei und zwanzig Jahren ging das nicht so wie mit einem Kinde, das man wiedergebiert, ohne daß es davon das Geringste weis. Man musste ihn zuvor unterrichten, und das schien kein leichtes Stük Arbeit zu sein. Denn der Abt St. Yves sezte voraus, daß ein Mensch, der

nicht in Frankreich wäre geboren worden, keinen Bonsens haben könne.

Der Prior lies die Gesellschaft bemerken: wenn gleich Herr Frankly sein Neffe, nicht das Glük gehabt hätte, in Niederbretagne geboren zu sein, so hab' er nichts destoweniger Kopf; das könne man aus seinen Antworten schliessen, und die Natur habe ihn sicherlich so wol väterlicher als mütterlicher Seits sehr begünstigt.

Man fragte ihn, ob er jemals ein Buch gelesen habe? Den Rabelais, versezt' er, in Englischer Sprache und einige Stükke von Shakspeare, die er grösstentheils auswendig wüsste. Er habe diese Bücher bei dem Schifskapitän gefunden, der ihn von Amerika nach Plimouth gebracht, und sie hätten ihm sehr gefallen. Der Amtshauptmann ermangelte nicht, ihn gar vielerlei über diese Bücher zu fragen. Ich mus offenherzig gestehn, sagte Frankly, daß ich etwas davon zu erraten geglaubt und daß ich das Uebrige nicht verstanden habe.

Der Abt von St. Yves machte bei dieser Rede die Bemerkung vor sich, daß es ihm selbst so beim Lesen gegangen sei, und daß es den meisten Menschen dabei nicht anders erginge. Darauf fragt er den Huronen: Sonder Zweifel haben Sie die Bibel gelesen? " Nein, mein Herr Abt; Sie war nicht " unter den Büchern meines Kapitäns. Ich habe " nie davon reden hören. " So sind die vermaledeiten Engländer! rief Fräulein Kerkabon; sie halten weit mehr auf ein Stük von Shakspeare, ein Stük Pudding und auf eine Flasche Rum, als auf die fünf Bücher Mosis. Daher kömmt's, daß sie noch keine Seele in Amerika bekehrt haben. Sie sind ganz zuverlässig von Gott verflucht, und eh' man's

sich

sich versieht, werden wir ihnen Jamaika und Virginien weggenommen haben.

Man lies sodann den geschiktesten Schneider aus St. Malo kommen, um Frankly'n von Kopf bis zu Fus zu bekleiden. Die Gesellschaft schied auseinander; der Amtshauptmann ging, um anderwärts seine Fragen an Mann zu bringen. Fräulein St. Yves drehte sich beim Weggehn verschiednemale um, um Frankly'n zu betrachten, und er machte ihr tiefere Verbeugungen, als er je in seinem Leben jemanden gemacht hatte.

Der Amtshauptmann stellte, bevor er Abschied nam, dem Fräulein Saint Yves seinen Sohn vor, einen grossen albernen, ungeschlifnen Burschen, der seine Schulstudien eben vollendet hatte; aber kaum sah sie ihn an, so beschäftigt war ihr Geist mit der Höflichkeit des Huronen.

Drittes Kapitel.

Der Hurone wird bekehrt.

Der Herr Prior, der sich von Gott in seinem Alter einen Neffen zu seinem Trost zugesandt glaubte, sezte sich in den Kopf, dem jungen Manne seine Pfründe abzutreten, wenn er's dahin bringen könnte, daß jener sich taufen liesse, und sich dem geistlichen Stande widmete.

Frankly hatte ein vortrefliches Gedächtnis. Die Festigkeit der Niderbretagnischen Organe, durch den Kanadischen Himmelsstrich vermehrt, hatte seinen Kopf so stark gemacht, daß er es kaum merkte, wenn

man darauf schlug, und nichts verlosch, was man demselben einprägte. Nie hatt' er etwas vergessen. Seine Fassungskraft war um so lebhafter und deutlicher, da sie in seiner Kindheit nicht mit dem unnüzen und läppischen Zeuge war belastet worden, womit man die unsrige niederdrükt; die Sachen kamen insgesamt ohne Nebel in sein Gehirn. Der Prior beschlos endlich, ihn das neue Testament lesen zu lassen. Frankly verschlang es mit vielem Vergnügen; da er aber nicht wusste, wo und zu welcher Zeit sich die Begebnisse zugetragen hatten, die in diesem Buche vorkommen, so glaubt' er ganz fest, der Schauplaz wäre in Niederbretagne und schwur: dem Kaiphas und Pilatus Nas' und Ohren abzuschneiden, wenn er jemals diese Schurken fände.

Der Oheim, den so gute Gesinnungen entzükten, erklärte ihm in Kurzem den wahren Zusammenhang der Sachen. Nachdem er seinen Eifer gelobt, belehrt' er ihn, daß derselbe unnüz sei, indem diese Leute ungefähr sechzehnhundert und neunzig Jahre todt wären. Frankly wusste in Kurzem das Buch beinanahe auswendig. Bisweilen bracht' er Schwierigkeiten auf die Bahn, die den Prior sehr in Verlegenheit sezten. Er sah sich oft genötigt, den Abt von St. Yves zu Rate zu ziehn, und da dieser oft nicht zu antworten wusste, lies er einen Niederbretagnischen Jesuiten kommen, um das Bekehrungswerk des Huronen zu vollenden.

Endlich wirkte die Gnade, und Frankly versprach Christ zu werden. Er zweifelte nicht, daß mit der Beschneidung müsse der Anfang gemacht werden. Denn, sagte er, ich sehe in dem Buche, das man mir hat zu lesen gegeben, keine einzige Person, die nicht wäre beschnitten worden. Mithin ist es ganz klar, daß ich meine Vorhaut aufopfern mus. Je schneller

das

das geschieht, je besser es ist. Ohne langes Besinnen lies er den Dorfbarbier holen, und bat ihn: diese Operation mit ihm vorzunemen. Er glaubte Fräulein Kerkabon und die ganze Gesellschaft würden sehr erfreut sein, wenn sie hörten, daß die Sache einmal abgethan wäre.

Der Bartkrazer, der noch nie eine solche Operation verrichtet hatte, meldete es der Familie, die darüber ein lautes Geschrei erhub. Dem guten Fräulein Kerkabon war bange, daß ihr Neffe, der sehr entschlossen und rasch schien, nicht die Operation selbst vornäme, und dabei herzlich ungeschikt zu Werke ginge, und daß nicht daraus die traurigen Folgen entstehn möchten, woran die Damen aus Seeelengüte immer Theil zu nemen pflegen.

Der Prior berichtigte Frankly's Begriffe; lehrte ihn, daß die Beschneidung nicht mehr gebräuchlich sei, daß die Taufe viel sanfter und heilsamer wäre, und daß das Gesez der Gnade das alte strengere aufgehoben habe. Frankly, der einen guten richtigen Verstand hatte, machte dagen viele künstliche Einwendungen; endlich aber erkannt' er seinen Irrthum. Ein sehr seltner Fall in Europa bei Leuten, die disputiren! Er versprach, sich taufen zu lassen, sobald man's haben wollte.

Vorher aber musst' er beichten, und das war der schwierigste Punkt. Frankly führte das Buch immer bei sich, das ihm sein Oheim gegeben hatte. Er fand darin nicht, daß ein einziger Apostel gebeichtet habe, und das machte ihn sehr halsstarrig. Der Prior aber schlos ihm dadurch den Mund, daß er ihm im Briefe Jakobi die Worte zeigte, welche den Kezern so viel zu schaffen machen: Bekennet einer dem andern Eure Sünden.

Der Hurone schwieg und ging bei einem Barfüsser beichten. Nachdem er geendet hatte, zog er den Pater aus dem Beichtstuhl, hielt ihn sodann mit seinem nervichten Arm fest, und nachdem er sich an seine Stelle gesezt hatte, nötigt' er ihn, vor ihm niederzuknieen, indem er sagte: Nun wolan, mein Freund, es steht geschrieben: Bekennet einer dem andern Eure Sünden. Ich habe Dir meine Sünden erzält, nun sollst Du mir nicht eher von hier wegkommen, als bis Du mir die Deinigen erzält hast. Mit diesen Worten sezt' er sein breites Knie auf die Brust seines Gegners.

Der Franziskaner sties ein jämmerliches Geheul aus, wonach die Kirche wiederhallte. Man lief auf das Lärmen hinzu und sahe, wie der Katechumen den Mönch im Namen des heiligen Jakobus des Jüngern tüchtig abpufte. Die Freude, einen Niederbretagnischen Huronen und Engländer zu taufen, war so gros, daß man über dies seltsame Verfahren hinwegsah. Es gab sogar viele Gottesgelehrte, die behaupteten: die Beicht wäre nicht nötig gewesen, weil die Taufe allein hinlänglich sei.

Man redete den Tauftag mit dem Bischof von St. Malo ab, der sich, wie man leicht glauben kann, geschmeichelt fand, einen Huronen zu taufen. Er kam mit vielem Prunk und seiner ganzen Klerisei. Fräulein St. Yves pries für diese Bekehrung Gott, zog ihr schönstes Kleid an, und lies aus St. Malo eine Puzmacherin kommen, um bei der Zeremonie glänzend zu erscheinen. Der fragsüchtige Amtshauptmann eilte mit dem ganzen Gau herbei. Die Kirche war prächtig ausgeschmükt. Als man aber den Huronen abholen wollte, um ihn zum Taufstein zu führen, fand man ihn nirgends.

Der Oheim und die Tante suchten ihn überall. Man glaubte nunmehr, daß er seiner Gewohnheit nach auf der Jagd wäre. Alle zum Fest eingeladnen Gäste durchstreiften die benachbarten Wälder und Dörfer; nichts zu hören und nichts zu sehn vom Huronen!

Man fing an zu besorgen, daß er nach England möchte zurükgekehrt sein; denn man erinnerte sich von ihm gehört zu haben, daß er dies Land sehr liebe. Der Herr Prior und seine Schwester waren völlig überzeugt, daß man dort Niemand taufte, und zitterten für das Seelenheil ihres Neffen. Der Bischof war über den Vorfall nicht wenig bestürzt und im Begrif, den Rükweg anzutreten. Der Prior und der Abt waren voller Verzweiflung, und der Amtshauptmann befragte mit seiner gewöhnlichen Gravität alle Vorübergehenden. Fräulein Kerkabon weinte. Fräulein St. Yves weinte nicht, aber aus ihrer Brust drängten sich tiefe Seufzer, welche ihre Neigung für die Sakramente zu verraten schienen.

Niedergeschlagen wandelten sie längs den Weiden und Schilfrohr am kleinen Flusse Rence, als sie mitten in diesem Flusse eine grosse ziemlich weisse Figur mit gekreuzten Händen auf der Brust plözlich gewahr wurden. Sie stiessen einen Schrei aus und wendeten sich weg. Doch die Neugier behielt bald über jede andre Betrachtung die Oberhand, sie schlüpften in das Rohricht; und da sie völlig sicher waren, nicht gesehn zu werden, wollten sie den Gegenstand ihres Schreks genau besichtigen.

Viertes Kapitel.

Frankly wird getauft.

Der Prior und Abt kamen auch endlich an den Flus, und fragten Frankly'n, (denn der war es) was er hier machte? " Je verdammt, meine Her-
" ren! ich laure auf die Taufe. Schon über eine
" Stunde steh' ich im Wasser bis an den Hals; es
" ist eben nicht artig, daß man einen sich so erkälten
" läßt. "

Mein lieber Neffe, sagte der Prior zärtlich zu ihm, auf die Art tauft man nicht in Niederbretagne; legt Eure Kleider wieder an, und kommt mit uns. Fräulein St. Yves sagte, wie sie diese Rede hörte, ganz leise zu ihrer Gefährtin: Glauben Sie, meine Beste, daß er seine Kleider sogleich anlegen wird?

Inzwischen erwiederte der Hurone dem Prior: Diesmal werden Sie mich nicht so leicht überreden, wie sonst. Ich habe seit der Zeit brav studirt, und bin fest überzeugt, daß man so und nicht anders tauft. Der Verschnittne der Königin Kandace wurde in einem kleinen fliessenden Wasser getauft. Ich fordre Sie auf, mir aus dem Buche, das Sie mir gegeben haben, zu zeigen, daß man je anders verfahren ist. Ich will entweder im Flusse, oder ganz und gar nicht getauft sein.

Vergebens stellte man ihm vor: die Gebräuche hätten sich geändert. Er blieb auf seinem Kopf, denn er war Bretagner und Hurone. Er berief sich in Einem fort auf den Verschnittnen der Königin Kandace, und wiewol sein Fräulein Tante und Fräulein

St.

St. Yves, die ihn durch das Schilf beobachtet hatten, berechtigt waren, ihm zu sagen: er hab' es gar nicht nötig, sich auf einen solchen Menschen zu berufen, so thaten sie es dennoch nicht; so weit ging ihre Bescheidenheit. Der Bischof — was in der That viel ist — kam selbst, um mit ihm zu sprechen; das half aber nichts; der Hurone disputirte mit dem Bischof.

Zeigen Sie mir, sagte er, in dem Buche, das mir mein Oheim gegeben hat, einen einzigen Menschen, der nicht im Flusse ist getauft worden, und ich thue alles, was Sie haben wollen.

Die Tante, die voller Verzweiflung war, hatte bemerkt, daß ihr Neffe, wie er das erstemal in seinem Leben eine Verbeugung machte, sich gegen das Fräulein St. Yves tiefer gebükt hatte, als gegen irgend jemand in der Gesellschaft, und daß er selbst den Herrn Bischof nicht mit der Ehrerbietung und Herzlichkeit gegrüsst hatte, die er gegen dies schöne Frauenzimmer äusserte. In der gegenwärtigen grossen Verlegenheit fasste sie sonach den Entschlus, sich an diese zu wenden: sie bat sie, sich alles ihres Ansehns über den Huronen zu bedienen, um ihn zu vermögen, daß er sich auf gut Bretagnisch taufen liesse; denn sie glaubte nicht, daß ihr Neffe je ein guter Christ sein könnte, wenn er auf der Taufe im fliessenden Wasser beharrte.

Fräulein St. Yves errötete aus dem geheimen Vergnügen, das sie empfand, mit einem so wichtigen Auftrage beladen zu sein. Bescheiden nahte sie sich Franklyn, und drükte ihm mit einem sehr edlen Wesen die Hand. Würden Sie mir nichts zu Gefallen thun? sagte sie zu ihm, und senkte die Augen, wie sie diese Worte aussprach, und dann erhob sie sie wieder mit herzeindringender Anmut. "O alles, was

" Sie haben wollen, Fräulein; Wassertaufe, Feuer-
" taufe, Bluttaufe; befelen Sie nur; nichts in der
" Welt schlag' ich Ihnen ab. "

Fräulein St. Yves hatte mithin den Ruhm, durch zwei Worte das zu bewirken, was weder des Prior's eifrige Bemühungen, noch des Amtshauptmann's wiederholte Fragen und des Bischofs gelehrte Beweisgründe hatten ausrichten können. Sie fühlte ihren Triumph, aber noch fühlte sie ihn nicht in seinem ganzen Umfange.

Der Taufaktus ging mit allem möglichen Anstande, Pracht und Zufriedenheit vor sich. Der Oheim und die Tante traten dem Herrn Abt von Saint Yves und dessen Schwester die Ehre ab, Frankly's Taufzeugen zu sein. Fräulein St. Yves Stirn und Auge stralte vor Freude, sich Pate des Huronen zu sehn. Sie wusste nicht, wozu dieser ehrenvolle Titel sie verband; und sie nam diese Ehre an, ohne deren leidige Folgen zu kennen.

Da nie eine feierliche Handlung vor sich geht, worauf nicht ein grosser Schmaus folgt, so sezte man sich, wie man von der Taufe kam, zu Tische. Die Spasvögel aus Niederbretagne bemerkten an der Tafel: den Wein müsste man nicht taufen. Der Wein erfreut des Menschen Herz, sagte der Herr Prior, wie Salomo spricht. Und der Erzvater Juda, sezte der Bischof hinzu, musste sein Füllen an einen Weinstok binden und sein Kleid in Wein waschen, und seinen Mantel in Weinbeerblut. Sehr Schade, daß man nicht in Niederbretagne ein Gleiches thun kann, und daß Gott diesem Lande den Weinstok versagt hat.

Ein jeder bemühte sich über Frankly's Taufe einen wizigen Einfall und der Pate Galanterien zu sagen. Der immer fragfertige Amtshauptman fragte

den

den **Huronen**: ob er seine Versprechungen auch halten würde? " Ich sie nicht halten? Hab' ich sie nicht " in die Hände des Fräulein **St. Yves** abgelegt? "

Der **Hurone** ward warm; er trank tüchtig auf das Wohlsein seiner **Pate**. Wär' ich von Ihren Händen getauft worden, sagt' er zu ihr, so würde mich das kalte Wasser verbrannt haben, das man mir über die Scheitel gos. Dem **Amtshauptman**, der nicht wusste, wie gebräuchlich Allegorien in Kanada sind, dünkte diese Rede zu poetisch; allein die Fräulein **Pate** war damit ausserordentlich zufrieden.

Man hatte dem Getauften den Namen **Herkules** gegeben. Der Bischof fragte in Einem fort, was denn das für ein Heiliger sei? Er habe nie etwas von ihm gehört. Der Jesuit, ein gar hochgelahrter Mann, antwortete: Es wäre ein Heiliger, der zwölf Wunderwerke gethan habe. Er hätte zwar noch ein dreizehntes verrichtet, das all' die andern überträfe, für einen Jesuiten schikke es sich aber nicht, davon zu reden; darum woll' er die Sache auch nur ganz kurz berühren. Es bestände darin, daß er in Einer Nacht funfzig Jungfrauen in eben so viele Weiber verwandelt habe. Ein aufgewekter Kopf unter den Gästen machte von diesem Wunder viel Aufhebens, und scherzte darüber gar kräftiglich. Die Damen schlugen insgesamt die Augen nieder, und urtheilten aus **Frankly's** Gesichtsbildung, daß er den Namen dieses Heiligen nicht unwürdig führe.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Frankly verliebt.

Man mus gestehn, daß nach dieser Taufe und nach diesem Schmause Fräulein St. Yves brünstig wünschte, der Herr Bischof möchte sie und den Herrn Herkules, Frankly genannt, noch eines andern köstlichen Sakraments theilhaft machen. Da sie aber sehr wol erzogen und sehr bescheiden war, wagte sie es nicht, ihre zärtlichen Empfindungen sich selbst völlig einzugestehn; und wenn ihr ja ein Blik, ein Wort, eine Gebärde, ein Gedanke entwischte, so bedekte sie das alles mit dem Schleier einer unendlich liebenswürdigen Schamhaftigkeit. Sie war zärtlich, lebhaft und sittsam.

Sobald der Herr Bischof fort war, trafen Frankly und das Fräulein St. Yves sich an, fast ohne daran zu denken, daß sie sich gesucht hatten. Sie sprachen mit einander, ohne überdacht zu haben, was sie sich sagen wollten. Frankly sagte ihr sogleich: er liebe sie von ganzem Herzen, und die schöne Abakaba, worin er in seinem Lande so vergaft gewesen wäre, könnte mit ihr in gar keinen Vergleich kommen. Das Fräulein antwortete mit ihrer gewönlichen Bescheidenheit: er müsse hierüber, je eher je besser, mit seinem Onkel und seiner Tante sprechen; sie ihrer Seits wolle ihrem lieben Bruder, dem Abt von St. Yves, ein paar Worte davon sagen, und sie schmeichle sich mit einer allgemeinen Einwilligung.

Frankly antwortete ihr: er bedürfe keines Menschen Einwilligung. Es komme ihm ausserordentlich lä-

lächerlich vor, andre um das fragen zu wollen, was man thun soll; wenn zwei Parteien einig wären, wäre kein Dritter nötig, sie zu vereinigen. Ich frage Niemand um Rat, wenn ich Lust habe zu frühstükken, zu jagen oder zu schlafen. Ich weis wol, daß es bei Liebeshändeln nicht übel ist, die Einwilligung der Person zu haben, der man gut ist; da ich aber weder in meinen Oheim noch in meine Base verliebt bin, so hab' ich auch nicht nötig, mich an sie zu wenden; und wollten Sie mir folgen, Fräulein Patchen, so könnten Sie auch des Herrn Abt's von St. Yves entbehren.

Man kann leicht urtheilen, daß die schöne Bretagnerin alle Feinheit ihres Geistes aufbieten musste, ihren Huronen in die Schranken des Wolstandes zurükzubringen. Sie ward sogar böse, besänftigte sich aber bald wieder. Kurz man weis nicht, was diese Unterredung für ein Ende würde genommen haben, wenn nicht der Herr Abt mit einbrechendem Abend samt seiner Schwester nach seiner Abtei zurükgereist wäre. Frankly lies seinen Oheim und seine Base, die von der feierlichen Handlung und dem langen Schmause ein wenig müde waren, sich zur Ruhe begeben, und brachte einen Theil der Nacht damit zu, Verse in Huronischer Sprache auf seine Vielgeliebte zu machen. Denn man mus wissen, auf dem ganzen Erdboden giebt's kein Land, wo nicht die Liebe die Liebhaber zu Dichtern machte.

Den folgenden Tag, nach dem Frühstük, sprach sein Oheim, in Gegenwart des Fräuleins Kerkabon, die ganz gerührt war, folgendermaassen mit ihm: Mein lieber Neffe, dem Himmel sei dafür gedankt, daß Du nun die Ehre hast, ein Christ und Niederbretagner zu sein; doch das ist nicht hinlänglich. Mit mir geht es etwas bergauf. Mein Bru-

der

der hat nur ein kleines winziges Gütchen nachgelassen, das sehr wenig sagen will. Ich habe ein gutes Priorat, und willst Du nur Subdiakonus werden, wie ich von Dir hoffe, so resignir' ich Dir mein Priorat, und Du wirst recht gemächlich leben und der Trost meines Alters sein.

Hurone. Es geh' Ihnen beständig wol, lieber Oheim; leben Sie, so lang Sie nur immer können. Ich weis nicht, was das heisst, Subdiakonus sein, und eben so wenig, was das sagen will: resigniren. Mir ist alles recht, wenn ich nur Fräulein St. Yves in meine Gewalt kriege.

Prior. Mein Gott, lieber Neffe, was sagt Ihr da! Liebt Ihr denn dies Frauenzimmer so heftig?

Hurone. Ja wol.

Prior. Aber lieber Neffe, es ist unmöglich, daß Ihr sie heuraten könnt.

Hurone. O nichts möglicher, als das! Sie hat mir nicht nur beim Weggehn die Hand gedrükt, sondern mir auch versprochen, daß sie für mich anhalten will, und ich werde sie also ganz zuverlässig heuraten.

Prior. Unmöglich, schlechterdings unmöglich; sie ist ja Eure Pate. Es ist eine schrekliche Sünde, wenn eine Pate dem die Hand drükt, den sie zur Taufe gehalten. Es ist nicht erlaubt, diejenige zu heuraten, die unser Taufzeuge gewesen; das ist allen göttlichen und menschlichen Gesezen zuwider.

Hurone. Zum Teufel, Herr Onkel, Sie haben mich zum Besten. Warum soll's denn verboten sein, seine Pate zu heuraten, wenn sie jung und hübsch ist? In dem Buche, das Sie mir gegeben, hab' ich nie gefunden, daß es unrecht ist, die Mädchen zu heuraten, die den Leuten zur Taufe geholfen

haben.

haben. Alle Tage nem' ich wahr, daß man hier Vieles thut, was gar nicht in dem Buche steht, und von dem, was es vorschreibt, geschieht nichts. Ich mus Ihnen nur gestehn, daß mich das verwundert und verdrüsst. Raubt man mir die schöne St. Yves unter'm Vorwande meiner Taufe, so müsst Ihr wissen, entführ' ich sie, und enttaufe mich wieder.

Der Prior war ganz in Verwirrung geraten, und seine Schwester weinte. Lieber Bruder, sagte sie zu ihm, unser Neffe mus sich nicht in die ew'ge Verdammnis stürzen. Unser heiliger Vater, der Pabst, kann ihn ja dispensiren, und dann kann er mit derjenigen einen christlichglüklichen Wandel führen, die er liebt. Frankly umarmte seine Base und sagte: was ist denn das für ein liebenswürdiger Mann, der so gütig ist, und den jungen Leuten in ihren Liebeshändeln so förderlich? Ich will sogleich hin und mit ihm sprechen.

Man erklärte ihm, was der Pabst sei, und Frankly erstaunte noch mehr als zuvor. Lieber Herr Oheim, sagte er, von alle dem steht nicht Ein Wort in Ihrem Buche. Ich bin gereist und kenne das Meer; wir sind hier auf den Küsten des Ozean's, und ich sollte Fräulein St. Yves verlassen, um die Erlaubnis, sie zu lieben, mir von einem Menschen zu holen, der vierhundert Meilen von hier gegen das Mittelländische Meer zu wohnt, und dessen Sprache ich nicht verstehe? Ich finde das unbegreiflich lächerlich. Stehendes Fusses geh' ich nach dem Herrn Abt von St. Yves, der nur eine Meile von hier wohnt, und ich bürg' Euch dafür, noch heute heurat' ich meine Geliebte!

Wie er noch sprach, trat der Amtshauptmann herein, der ihn nach seiner löblichen Manier fragte,

wo er hinwollte? Fort von hier, um zu heuraten, sagte Frankiy in vollem Lauf. Nach einer Viertelstunde war er schon bei seiner schönen und lieben Niederbretagnerin, die noch schlief.

Ach lieber Bruder, sagte Fräulein Kerkabon zum Prior, aus unserm Neffen werdet Ihr nie einen Subdiakonus machen.

Der Amtshauptmann war mit dieser Reise sehr misvergnügt, denn er hatte sich's in den Kopf gesezt: sein Sohn sollte Fräulein St. Yves heuraten, und dieser Sohn war noch alberner und unerträglicher als der Vater.

Sechstes Kapitel.

Frankly läuft zu seiner Geliebten und wird wütend.

Kaum war Frankly angekommen, so hatt' er bei einer alten Magd sich erkundigt, wo das Zimmer seiner Geliebten wäre, hatte die nicht allzu gut verwahrte Thüre eingestossen und sich über ihr Bett hingestürzt. Fräulein St. Yves war voll Schrek aus dem Schlaf gefahren, und hatte gerufen: Wie? Sind Sie's?.... Ach ja Sie sind es!..... Halten Sie doch ein!.... Was wollen Sie denn machen? " Sie heuraten " Und er hätte sie in der That geheuratet, wenn sie sich nicht mit all' der Züchtigkeit eines Frauenzimmers von Erziehung widersezt hätte.

Frankly verstand keinen Spas; er fand all' diese Umstände ausserordentlich abgeschmakt. " So macht'

macht' es Abakaba nicht, mein erstes Liebchen! Sie haben keinen Tropfen redlichen Bluts im Leibe! Mir erst die Heurat zu versprechen, und dann mich nicht heuraten wollen! Das heisst die ersten Geseze der Ehre brechen. Wart! ich will Dich lehren Wort halten, und Dich wieder auf den rechten Weg der Tugend bringen. „

Frankly besas eine männliche und unerschrokne Tugend, seines Schuzpatrons Herkules würdig, dessen Namen man ihm in der Taufe gegeben hatte. Er war im Begrif, sie in ihrem ganzen Umfange zu äussern; als auf das durchdringende Geschrei des auf eine bescheidenere Art tugendhaften Fräulein's der weise Abt von Saint Yves, seine Haushälterin, ein alter gottesfürchtiger Bedienter, und ein Priester des Kirchspiels herbeieilten. Dieser Anblik minderte den Mut des hastig angreifenden Theils. Mein Gott, lieber Nachbar, sagte der Abt, was thun denn Sie da? Meine Schuldigkeit, sagte der Jüngling; ich erfülle meine Versprechungen, und die sind mir heilig.

Fräulein St. Yves brachte mit Erröten ihren Anzug wieder in Ordnung. Man führte Frankly'n in ein andres Zimmer. Der Abt stellte ihm nunmehr die Abscheulichkeit seines Verfahrens vor. Frankly vertheidigte sich mit den Vorrechten des natürlichen Gesezes, das er vollkommen inne hatte. Der Abt wollte dagegen beweisen, daß das positive Gesez den Vorzug hätte; und daß ohne die Uebereinkommnisse, welche die Menschen getroffen hätten, das Gesez der Natur fast nie etwas anders sein würde, als natürlicher Strassenraub. Notare, Priester, Zeugen, Kontrakte, Dispensationen, sagte er, wären unentbehrlich.

Frankly machte dagegen den unter den Wilden so gebräuchlichen Einwurf: Ihr müsst sehr unredliche

Leute sein, weil Ihr so viele Vorsicht und Verwahrungsmittel gegen einander nötig habt. Es fiel dem Abt hart, diese Schwierigkeit aufzulösen. Freilich ist nicht zu leugnen, sagte er, daß es viel unbeständige und betrügrische Leute unter uns giebt, doch daran würd' es auch nicht unter den Huronen fehlen, wenn sie in grossen Städten beisammen wohnten. Allein es giebt auch weise, bidere, einsichtsvolle Männer, und diese haben die Geseze abgefasst. Je rechtschafner man ist, je unterwürfiger mus man den Gesezen sein. Man giebt den Lasterhaften dadurch ein Beispiel, welche die Bande verehren, die die Tugend sich selbst angelegt hat.

Diese Antwort machte auf Frankly'n Eindruk. Wir haben schon bemerkt, daß er richtige Unterscheidungskraft hatte. Man besänftigte ihn durch schmeichelhafte Worte und gab ihm Hofnungen; die zwei Fallstrikke, worin die Bewohner der beiden Halbkugel sich fangen lassen. Man lies ihn sogar das Fräulein St. Yves wieder sehn, nachdem sie ihre Toilette gemacht hatte. Herkules beobachtete jezt die strengste Wolanständigkeit: demungeachtet aber nötigten seine funkelnden Augen das Fräulein, die ihrigen immer niederzuschlagen, und sezten die Gesellschaft in Furcht.

Es kostete unendlich viel Mühe, Frankly'n wieder zu seinen Anverwandten zurükzuschikken. Man musste sich nochmals des Ansehns bedienen, das die schöne St. Yves über ihn hatte; je mehr diese ihre Macht über ihn fühlte, desto mehr liebte sie ihn. Sie bewog ihn, sich wieder auf den Rükweg zu machen, war dabei aber sehr betrübt. Als er endlich fort war, fasste der Abt, der nicht nur der um viele Jahre ältere Bruder der St. Yves, sondern noch über dies Ihr Vormund war, den Entschlus, sein Mündel den

Zudringlichkeiten dieses schreklichen Liebhabers zu entziehn. Er ging zum Amtshauptmann, um ihn darüber zu Rate zu ziehn. Dieser, der seinen Sohn noch immer für die Schwester des Abt's bestimmte, riet ihm, das arme Mädchen in ein Klöster zu stekken. Dies war ein fürchterlicher Schlag für sie! Ein gleichgültiges Herz würde ein lautes Geschrei gemacht haben, wenn man es in einen solchen Jungfernzwinger hätte sperren wollen; allein ein liebendes Mädchen, ein eben so züchtig als zärtlich liebendes Mädchen musste darüber in Verzweiflung stürzen.

Herkules erzälte nach seiner Zuhausekunft den ganzen Vorfall mit seiner gewönlichen Treuherzigkeit. Der Prior that ihm die nemlichen Vorstellungen, die wol einigen Eindruk auf seinen Verstand, aber nicht den mindesten auf seine Sinne machten. Als er des folgenden Tages zu seiner schönen Gebieterin zurükkehren wollte, um wegen des Gesezes der Natur und Uebereinkommnis sich ausführlich mit ihr zu unterreden, kam der Amtshauptmann, und meldete ihm mit höhnender Freude: daß sie in einem Kloster wäre. Nun gut, sagte er, so werd' ich zu ihr in's Kloster gehn. Das geht nicht! versezte der Amtshauptmann. Er erklärte ihm sodann sehr weitläufig, was ein Kloster oder Konvent sei, daß dieses Wort aus dem Lateinischen conventus käme, welches eine Versammlung bedeutete.

Der Hurone konnte nicht begreifen, weshalb er nicht in diese Versammlung könne gelassen werden. Sobald er aber vernam, daß diese Versammlung eine Art Gefängnisses sei, worin man unverheuratete Frauenzimmer einsperrte — etwas Entsezliches und völlig Unbekanntes bei Huronen und Engländern — so ward er so wütend, als sein Schuzpatron Herkules,

da Eurytus, König von Oechalien, der, nicht minder grausam als der Abt von St. Yves, demselben seine schöne Tochter, die Jole abschlug, die nicht minder schön war, als des Abt's Schwester. Er nam sich vor, das Kloster in Brand zu stekken, seine Geliebte zu entführen, oder mit ihr in den Flammen umzukommen. Fräulein Kerkabon, die in einen gewaltigen Schrek hierüber geriet, entsagte mehr denn je allen Hofnungen, ihren Neffen als Subdiakonus zu sehn, und sagte mit weinenden Augen: seitdem er getauft wäre, hab' er ganz den ††† Gottseibeiuns im Leibe.

Siebentes Kapitel.

Frankly treibt die Engländer zurük.

In tiefe und düstre Melankolie versenkt ging unser Hurone gegen das Ufer des Meeres zu spazieren. Auf der Schulter hatt' er seine Flinte mit zwei Läufen und an der Seite einen grossen Säbel. Von Zeit zu Zeit schos er einige Vögel, und öfters wandelte ihn der Gedanke an, sich selbst vor den Kopf zu schiessen. Doch um Fräulein St. Yves willen war ihm das Leben noch immer lieb. Bald verflucht' er seinen Oheim, seine Base, ganz Niederbretagne und seine Taufe. Bald segnete er das Alles wiederum, weil er dadurch die Geliebte seiner Seele hatte kennen lernen. Er beschlos das Kloster in Brand zu stekken, und bedachte sich plözlich anders, weil ihm bange ward, seine Gebieterin mit zu verbrennen. Die Fluten des Kanals werden von den Ost- und Westwinden nicht

so

so heftig umhergetrieben, als sein Herz durch so viele gegeneinander kämpfende Regungen.

Indem er so mit schnellen Schritten fortwanderte, ohne zu wissen, wohin, hört' er den Schall einer Trommel, und sahe von weitem eine grosse Menge Volks, deren eine Hälfte nach dem Ufer hinströmte, und deren andre sehr schnell in's Land hineinflüchtete.

Von allen Seiten hörte man ein tausendfaches Geschrei. Neugier und Mut stürzten unsern Helden in Einem Augenblik nach dem Ort hin, wo das Geschrei herkam; vier Säze und er war dort. Der Befehlshaber der Miliz, der mit ihm beim Prior zu Abend gespeist hatte, erkannte ihn sogleich. Er lief ihm mit ofnen Armen entgegen und rief: Es ist Master Frankly; der soll für uns streiten. Die Miliz, die des Todes vor Angst war, fasste wieder Mut, und schriee gleichfalls: es ist Master Frankly! Es ist Master Frankly!

Was giebt's denn, meine Herren? sagte dieser: warum so erschrokken? Hat man etwa Ihre Geliebten in Klöster gestekt? Sogleich riefen hundert verwirrte Stimmen: Sehn Sie denn nicht die Engländer, die eben landen wollen? O! wenn's weiter nichts ist, versezte der Hurone; das sind brave Leute, die haben mir nie zugemutet, Subdiakonus zu werden, und haben mir nie meine Geliebte geraubt.

Der Befelshaber der Truppen sagte zu ihm darauf: Die Engländer kämen, um die Abtei vom Berge zu plündern, seines Oheims Wein auszutrinken, und vielleicht auch, um Fräulein St. Yves zu entführen. Das kleine Schif, das ihn nach Bretagne gebracht hätte, wäre nur gekommen, um die Küste auszukundschaften. Sie begingen Feindseligkeiten, ohne dem Könige von Frankreich Krieg angekündigt zu haben, und die ganze Provinz sei in Gefahr.

" O wenn das ist, so brechen sie das natürliche
" Gesez. Lasst mich nur machen Ich habe lang un-
" ter ihnen gewohnt, kenne ihre Sprache, und ich
" will mit ihnen reden. Ich glaube nicht, daß sie
" so was Arges im Schilde führen."

Wärend dieser Unterredung näherte sich das Englische Schifsgeschwader. Der Hurone wirft sich in einen kleinen Kahn, rudert bis an das Admiralsschif, steigt in dasselbe und fragt: ob es andem sei, daß sie hieher kämen, um das Land zu verheeren, ohne vorher als Biederleute Krieg angekündigt zu haben? Der Admiral und alle, die bei ihm am Bord waren, fingen ein lautes Gelächter an, liessen ihn Punsch trinken, und schikten ihn wieder zurük.

Frankly, den dies verdros, war auf weiter nichts bedacht, als sich für seine Landsleute und den Herrn Prior mit seinen ehmaligen Freunden wakker herumzuschlagen. Die benachbarten Edelleute eilten von allen Seiten herbei; Frankly gesellte sich zu ihnen. Man hatte einige Kanonen; er ladet, richtet sie, und brennt eine nach der andern los. Die Engländer schiffen sich aus; Frankly eilt ihnen entgegen, tödtet drei mit eigner Hand, und verwundet sogar den Admiral, der ihn zum Besten gehabt hatte. Seine Tapferkeit beseelte den Mut der ganzen Miliz. Die Engländer schiffen sich wieder ein, und die ganze Küste erscholl vom Siegesgeschrei: Es lebe der König! Es lebe Master Frankly! Ein jeder umarmte ihn, ein jeder bemühte sich das Blut einiger leichten Wunden, die er empfangen hatte, zu stillen. Ah! sagte er, wäre Fräulein St. Yves hier, sie legte gewis ein Verband auf meine Wunden.

Der Amtshauptman, der sich wärend des Gefechts im Keller verstekt hatte, machte ihm wie die übrigen sein Kompliment. Er stuzte aber sehr, als

er Master Herkules Frankly zu einem Duzend junger Leute, die sehr willig waren und ihn umringten, sagen hörte: Das ist noch nichts, meine Freunde, die Abtei befreit zu haben, wir müssen auch ein Mädchen befreien. Diese raschen Jünglinge fassten blos bei diesen Worten schon Feuer. Man folgte ihm in starker Anzal und eilte nach dem Kloster. Hätte der Amtshauptman den Befelshaber der Miliz davon nicht sogleich benachrichtet, und hätte man diesem muntern Trupp nicht augenbliklich nachgesezt, so wär' es um den armen Jungfernzwinger geschehn gewesen.

Man brachte Frankly'n zu seinem Oheim und zu seiner Base zurük, die ihn in Thränen der Zärtlichkeit badeten. Ich sehe wol, sagte sein Oheim zu ihm, daß aus Euch nie weder ein Subdiakonus noch ein Prior werden wird; ein Officier werdet Ihr aber dereinst werden, noch braver wie mein Bruder, der Hauptman, und wahrscheinlicherweise so sehr Bettler wie er. Und Fräulein Kerkabon, die ihn immer mit thränenden Augen umarmte, sagte: er wird sich wie mein Bruder todt schiessen lassen; es wäre weit besser, er würde Subdiakonus.

Frankly hatte im Gefecht eine grosse Börse voller Guineen gefunden, die wahrscheinlicherweise der Admiral hatte fallen lassen. Er zweifelte nicht, mit dieser Geldsumme ganz Niederbretagne zu erkaufen, und zumal Fräulein St. Yves zur grossen Dame zu machen. Jederman ermunterte ihn, eine Reise nach Versailles zu thun, um dort die Belohnung seiner Dienste zu erhalten. Der Befelshaber der Miliz und die Staabsofficiere überhäuften ihn mit Certifikaten.

Der Oheim und die Base billigten die Reise ihres Neffen. Er wird ohne alle Schwierigkeit dem Könige vorgestellt werden, dachten sie; und das al-

lein wird ihm schon in der Provinz ein grosses Ansehn verschaffen. Diese beiden guten Leute vermehrten aus ihren Ersparnissen die erbeutete Börse des Engländers noch um ein Ansehnliches. Frankly sagte bei sich selbst: Wenn ich den König sehe, werd' ich um das Fräulein St. Yves bei ihm anhalten, und er schlägt sie mir zuverlässig nicht ab. Sonach reiste er fort, unter lautem Jubel des ganzen Gaues, erstikt von Umarmungen, gebadet von den Thränen seiner Base, begleitet von dem Segen seines Oheims, und sich dem Andenken der schönen St. Yves empfelend.

Achtes Kapitel.

Frankly geht nach Hofe. Unterwegs speist er mit Hugenotten.

Frankly nam den Weg nach Saumür, mit der Landkutsche, weil es damals keine bessre Gelegenheit dahin gab. Als er in dieser Stadt eingetroffen war, erstaunt' er, sie beinahe wüst zu finden, und viele Familien im Begrif zu sehn, mit Sak und Pak wegzuziehn. Man sagte ihm, vor sechs Jahren wären mehr denn funfzehntausend Seelen in Saumür gewesen, und jezt befänden sich nicht mehr als sechstausend da.

Beim Abendessen unterlies er nicht, wieder von dieser Sache zu sprechen. Es befanden sich verschiedne Protestanten an der Tafel in seinem Gasthofe. Einige beschwerten sich bitterlich, andre knirschten mit den Zähnen vor Zorn, noch andre sagten mit Thränen: Nos dulcia linquimus arua, nos patriam fu-

fugimus. Frankly, der kein Latein verstand, lies sich diese Worte erklären, und man verdollmetschte sie ihm: Wir verlassen diese Wonnegefilde und fliehen unser Vaterland.

Hurone. Und weshalb fliehen Sie Ihr Vaterland, meine Herren?

Protestant. Weil man haben will, daß wir den Pabst anerkennen sollen.

Hurone. Und warum wollen Sie das nicht? Sie sind gewis nicht gesonnen, ihre Patinnen zu heuraten? Denn dazu giebt der Pabst ja Erlaubnis, wie man mir gesagt hat.

Protestant. Ach mein Herr, der Pabst sagt, er wäre Herr von den Einkünften der Könige.

Hurone. Von was für Profession, meine Herren?

Protestant. Grösstentheils Tuchmacher und Fabrikanten; übrigens ....

Hurone. Wenn Ihr Pabst sagte: er wollte Herr über Ihre Tücher und Fabriken sein, so würden Sie sehr recht thun, ihn nicht anzuerkennen; was aber die Könige anlangt, so lassen Sie die für sich selbst sorgen. Was kümmern Sie Sich um die?

Jezt nam ein kleiner schwarzröckichter Mann das Wort, und legte die Beschwerden der Gesellschaft mit vieler Gelehrsamkeit dar. Er sprach von der Widerrufung des Edikts von Nantes so nachdrüklich, und beklagte das Schiksal von funfzigtausend Familien, die flüchtig hatten werden müssen, und von funfzigtausend andern, welche die Dragoner bekehrt hatten, auf eine so rührende Art, daß Frankly Thränen vergos.

Hurone. Wie in aller Welt geht das zu, daß ein so grosser König, dessen Ruhm sich sogar bis zu den Huronen ausgebreitet hat, sich auf die Art so

vieler Herzen beraubt, die ihn würden geliebt und so vieler Aerme, die ihm würden gedient haben?

Der kleine Schwarzrok. Weil man ihn hintergangen hat, wie das allen grossen Königen widerfährt. Man hat ihn überredet: er dürfe nur Ein Wort sprechen, und alle Menschen würden denken wie er; und unsre Religionsveränderung würde sich eben so leicht und in solchem Nu bewerkstelligen lassen, wie die Dekorationsverändrungen in seinen Opern durch seinen Kapellmeister Lulli.

Er verliert nicht nur bereits fünf bis sechsmalhunderttausend sehr nüzliche Unterthanen, sondern er macht sich auch Feinde. Der König Wilhelm, der jezt England beherrscht, hat verschiedne Regimenter aus eben den Franzosen errichtet, die für ihren Monarchen würden gekämpft haben. Dies Unglük ist um so erstaunenswürdiger, da der jeztregierende Pabst, dem Ludwig der Vierzehnte einen Theil seines Volks aufopfert, sein erklärter Feind ist. Schon seit neun Jahren haben sie einen sehr heftigen Streit, der so weit ist getrieben worden, daß Frankreich hofte, endlich das Joch zerbrochen zu sehn, das dies Reich seit so vielen Jahrhunderten jenem Fremdlinge unterwürfig macht, und zumal ihm kein Geld mehr zu geben, dies Triebrad aller menschlichen Handlungen. Hieraus ergiebt sich denn ganz klar, daß man diesen grossen König, sowol in Betref seines Interesse's als auch in Rüksicht auf den Umfang seiner Macht, hintergangen, und seinem edeldenkenden Herzen einen empfindlichen Stos beigebracht hat.

Hurone (der immer weicher wird.) Was sind denn das für Franzosen, die diesen Monarchen hintergehn, der den Huronen so theuer ist?

Der kleine Schwarzrok. Jesuiten; und zumal der Pater de la Chaise, des Königs Beichtvater.

Man

Man mus hoffen, daß Gott sie einst dafür strafen wird, und daß sie auch werden vertrieben werden, wie sie jezt uns vertreiben. Kann wol ein Elend grösser sein, als das unsrige? Der Herr de Louvois sendet uns von allen Seiten Jesuiten und Dragoner auf den Hals.

Hurone (der nicht länger an sich halten kann.) Nun, meine Herren, ich gehe nach Versailles, um dort, wie sich's gebührt, die Belohnung für meine Dienste zu erhalten. Ich will mit diesem Herrn de Louvois sprechen; man hat mir gesagt, daß er derjenige ist, der den Krieg von seinem Kabinete aus führt. Auch werd' ich den König sehn und ihm die wahre Beschaffenheit der Sache vorstellen. Wahrheit deutlich vorgestellt, macht schlechterdings Eindruk. Ich komme bald wieder zurük, um Fräulein St. Yves zu heuraten, und bitte Sie sämtlich zur Hochzeit.

Diese guten Leute hielten ihn nunmehr für einen grossen Herrn, der inkognito mit der Landkutsche reiste; einige aber namen ihn für den lustigen Rat des Königs. Am Tische befand sich auch ein verkleideter Jesuit, der ein Spion des hochwürdigen Pater de la Chaise war. Dieser gab dem Pater von Allem Nachricht, und Leztrer unterrichtete sodann den Herrn de Louvois. Der Spion schrieb; und sein Brief und Frankly trafen fast zu gleicher Zeit in Versailles ein.

Neuntes Kapitel.

Frankly kömmt zu Versailles an. Wie er aufgenommen wird.

Frankly langte in einem pot de chambre *) im Küchenhofe an. Er fragte die Sänftenträger: um welche Stunde man den König sehn könnte. Diese lachten ihm in die Zähne, wie der Englische Admiral. Er behandelte sie so wie den, er schlug sie. Sie wollten ihn mit gleicher Münze bezalen, und es würd' einen blutigen Auftritt gegeben haben, wenn nicht ein Gardedücorps, ein Edelmann aus Bretagne, dazugekommen wäre, und den Hans Hagel auseinander gejagt hätte.

Mein Herr, sagte unser Reisende zu diesem Edelmann, Sie scheinen ein wakrer Mann zu sein; ich bin der Neffe des Herrn Priors vom Berge U. L. Frauen .....

Ich habe die Engländer geschlagen, und will mit dem Könige sprechen ...... Ich bitte, führen Sie mich auf sein Zimmer. Der Gardedücorps entzükt, einen so braven Landsman zu finden, der ihm aber mit den Gebräuchen des Hofes nicht bekannt zu sein schien, sagte ihm: so geschwind käme man nicht vor den König, man müsse ihm durch den Herrn de Louvois vorgestellt werden.

Hurone. Nun gut, so führen Sie mich zum Herrn de Louvois, der wird mich ohne Zweifel zu Sr. Majestät bringen.

Der Gardedücorps. Es hält noch weit schwerer, vor den Herrn de Louvois zu kommen, als vor

*) Ein Fuhrwerk von Paris nach Versailles, das mit einem kleinen bedekten Schuttkarrn Aehnlichkeit hat.

vor den König. Ich will Sie aber zu seinem ersten Sekretär, dem Herrn Alexander führen; das ist so gut, als ob Sie den Minister selbst sprächen.

Sie gingen sonach zu diesem ersten Sekretär, dem Herrn Alexander; konnten aber nicht vorgelassen werden, weil er mit einer Hofdame wichtige Angelegenheiten abzumachen und Befel gestellt hatte, jederman abzuweisen. Ist weiter nichts versehn! sagte der Gardedücorps. Wir wollen zu Herrn Alexander's erstem Sekretär gehn; das ist so gut, als sprächen Sie Herrn Alexander selbst. Voller Erstaunen folgte ihm der Hurone. Sie blieben eine halbe Stunde in einem kleinen Vorgemach.

Was will denn das alles sagen? fing Frankly an. Ist denn hier zu Lande jederman unsichtbar? Es ist ja weit leichter, sich in Niederbretagne mit den Engländern herumzuschlagen, als in Versailles Leute anzutreffen, mit denen man zu thun hat. Er vertrieb sich sodann die Zeit damit, daß er seine Liebesgeschichte seinem Landsman erzälte. Allein es schlug ein Uhr, und dies rief den Gardedücorps auf seinen Posten. Sie versprachen sich, Morgen einander wiederzusehn.

Frankly blieb noch eine gute halbe Stunde im Vorgemach, und dachte an Fräulein St. Yves, und an die Schwierigkeiten, die es kostet, mit Königen und mit ersten Sekretären zu reden. Endlich erschien der grosse Gönner und Frankly sagte zu ihm: Mein Herr, hätt' ich so lange warten wollen, die Engländer zurükzutreiben, als Sie mich hier auf Audienz haben warten lassen, so würden sie jezt nach Herzenslust ganz Niederbretagne verwüsten und verheeren. Diese Worte machten den Sekretär stuzig. Endlich sagt' er zu unserm Bretagner: Was verlangen Sie?

Hurone. Belohnung; und hier sehn Sie weshalb. (legt ihm alle seine Certifikate vor.)

Se-

Sekretär. (nachdem er sie übersehn.) Höchst wahrscheinlicherweise wird man ihnen die Erlaubnis geben, sich eine Lieutenantsstelle zu kaufen.

Hurone. Ich, Geld ausgeben dafür, daß ich die Engländer zurükgeschlagen habe? Ich mir das Recht erkaufen, mich für Euch todtschiessen zu lassen, indes Ihr hier nach aller Behäglichkeit Audienzen ertheilt? Ich glaube, Herr, Sie spassen! Eine Rittmeisterstelle verlang' ich, und das umsonst. Daß der König Fräulein St. Yves aus dem Kloster befreit und mir zur Frau giebt, das verlang' ich. Uebrigens will ich mit dem Könige zum Besten von funfzigtausend Familien sprechen, die ich ihm wiederzuverschaffen hoffe Mit Einem Worte: ich will nüzlich sein; man gebe mir Dienste und befördre mich.

Sekretär. Wie ist Ihr Name, mein Herr, der Sie in so hohem Tone reden?

Hurone. O ho! haben Sie denn meine Certifikate nicht gelesen? Verfährt man hier so? Ich heisse Herkules de Kerkabon, bin getauft, logire im blauen Zifferblatte; und werde mich beim Könige über Sie beschweren.

Der Sekretär schlos hieraus, wie die Leute zu Saumür, mit seinem Gehirn sei's nicht allzurichtig, und kümmerte sich wenig um seine Reden. An eben dem Tage hatte der hochehrwürdige Pater de la Chaise, der Beichtvater Ludwig's des Vierzehnten, den Brief seines Spions erhalten, worin Herkules de Kerbakon aus Bretagne angeklagt ward, in seinem Herzen die Hugenotten zu begünstigen und das Betragen der Jesuiten zu verdammen. Herr de Louvois hatte seiner Seits einen Brief vom fragsüchtigen Amtshauptman erhalten, der Frankly'n als einen argen und lüderlichen Buben abmalte, welcher Klöster in Brand stekken und Mädchen entführen wollte.

Nach-

Nachdem Frankly in den Gärten von Versailles umherspaziert war, ging er nach Hause, weil er da Langeweile empfand, und hielt seine Abendmalzeit als echter Hurone und Niederbretagner. Er legte sich in der süssen Hofnung zur Ruhe, den folgenden Tag den König zu sprechen, Fräulein St. Yves zur Frau zu bekommen, wenigstens Rittmeister zu werden, und der Verfolgung der Hugenotten ein Ende zu machen.

Er wiegte sich in diesen schmeichelhaften Hofnungen, als die Marechaussée in seine Stube trat. Sie bemächtigte sich sogleich seiner Flinte mit zwei Läufen und seines grossen Säbels. Man machte ein Verzeichnis von allem seinem baaren Gelde, und führte ihn nach dem Schlosse, das König Karl der Fünfte, Johann des Zweiten Sohn, in der Rue Saint-Antoine neben dem Kriminalgericht hat aufführen lassen.

Ich stell' es jedem anheim, sich die Grösse des Erstaunens zu denken, von dem unser Hurone unterwegs gefesselt war. Anfänglich hielt er alles für einen Traum, und blieb eine Zeitlang in dieser Betäubung. Auf einmal ris ihn eine Wut, die seine Kräfte verdoppelte, aus derselben heraus. Er fasste zwei von seinen Geleitsmännern, die bei ihm im Wagen sassen, bei der Kehle, warf sie aus dem Schlage, sprang hinter ihnen her, und schleuderte einen dritten zu Boden, der ihn aufhalten wollte. Durch diese heftige Bewegung fiel er selbst nieder. Man band ihn und legte ihn wieder in den Wagen. Ha! sagte er, das ist also die Belohnung, wenn man die Engländer aus Niederbretagne jagt! Was würdest Du sagen, schöne St. Yves, wenn Du mich in diesem Zustande sähest?

Man kam endlich an der ihm bestimmten Wohnung an, und trug ihn in das Gemach, worin er sollte eingesperret werden, stillschweigend wie einen

Todten, den man auf den Kirchhof trägt. In diesem Kerker schmachtete schon seit zwei Jahren ein alter Einsiedler von Port Royal, Namens Gordon. Da bring' ich Euch Gesellschaft, sagte das Oberhaupt der Sbirren zu ihm. Sogleich verschlos man die dikke eisenbeschlagne Thür mit ungeheuren Riegeln, und die beiden Gefangnen waren nunmehr von der ganzen Welt abgesondert.

Zehntes Kapitel.

Frankly in der Bastille mit einem Jansenisten.

Herr Gordon war ein noch rüstiger und heitrer Alter, der zwei grosse Dinge erlernt hatte, Widerwärtigkeiten ertragen und Unglükliche trösten. Er ging seinem Mitgefangnen mit ofnem und mitleidigem Wesen entgegen, und sagte, indem er ihn umarmte: Wer Sie auch sein mögen, Sie, der Sie kommen, mein Grab mit mir zu theilen, sein Sie versichert, daß ich stets mich selbst vergessen werde, um Ihre Quaalen in dem höllischen Abgrunde zu lindern, in den wir Beide gestürzt sind. Wir wollen die Vorsehung anbeten, die uns hieher geführt hat, und mit Geduld leiden und hoffen.

Diese Worte wirkten auf Frankly'n wie Englische Tropfen auf einen Sterbenden, den sie in's Leben zurükrufen; mit Erstaunen schlug er seine Augen halb auf. Nach den ersten Komplimenten flößte Gordon Frankly'n, ohne in ihn zu dringen, ihm die Ursach seines Unglüks zu erzälen, durch seine ange-

neme

neme Unterhaltung und durch jenen Antheil, den zwei Unglükliche an einander zu nemen pflegen, das Verlangen ein, ihm sein Herz zu öfnen, und die Bürde abzuwälzen, die ihn zu Boden drükte. Doch den Grund seines Unglüks konnt' er nicht erraten; es schien ihm eine Wirkung ohne Ursach zu sein, und der gute alte Gordon war hierüber so erstaunt als er selbst.

Gott mus grosse Absichten mit Ihnen vorhaben, sagte der Jansenist zum Huronen, weil er Sie vom See Ontario nach England und Frankreich geführt, Ihnen die Taufe in Niederbretagne verschaft und zu Ihrem Seelenheil Sie an diesen Ort gebracht hat. Ich glaube bei meiner Treu! versetzte Herkules, blos der Teufel hat sich in mein Schiksal gemischt. Meine Landsleute würden mir nie so barbarisch begegnet haben, wie man mir hier begegnet; davon haben sie keinen Begrif. Man nennt sie Wilde; es sind sehr rohe aber biedre Leute; und hier zu Lande sind die Menschen erzabgefeimte Schurken. Mich nimmt's in der That herzlich Wunder, aus einer andern Welt nach dieser zu kommen, um mit einem Priester unter vier Riegeln eingesperrt zu werden. Doch zugleich besinn' ich mich, wie ungeheuer viel Menschen aus der einen Halbkugel abreisen, um sich in der andern todtschlagen zu lassen, oder sie leiden unterwegs Schifbruch und werden von den Fischen verzehrt. Was Gott mit diesen Leuten für gütige Absichten hat, seh' ich nicht ein. Man reichte ihnen durch einen Schieber ihr Essen.

Ihre Unterredung betraf die Vorsicht, die lettres de cachet, und die Kunst, den Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, welchen jeder Mensch in dieser Welt ausgesezt ist. Zwei Jahre bin ich nun hier, sagte der Alte, ohne andern Trost, als den ich aus

mir selbst oder aus meinen Büchern schöpfe. Noch hab' ich keinen Augenblik üble Laune gehabt. Ach Herr Gordon, rief Frankly, ich sehe wohl, Sie lieben Ihre Patin nicht. Denn liebten Sie Fräulein St. Yves wie ich, so würden Sie voller Verzweiflung sein. Bei diesen Worten konnt' er seine Thränen nicht zurükhalten; und er fühlte sich dadurch etwas minder beklommen.

Aber wie kömmt's, sagte er, daß diese Thränen Linderung verschaffen? Mich dünkt, sie sollten grade das Gegentheil bewirken. Mein Sohn, sagte der Alte, alles an uns ist physisch. Jede Absonderung thut dem Körper wol; und alles, was den erleichtert, erleichtert auch die Seele; wir sind die Maschinen der Vorsehung. Frankly, der, wie wir bereits verschiedenemale bemerkt haben, viel Verstand besas, dachte über diesen Begrif, von dem er den Saamen in seiner Seele zu besitzen schien, tief nach. Sodann fragt' er seinen Gefährten, weshalb seine Maschine seit zwei Jahren unter vier Riegeln eingesperrt sei?

Wegen der wirkenden Gnade, versezte Gordon. Man hält mich für einen Jansenisten; ich habe Arnaud und Nicole gekannt, und die Jesuiten haben uns verfolgt. Wir glauben, daß der Pabst nicht mehr ist, wie ein andrer Bischof, und deshalb hat der Pater de la Chaise vom Könige, seinem Beichtsohn, den Befehl ausgewirkt, mir ohne weitres rechtliches Verfahren das schäzbarste Gut zu rauben, das der Mensch hat — die Freiheit.

„Kurios, so viele Unglükliche mir noch vorgekommen sind, alle waren es des Pabstes wegen. Von Ihrer wirkenden Gnade mus ich Ihnen frei bekennen, versteh' ich nichts; das aber halt' ich für eine besondre Gnade Gottes, daß er mich in meinem Elende einen Mann, wie Sie, hat finden lassen,

" sen, der in mein Herz einen Trost giesst, dessen ich
" mich unfähig hielt. "

Jeden Tag ward ihre Unterhaltung wichtiger und lehrreicher, und die Seelen der beiden Gefangnen hefteten sich fest an einander. Der Alte wusste viel, und der junge Mann wollte viel lernen. Nach einem Monat legt' er sich auf die Geometrie, und das mit dem brennendsten Eifer. Gordon lies ihn Rohault's Physik lesen, die damals noch Mode war, und jener hatte Einsicht genug, nichts denn Ungewisheiten darin zu finden. Hierauf las er den ersten Band der Recherche de la vérité. Dies neue Licht machte seinen Geist hell.

Wie! sagte er; so sehr täuschen uns unsre Einbildungskraft und unsre Sinne! Wie, die Gegenstände um uns her erzeugen nicht unsre Begriffe, und wir können solche uns nicht selbst geben? Nachdem er den zweiten Band gelesen hatte, war er mit dem Verfasser nicht mehr so zufrieden, und er machte den Schlus: niederreissen sei viel leichter als aufbauen.

Sein Mitbruder erstaunt, daß ein unwissender Jüngling diese Bemerkung machte, die nur für geübte Köpfe gehört, fasste hieraus eine grosse Meinung von seinem Verstande, und heftete sich noch mehr an ihn.

Ihr Mallebranche, sagte Frankly eines Tages zu ihm, scheint mir die Hälfte seines Buchs mit seinem Verstande und die andre Hälfte mit seiner Einbildungskraft und seinen Vourtheilen geschrieben zu haben.

Einige Tage hernach fragte ihn Gordon: Was denken Sie von unsrer Seele, von der Art, wie wir Begriffe erlangen, von unserm freien Willen und von der wirkenden Gnade? Nichts, erwiederte Frankly; und wenn ich ja etwas dächte, so wär' es das: daß wir, wie

die Gestirn' und Elemente, uns unter der Macht des ewigen Wesens befinden; daß dieses alles in uns wirkt; daß wir die kleinen Räder in der unermeslichen Maschine sind, deren Seele jenes Wesen ist; daß es nach allgemeinen Gesezen und nicht nach besondern Absichten handelt. Dies allein scheint mir begreiflich, alles Uebrige ist für mich ein Abgrund von Finsternis.

" Aber, mein Sohn, das hiesse ja Gott zum
" Urheber der Sünde machen. " " Aber, mein Va-
" ter, Ihre wirkende Gnade macht nicht weniger
" Gott zum Urheber der Sünde. Denn es ist ge-
" wis, daß diejenigen, denen diese Gnade versagt
" ist, sündigen müssen, und wer uns dem Bösen über-
" lässt, ist der nicht der Urheber des Bösen? "

Dieser naive Einwurf trieb den guten Alten sehr in die Enge; er fühlte, daß er sich vergebens bestrebte, aus diesem Schlamme sich emporzuarbeiten; er häufte Worte auf Worte, die Sinn zu haben schienen, und keinen hatten; (im Geschmak der physischen Prädetermination) so daß er Frankly'n wirklich dauerte. Die streitige Frage hing mit dem Ursprung des Bösen und Guten ersichtlich zusammen: und daher musste der arme Gordon Pandoren's Büchse, Ormuzd's Ei von Ahriman zerbrochen, die Feindschaft von Typhon und Osiris und endlich die Erbsünde die Musterung passiren lassen.

Sie wandelten in dieser tiefen Nacht Beide herum, ohne ein einzigesmal zusammenzutreffen. Bei alle dem aber lenkte doch dieser Roman der Seele ihre Aufmersamkeit von der Betrachtung ihres eignen Unglüks ab, und die Menge des über den Erdkreis verbreiteten Ungemachs minderte durch einen sonderbaren Zauber das Gefühl ihrer Leiden; sie wagten es nicht, sich zu beklagen, da alles litt.

Aber in den einsamen Stunden der Nacht löschte das Bild der schönen St. Yves alle metaphysische und moralische Vorstellungen in der Seele ihres Geliebten aus. Mit thränenfeuchten Augen stand er auf, und der alte Jansenist vergas seine wirkende Gnade, den Abt Saint Cyran und Jansenius, um einen jungen Menschen zu trösten, von dem er glaubte, daß er eine Todsünde beginge.

Hatten sie lange genug gelesen oder disputirt, und räsonnirt, so sprachen sie noch von ihren Schiksalen und hatten sie darüber ganz vergeblich gesprochen, so lasen sie wieder, entweder zusammen oder jeder für sich. Der Verstand des jungen Mannes ward von Tage zu Tage gebildeter, und er würd' es vornämlich in der Matematik weit gebracht haben, hätte Fräulein St. Yves ihn nicht so sehr zerstreut.

Er las nun die Geschichte, und die machte ihn betrübt. Die Welt schien ihm zu boshaft und zu elend. In der That ist die Geschichte nichts als ein Gemälde von Verbrechen und Unglüksfällen. Die Menge unschuldiger Menschen verschwindet auf diesem ungeheuern Schauplaz. Die handelnden Personen darauf sind nur verderbte Ehrgeizige. Es scheint, als ob die Geschichte, wie die Tragödie, nicht gefällt und matt und frostig ist, wenn nicht Leidenschaften, Frevelthaten und grosse Unglüksfälle ihr Leben und Feuer geben. Klio mus so gut mit dem Dolche bewafnet sein, als Melpomene.

Wiewol die Französische Geschichte, so gut wie alle übrigen, mit Abscheulichkeiten angefüllt ist, so schien sie ihm gleichwol im Anfange so ekelhaft, in der Mitte so trokken und endlich so klein, selbst zu den Zeiten Heinrich's des Vierten, stets so ent-

blösst von allen grossen Denkmälern und den herrlichen Erfindungen, wodurch andre Völker sich berühmt gemacht haben, daß er sich genötigt sahe, gegen die Langeweile anzukämpfen, wie er sich durch die weitläufige Erzälung der unmerkwürdigen Unglüksfälle durcharbeitete; die sich dicht aufeinander gedrängt in diesem Winkel der Erde zugetragen haben.

Gordon dachte hierin wie er. Sie lachten Beide voller Mitleid, wenn von den unumschränkten Beherrschern von Fezensac, Fesansaguet und Astarak die Rede war. Ein Studium ihrer Geschichte könnte nur allenfals für ihre Erben, wenn sie deren hätten, nüzlich sein. Die schönen Jahrhunderte der Römischen Republik machten unsern Huronen bisweilen gegen die ganze übrige Erde gleichgültig. Das siegreiche und allen übrigen Nationen Geseze vorschreibende Rom füllte seine ganze Seele an. Herz und Einbildungskraft glühten, wenn er dies Volk betrachtete, das der Enthusiasmus der Freiheitsliebe und der Ruhmbegier siebenhundert Jahre lang beherrscht hatte.

So verflossen Tage, Wochen, Monate; und wär' er nicht verliebt gewesen, so würd' er sich mitten im Wohnsiz der Verzweiflung glüklich gepriesen haben. Sein gutes Herz war auch wegen des wakkern Prior's, seines Oheim, und wegen der gefühlvollen Kerkabon nicht wenig bekümmert. Was werden sie denken, wiederholte er oft, wenn sie keine Nachrichten von mir erhalten? Sie werden mich ganz gewis undankbar glauben. Dieser Gedanke quälte ihn sehr, und er bedauerte diejenigen, die ihn liebten, weit mehr als sich selbst.

Eilftes Kapitel.

Auf was Art sich Frankly's Genie entwikkelt.

Das Lesen erweiterte die Seele und ein aufgeklärter Freund tröstete sie. Unser Gefangne genos diese beiden Vortheile, an die er vorher gar nicht gedacht hatte. Beinahe bin ich geneigt, Verwandlungen zu glauben, sagte er; denn ich bin aus einem unvernünftigen Thiere ein Mensch geworden. Er schafte sich für einen Theil seines Geldes, worüber man ihm zu disponiren erlaubte, eine auserlesene Bibliothek. Sein Freund munterte ihn auf, seine Bemerkungen niederzuschreiben. Hier sind seine Gedanken über die alte Geschichte:

„Ich stelle mir vor, daß es allen Nationen „sehr lange Zeit so wie mir ergangen ist, daß sie „nur erst spät Unterricht erlanget haben, daß sie „Jahrhunderte hindurch nur um den gegenwärtigen „Augenblik, sehr wenig um die Vergangenheit, und „nie um die Zukunft sich bekümmert haben. Ich „habe fünf oder sechshundert Meilen von Kanada „durchstreift, und nie ein einziges Denkmal daselbst „angetroffen; niemand weis dort, was sein Vater „gethan hat. Sollte das nicht der natürliche Zu„stand des Menschen sein? Die Bewohner dieser „Gegend scheinen mir jenen weit überlegen. Sie „haben seit vielen Jahrhunderten durch Kunst und „Kenntnisse ihr Wesen erhöhet. Etwa deshalb, „weil sie Haare am Kinn haben, und weil Gott „den Amerikanern den Bart versagt hat? Ich kann „mir das nicht vorstellen. Denn die Schinesen ha-

„ ben doch wenig Bart, und treiben gleichwol seit
„ länger denn fünftausend Jahren Künst' und Wis-
„ senschaften. In der That mus diese Nation, da
„ sie von länger denn von viertausend Jahren her
„ Jahrbücher hatte, schon seit funfzig Jahrhunderten
„ blühend gewesen sein.

„ Eins fällt mir haupsächlich in der alten Ge-
„ schichte von Schina auf, daß nämlich fast alle
„ Ereignisse darin wahrscheinlich und natürlich sind.
„ Ich bewundre sie deshalb, daß gar nichts Wun-
„ derbares darinn vorkömmt.

„ Weshalb geben sich alle andre Nationen ei-
„ nen fabelhaften Ursprung? Die alten Französischen
„ Chroniken, deren Alterthum nicht einmal sehr gros
„ ist, lassen die Franzosen von Frankus, einem
„ Sohne Hektor's abstammen. Die Römer geben
„ vor, sie wären von einem Phrygier entsprungen,
„ wiewol es in ihrer Sprache kein einziges Wort
„ giebt, das mit einem Phrygischen die mindeste
„ Aehnlichkeit hätte. Götter haben zehntausend Jahre
„ Aegypten bewohnt, und Teufel Scythien, woselbst
„ sie die Hunnen gezeugt haben.

„ Vor dem Thucydides find' ich nichts denn
„ Romane, die dem Amadis gleichen, aber lange
„ nicht so unterhaltend sind. Ueberall nichts denn
„ Erscheinungen, Orakel, Wunder, Zaubereien,
„ Verwandlungen, Traumdeutungen, wovon das
„ Schiksal der grössten Reiche und der kleinsten Staa-
„ ten abhängt. Hier sprechen Thiere, dort werden
„ welche angebetet; Götter werden in Menschen,
„ und Menschen in Götter verwandelt. Ha! wenn
„ wir Fabeln bedürfen, so sollten dieselben wenigstens
„ Sinnbilder der Wahrheit sein. Ich liebe die Fa-
„ beln der Weltweisen, lache über die der Kinder
„ und hasse die der Betrüger. “

Eines

Eines Tages fiel ihm eine Geschichte des Kaisers Justinian in die Hände. Er las darin, daß einige Ignoranten von Geistlichen zu Konstantinopel, in sehr schlechtem Griechisch, ein Edikt gegen den grössten Feldherrn der damaligen Zeit hatten ausgehn lassen, weil dieser Held in einer Gesellschaft, in der Hize des Gesprächs, folgende Worte gesagt hatte: Die Wahrheit leuchtet mit ihrem eignen Lichte und macht den Verstand des Menschen nicht durch die Flammen des Scheiterhaufens helle. Die Erzorthodoxen behaupteten: dieser Saz sei kezerisch, schmekke nach Kezerei, und das gegenseitige Axiom sei rechtgläubig und der Griechischen Religion gemäs: Man erhellet den Verstand der Menschen durch die Flamme des Scheiterhaufens und die Wahrheit kann nicht mit ihrem eignen Lichte leuchten. Die Erzorthodoxen verdammten auf diese Art verschiedne Reden dieses Feldherrn und gaben ein Edikt gegen ihn heraus.

Wie? rief Frankly, solche Leute lassen Edikte ausgehn? Edikte waren es nicht, erwiederte Gordon; es waren Protestationen, worüber sich ganz Konstantinopel aufhielt, und zumal der Kaiser. Dieser weise Fürst hatte diesen Geschöpfen solche Schranken zu sezen gewusst, daß sie nichts denn Gutes thun konnten. Ihm war bekannt, daß diese Herren und mehrere andre Priester die Geduld seiner Vorgänger, in weit wichtigern Dingen, durch ihre Protestationen ermüdet hatten. Daran that er sehr wol, sagte Frankly; man mus die Geistlichen unterstüzen und sie in Zaum halten.

Er schrieb noch viele andre Bemerkungen nieder, die den alten Gordon stuzig machten. Wie, sagte er bei sich selbst, ich habe funfzig Jahre auf meinen

Unterricht gewandt, und fast fürcht' ich, daß ich den natürlichen gesunden Verstand dieses beinahe wilden Kindes nicht erreichen kann. Mir ist bange, mit vielem Fleis und mit vieler Mühe Vorurtheile in meinem Geiste befestigt zu haben; er hingegen giebt blos der Natur Gehör.

Der gute Alte hatte einige von jenen kleinen kritischen Schriften, von jenen periodischen Broschüren, worin Menschen, die nicht fähig sind selbst etwas zu machen, die Produkte andrer anschwärzen, worin die Viese', die Racinen und die Faedit die Fenelons verhöhnen; Frankly durchlief einige davon. Sie kommen mir, sagte er, wie jene Insekten vor, die ihre Eier in den Hintern der schönsten Pferde legen, ohne daß diese dadurch am Laufen gehindert werden. Die beiden Philosophen würdigten diese Exkremente der Litteratur kaum eines Bliks.

Sie namen sodann die Anfangsgründe der Sternkunde vor. Frankly lies Himmelskugeln kommen, und dies grosse Schauspiel sezte ihn in Entzükken. Wie hart ist es, sagte er, den Himmel erst kennen zu lernen, nachdem man mir die Freiheit geraubt hat, ihn zu betrachten. Jupiter und Saturn durchrollen diese unermeslichen Räume; Millionen Sonnen erleuchten tausend Millionen Welten; und auf dem Erdwinkel, wohin ich verschlagen bin, befinden sich Wesen, die mich, ein sehendes und denkendes Wesen, aller dieser Welten berauben, die mein Blik hätte erreichen können, und auch der Welt, worauf mich Gott hat lassen geboren werden. Das Licht, das für den ganzen Erdkreis geschaffen ist, hat man mir auf immer entzogen. Unter dem nördlichen Himmel, wo ich meine Kindheit und Jugend zubrachte,

hat man mir es nicht verborgen. Ohne Sie, trauter Gordon, wär' ich hier in ein Nichts versunken.

Zwölftes Kapitel.

Was unser Hurone von den Theaterstükken denkt.

Der junge Hurone glich einem von jenen gutartigen Bäumen, die aus einem undankbaren Boden auf einen günstigen Erdstrich versezt, ihre Aeste und Wurzeln sehr bald ausbreiten; und es war ganz ausserordentlich, daß dies bessre Land für ihn ein Gefängnis war.

Unter den Büchern, womit sich unsre Gefangne ihre Nebenstunden hindurch unterhielten, befanden sich auch einige Poesien, Uebersezungen Griechischer Trauerspiele und Französischer Theaterstükke. Die Verse, die von Liebe redeten, brachten Vergnügen und Schmerz zugleich in Frankly's Seele. Sie sprachen alle von seiner trauten St. Yves mit ihm. Die Fabel von den beiden Tauben durchbohrte ihm das Herz; er war noch weit davon entfernt, nach seinem Taubenschlage zurükzukehren.

Moliere bezauberte ihn; er lehrte ihn die Sitten von Paris und vom ganzen menschlichen Geschlechte kennen. Welchem von seinen Stükken geben Sie den Vorzug? fragte ihn Gordon. " Dem " Tartüf ohn' alles Bedenken. „ " Ich auch; " denn ein Tartüf hat mich in dieses Loch gebracht " und vielleicht haben auch Tartüffe an Ihrem " Unglük Schuld. . . . . Wie finden Sie diese

" Grie-

„Griechische Tragödien?“ „Recht gut für Griechen.“

Nachdem aber Frankly die neue Iphigenie, Phädra, Andromache, Athalie gelesen hatte, war er ganz in Extase. Er seufzte, vergos Thränen und hatte sie ganz im Kopfe, ohne daß es ihm eingefallen war, sie auswendig zu lernen.

Lesen Sie doch die Rodogüne, sagte Gordon einst zu ihm; man sagt, es sei das Meisterstük der tragischen Bühne; die andern Stükke die Sie bisher gelesen haben, kämen dagegen wenig in Betracht. Nach der ersten Seite sagte der junge Mann: dies Stük ist nicht vom nämlichen Verfasser. „Woran sehn Sie das?“ „Noch weis ich's nicht; aber die Verse machen weder auf mein Ohr noch auf auf mein Herz Eindruk.“ „O! auf die Verse kömmt wenig an.“ „Nun, wozu macht man sie denn?“

Nachdem er das Stük sehr aufmerksam gelesen hatte, blos in der Absicht, Vergnügen daran zu finden, sah' er seinen Freund mit troknen und erstaunten Augen an, und wusste nicht, was er sagen sollte. Als jener aber in ihn drang, ihm zu sagen, was er dabei empfunden habe, brach er folgendermaassen los: Den Anfang hab' ich gar nicht verstanden; die Mitte hat mich empört, und die lezte Szene erschüttert, wiewol sie mir wenig wahrscheinlich dünkt. Interessirt hab' ich mich für Niemanden darin, und ich, der ich sonst alle Verse behalte, die mir gefallen, habe aus dem Stük nicht zwanzig behalten.

„Und doch hält man dies Stük für das beste Trauerspiel, das wir haben.“ „Wenn dem so ist, so geht's ihm vielleicht wie vielen Leuten, die ihre Stellen nicht verdienen. Bei alle dem ist das hier eine Sache des Geschmaks, der meinige mag

„noch

" noch nicht gebildet sein; ich kann mich irren.
" Allein Sie wissen, daß ich einmal gewohnt bin,
" meine Gedanken oder vielmehr meine Empfindungen grade herauszusagen. Ich argwöhne, daß oft
" Täuschung, Mode, Laune, die Urtheile der Menschen erzeugen. Ich habe nach der Natur gesprochen; es kann sein, daß sie bei mir noch sehr unvervollkommnet ist; aber es kann auch sein, daß sie bisweilen wenig vom grössten Haufen der Menschen zu Rate gezogen wird."

Sodann rezitirte Herkules die Verse der Iphigenie, wovon er voll war; und obwol er nicht meisterhaft deklamirte, so legt' er doch so viel Wahrheit und Salbung in seine Deklamation, daß der alte Jansenist Thränen vergos. Frankly las auch den Cinna; er bewunderte ihn, aber er weinte nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Die schöne St. Yves geht nach Versailles.

Doch was fingen der Prior, seine gute Schwester und die schöne Kläusnerin St. Yves an, unterdessen daß unser Gefangene mehr Aufklärung als Beruhigung bekam, indes daß sein so lange unterdrükt gewesenes Genie sich mit so vieler Schnelligkeit und Stärke entwikkelte, und indes die Natur, die sich von Tage zu Tage in ihm vervollkommnete, ihn wegen der Ungerechtigkeit des Glüks schadlos hielt? Den ersten Monat war man sehr unruhig, und den dritten voller Betrübnis. Falsche Vermutungen und ungegründete Gerüchte vermehrten ihren Kummer.

Nach

Nach sechs Monaten glaubte man ihn todt. Herr und Fräulein von Kerkabon erfuhren durch einen alten Brief, den ein Gardedücorps nach Bretagne geschrieben, daß ein junger Mensch, dessen Beschreibung Frankly'n auf ein Haar glich, einst des Abends nach Versailles gekommen, des Nachts aber aufgehoben wäre, und daß man seit der Zeit nichts weiter von ihm gehört hätte.

Ach, rief Fräulein Kerkabon, zuverlässig hat unser Neffe eine Sotise gemacht und sich verdriesliche Händel zügezogen. Er ist jung, ist ein Niederbretagner und weis viel, wie man sich bei Hofe betragen mus. Mein lieber Bruder, ich habe nie weder Versailles noch Paris gesehn; jezt ist eine schöne Gelegenheit dazu da, vielleicht finden wir unsern armen Neffen wieder. Er ist unsers Bruders Sohn, und es ist unsre Pflicht, ihm beizustehn. Wer weis, ob's uns am Ende nicht noch gelingt, einen Subdiakonus aus ihm zu machen, wenn sein Jugendfeuer verbraust ist. Er hatte viel Anlage zu den Wissenschaften. Besinnt Ihr Euch wol noch, wie er über das alte und neue Testament disputirte? Wir müssen für seine Seele haften, denn wir sind an seiner Taufe Schuld. Sein liebes Mädchen, die St. Yves, bringt ihre Tage in Trauren und in Thränen hin. Wir müssen in der That nach Paris. Sollt' er etwa in einem von jenen satanischen Häusern stekken, wovon ich mir so vieles habe erzälen lassen, so wollen wir ihn herausholen.

Der Prior ward durch die Vorstellungen seiner Schwester gerührt, und ging zum Bischof von St. Malo, der den Huronen getauft hätte, und erbat sich seinen guten Rat. Der Prälat billigte die Reise und gab dem Prior Empfelsschreiben an den Pater de la Chaise, den Beichtvater des Königs,

der

der die erste Würde des Reichs bekleidete, an den Erzbischof von Paris, Harlay, und an den Bischof von Meaux, Bossuet, mit.

Endlich machten Schwester und Bruder sich auf den Weg. Als sie aber in Paris angelangt waren, befanden sie sich wie in einem weitläufigen Irrgarten, ohne Leitfaden zu haben, ohne einen Ausgang zu finden. Sie hatten nicht viel zu verzehren, und mussten täglich eine Mietskutsche nemen, um auf Entdekkungen auszukreuzen, aber nie entdekten sie etwas. Der Prior zeigte sich im Vorzimmer des ehrwürdigen Pater de la Chaise. Er hatte Demoiselle du Tron bei sich und konnte keinen Prioren Audienz geben. Abt Kerkabon ging vor die Thüre des Erzbischof's; dieser hatte sich wegen kirchlicher Angelegenheiten mit der schönen Madam Lesdiguieres in sein Kabinet eingeschlossen. Der Prior eilte nach dem Landhause des Bischofs von Meaux; dieser untersuchte mit dem Fräulein Mauleon die mystische Liebe der Madam Guyon. Endlich bracht' er's doch dahin, daß ihn beide Prälaten sprachen. Sie erklärten ihm Beide, sie könnten sich in die Sache seines Neffen nicht einmischen, weil er nicht Subdiakonus sei.

Endlich sah' er auch den Jesuiten. Dieser empfing ihn mit ofnen Armen, versicherte ihn, daß er stets besondre Achtung für ihn gehabt habe (wiewol er ihn nie gekannt hatte) und schwur ihm zu: sein Orden sei den Niederbretagnern immer sehr zugethan gewesen. Aber, sagte er, sollte Ihr Neffe nicht das Unglük haben, Hugenott zu sein?

Prior. Zuverlässig nicht, hochwürdiger Herr.

De la Chaise. Oder etwa Jansenist.

Prior.

Prior. Kaum Christ, das kann ich Ew. Hochwürden versichern. Vor ungefähr eilf Monaten haben wir ihn erst getauft.

De la Chaise. Schön, vortreflich! Wir wollen für ihn sorgen. . . . Ist Ihre Pfründe beträchtlich?

Prior. Sie will gar nicht viel sagen, und unser Neffe kostet uns viel.

De la Chaise. Giebt's einige Jansenisten in Ihrer Nachbarschaft? Nemen Sie Sich davor sehr in Acht, lieber Herr Prior; die Leute sind gefärlicher als Hugenotten.

Prior. Bei uns giebt es keine, hochwürdiger Herr Pater, und in unserm Kloster wissen wir nicht, was Jansenismus ist.

De la Chaise. Um so besser! Gehn Sie und sein Sie versichert, daß ich alles in der Welt für Sie thun werde.

Der Jesuit beurlaubte nach dieser Versicherung den Prior auf's liebreichste, und dachte nachher nicht weiter an ihn.

Die Zeit verflos indes, und der Prior und seine Schwester waren voller Verzweiflung. Inzwischen betrieb der vermaledeite Amtshauptmann die Heurat seines grossen Einfaltspinsels von Sohn mit der schönen Fräulein St. Yves auf's stärkste. Man hatte sie dieserhalb wieder aus dem Kloster genommen. Sie liebte ihren theuren Paten noch immer so sehr, als sie den Menschen verabscheute, den man ihr aufdringen wollte. Die Beschimpfung, die man ihr durch das Einsperren in ein Kloster angethan, hatte ihre Leidenschaft vermehrt, und der Befel, des Amtshauptmann's Sohn zu heuraten, trieb dieselbe auf den höchsten Gipfel. Kummer, Zärtlichkeit und Abscheu stürmten in ihrer Seele. Bei

einem

einem jungen Mädchen ist, wie man weis, die Liebe erfindsamer und kühner, als es die Freundschaft bei einem wolbetagten Prior und einer mehr denn fünfundvierzigjährigen Base ist. Ueberdies hatte sie sich noch in ihrem Kloster durch Romane, die sie verstolen gelesen, völlig gebildet.

Die schöne St. Yves erinnerte sich des Briefes, den ein Gardedücorps geschrieben, und wovon man in der Provinz viel gesprochen hatte. Sie entschlos sich, selbst nach Versailles zu gehn, dort Erkundigungen einzuziehn, sich zu den Füssen der Minister zu werfen, wenn ihr Geliebter wirklich im Gefängnisse wäre, und um seine Befreiung anzusuchen. Ich weis nicht, woher sie die Vermutung hatte, daß man einem jungen artigen Frauenzimmer am Hofe nichts abschlüge; sie wusste aber nicht, wie theuer dies zu stehn kommt.

Wie sie diesen Entschluß gefasst hatte, war sie getröstet, völlig beruhigt; wies sie ihren Pinsel von Bräutigam nicht mehr verächtlich von sich, nam sie den abscheulichen Schwiegervater freundlich auf, liebkosete sie ihren Bruder, sezte sie das ganze Haus in Freude. Am Tage der Trauung reiste sie insgeheim mit ihren wenigen Hochzeitsgeschenken und alle dem, was sie hatte zusammenraffen können, früh um vier Uhr des Morgens ab.

Ihre Maasregeln waren so wol genommen, daß sie bereits zehn Meilen zurükgelegt hatte, als man sie zu Mittage auf ihrer Stube suchte. Das Erstaunen, die Bestürzung war nicht gering. Der fragsüchtige Amtshauptman that an diesem Tage mehr Fragen, als er die ganze Woche über nicht gethan hatte. Der Abt St. Yves, höchst aufgebracht, beschlos, seiner Schwester nachzusezen. Der Amtshauptman und sein Sohn wollten ihn begleiten. Auf die Art

führte das Ungefähr beinahe diesen ganzen Gau aus Niederbretagne nach Paris.

Die schöne St. Yves vermutete, daß man ihr nachsezen würde. Sie war zu Pferde; mit vieler Geschiklichkeit erkundigte sie sich bei den Kuriers, ob sie nicht auf dem Wege nach Paris einem dikken Abt, einem erzvierschrötigen, wanstigen Amtshauptmann und einem jungen Einfaltspinsel begegnet wären? Den dritten Tag erfuhr sie: diese Leutchen wären nicht mehr weit entfernt. Sie schlug sich von der Landstrasse ab, und war geschikt und glüklich genug, in Versailles anzukommen, indes, daß man sie in Paris vergebens suchte.

Doch wie sollte sie sich in Versailles benemen? Jung, schön, ohne Ratgeber, ohne Stüze, ohne alle Bekanntschaft, allen Gefahren ausgesezt, wie konnte sie es wagen, einen Gardedücorps aufzusuchen? Sie kam auf den Einfall, sich an einen Jesuiten von der untern Klasse zu wenden. Man fand deren für alle Stände des menschlichen Geschlechts; so wie Gott den verschiednen Gattungen der Thiere auch verschiedne Nahrungsmittel gegeben hat, wie diese Herren sich ausdrükten. Dem Könige hat Gott seinen Beichtvater gegeben, den alle Pfründensucher das Oberhaupt der Gallikanischen Kirche nannten. Hernach kamen die Beichtväter der Prinzessinnen. Die Minister hatten keine; solche Thoren waren sie nicht. Sodann folgten die Jesuiten des grossen Haufens, und zumal die Jesuiten der Kammermädchen, durch die man die Geheimnisse ihrer Gebieterinnen erfuhr; dies war kein unbedeutender Posten. An einen Jesuiten dieser Klasse wendete sich das Fräulein St. Yves; er hies Pater Tout-a-tous. Sie beichtete bei ihm, erzälte ihm ihre Begebenheiten, die Lage, die Gefahr, worin sie schwebte, und be-

beschwor ihn, sie bei einer frommen Frau in's Haus zu bringen, wo sie vor allen Versuchungen gesichert wäre.

Pater Tout-a-tous brachte sie zu der Frau eines Bedienten vom Schenkamte, die eins seiner eifrigsten Beichtkinder war. Kaum befand sich das Fräulein bei dieser Frau, so bestrebte sie sich deren Zutrauen und Freundschaft zu erhalten. Sie erkundigte sich nach dem Gardedücorps aus Bretagne und lies ihn zu sich bitten. Als sie von demselben gehört hatte, ihr Geliebter sei aufgehoben worden, nachdem er mit einem ersten Sekretär gesprochen habe, eilte sie zu diesem Sekretär. Der Anblik eines schönen Frauenzimmers machte ihn ganz sanft; denn man mus gestehn, daß Gott das weibliche Geschlecht nur geschaffen hat, um das männliche zu zähmen.

Der erweichte Federfechter gestand ihr Alles. Ihr Geliebter, sagte er, sizt beinah' ein Jahr in der Bastille, und ohne Sie würd' er vielleicht Zeitlebens drinne bleiben müssen. Die zärtliche St. Yves fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, sagte der Herr von der Feder: So weit geht mein Ansehn nicht, jemanden Gutes zu thun; alle meine Gewalt erstrekt sich nur so weit, unterweilen zu schaden. Gehn Sie auf mein Wort zum Herrn de Saint Pouange, der Gutes und Böses thun kann, weil er Neffe und Günstling des Herrn de Louvois ist. Dieser Minister hat zwei Seelen; die eine ist der Herr de Saint Pouange und die andre die Frau de Belloy. Leztre ist aber jezt nicht zu Versailles; daher bleibt Ihnen nichts übrig, als den Gönner zu gewinnen, den ich Ihnen angezeigt habe.

Getheilt zwischen wenig Freude und ausserordentlicher Betrübnis, bei einem kleinen Ueberrest von Hofnung und unter traurigen Besorgnissen, von ihrem

Bruder verfolgt, und voll glühender Liebe gegen ihren Geliebten, troknete die schöne St. Yves ihre Thränen ab, und vergos immer wieder neue, war ganz kraftlos, zitterte und bebte, fasste wieder Mut und eilte schnell zum Herrn de St. Pouange.

Vierzehntes Kapitel.

Fortschritte des Geistes bei Frankly'n.

Inzwischen machte unser Hurone in den Wissenschaften schnelle Fortschritte, zumal im Studium des Menschen. Seine wilde Erziehung trug zu dieser raschen Geistesentwiklung fast eben so viel bei, als die Beschaffenheit seiner Seele. Denn da er in der Kindheit nichts gelernt hatte, hatt' er keine Vorurtheile eingesogen, und seine Urtheilskraft hatte durch Irrthümer keine falsche Richtung bekommen. Er sahe die Sachen so, wie sie sind, statt, daß wir sie durch die in unsrer Kindheit erlangten Begriffe Zeit Lebens so sehen, wie sie nicht sind.

Ihre Verfolger sind abscheuliche Geschöpfe, sagte er zu seinem Freunde Gordon. Ich beklage, daß Sie unterdrükt werden, noch mehr aber, daß Sie Jansenist sind. Jede Sekte scheint mir ein Bündel neuer Irrthümer, den man sich aufladet....

Sagen Sie mir doch, giebt es Sekten in der Mathematik? Nein, mein liebes Kind, versezte der gute Gordon, über erwiesne Wahrheiten sind alle Menschen einig, nur in Ansehung der dunkeln Wahrheiten sind die Meinungen, leider! zu sehr getheilt.

„ Sagen Sie lieber der dunkeln Unwahrheiten.
„ Denn låge unter dem grossen Haufen von Gründen
„ und Beweisen, die man seit so vielen Jahrhunder-
„ hunderten immer wieder aufwårmt, nur eine einzi-
„ ge Wahrheit verborgen, so würde man sie unstrei-
„ tig långst entdekt haben, und die Welt würde we-
„ nigstens über d e n Punkt einig geworden sein. Wå-
„ re diese Wahrheit den Menschen so notwendig, wie
„ die Sonne der Erde, so würde sie so hell strahlen
„ wie diese. Es ist Ungereimtheit, es ist Beschim-
„ pfung des menschlichen Geschlechts, es ist frevel-
„ hafte Beleidigung des unendlichen und hôchsten We-
„ sens, wenn man behauptet: Es gåbe Wahrheiten,
„ die dem Menschen zu wissen unumgånglich notwen-
„ dig sind, Gott habe sie aber den Menschen ver-
„ borgen."

Alles, was dieser rohe Sohn und Schüler der Natur sagte, machte den tiefsten Eindruk auf die Seele des unglüklichen alten Gelehrten. Sollt' ich mich wirklich um Hirngespinste willen unglüklich gemacht haben? rief er aus. Ich bin von meinem Unglük weit mehr überzeugt, als von der wirkenden Gnade. Ich habe meine Lebenszeit mit Untersuchungen über die Freiheit Gottes und der Menschen zugebracht, und darüber meine eigne verloren. Weder der heilige A u g u s t i n noch der heilige P r o s p e r kônnen mir aus dem Abgrunde helfen, darein ich gestürzt bin.

Frankly, seinem Karakter getreu, sagte endlich: Soll ich ganz dreist von der Brust wegsprechen? Mich dünkt, diejenigen sind nicht sonderlich weise, die sich um so unbedeutender Schulzånkereien willen verfolgen lassen; aber die sind Ungeheuer in meinen Augen, die andre deshalb verfolgen.

Die beiden Gefangnen waren über die Unrechtmåssigkeit ihrer Gefangenschaft sehr einig. Ich bin

 hun-

hundertmal mehr zu bedauren denn Sie, sagte Frankly. Ich war geboren, frei wie die Luft zu sein, und hatte zwei Leben, Freiheit und Geliebte; beide raubt man mir. Wir sind hier Beide in Fesseln, ohne zu wissen, ohn' einmal fragen zu dürfen, weshalb. Zwanzig Jahre hab' ich unter den Huronen gelebt; man nennt sie Barbaren, weil sie sich an ihren Feinden rächen; aber ihre Freunde haben sie nie unterdrükt. Kaum hatt' ich den Fus in Frankreich gesezt, als ich für dasselbe mein Blut vergos. Ich habe vielleicht eine Provinz befreiet, und zum Lohn dafür bin ich von diesem Grabe der Lebendigen verschlungen, worin ich ohne Sie vor Wut längst mein Ende würde gefunden haben. Geseze giebt's also hier zu Lande gar nicht! O wie ganz anders ist es in England! Ach! ich hätte nicht gegen die Engländer fechten sollen! — — Sonach konnte seine aufkeimende Philosophie die Natur nicht bändigen, die in ihren ersten Gerechtsamen war beeinträchtigt worden, und er lies seinem gerechten Zorne freien Lauf.

Sein Mitgefangner widersprach ihm nicht. Abwesenheit vermehrt stets unbefriedigte Liebe, und Philosophie mindert sie nicht. Deshalb sprach auch unser Hurone so oft von seiner trauten St. Yves, als von der Sittenlehre und der Metaphysik. Je reiner, je lautrer seine Empfindungen wurden, je mehr wuchs seine Liebe. Er las einige neue Romane, und fand wenige darunter, welche die Lage seiner Seele malten. Immer fühlte er, daß sein Herz noch weit über alles das hinausging, was er las. Ach! sagte er, fast alle diese Schriftsteller haben nichts denn Esprit und Kunst.

Ganz unmerklich ward der gute jansenistische Priester der Vertraute von Frankly's Zärtlichkeit. Vorher kannte jener die Liebe nur als eine Sünde,

deren man sich im Beichtstuhl anklagt; jezt lernt' er sie als eine eben so edle als zärtliche Empfindung kennen, welche die Seele so wol erheben als erweichen, und sogar unterweilen grosse Tugenden erzeugen kann. Endlich ward — ein Wunder aller Wunder! — ein Jansenist von einem Huronen bekehrt.

Funfzehntes Kapitel.

Die schöne St. Yves widersteht kritischen Vorschlägen.

Die schöne St. Yves, die noch zärtlicher war, als ihr Geliebter, ging also zum Herrn de St. Pouange in Begleitung der Freundin, bei der sie logirte; beide in Kappen verhüllt. Der erste Gegenstand, den sie an der Thüre gewahr wurde, war der Abt von St. Yves, ihr Bruder, der dies Haus verlies. Sie ward angst, allein die Andächtige richtete sie wieder auf. „Grade deshalb müssen Sie „sprechen, weil man gegen Sie gesprochen hat. Sein „Sie überzeugt, daß hier zu Lande die Ankläger al„lemal Recht haben, wenn man nicht mit einer Ver„theidigung geschwinde hinter her ist. Ueberdies soll „Ihre Gegenwart, denk' ich, und ich müsste mich „sehr irren, weit mehr ausrichten, als alle Reden „Ihres Bruders."

Wenn man einem feurigverliebten Mädchen nur etwas Mut einspricht, so wird sie unerschrokken. Saint Yves ging ganz getrost in's Audienzzimmer. Ihre Jugend, ihre Reize, ihr zärtliches Auge, worin noch ein Paar Thränen glänzten, zogen die Blikke

Aller auf sich. Jeder, der dem Unterminister Aufwartung machte, vergas auf einen Augenblik den Abgott der Macht, um den der Schönheit zu betrachten. Saint Pouange lies sie in sein Kabinet treten, und sie trug ihre Sache mit ungemeiner Anmut und Rührung vor. Saint Pouange fühlte sich weichmütig. Sie zitterte und er sprach ihr Mut ein. Kommen Sie heut' Abend wieder! sagte er. Ihre Sache verdient, daß man sie überlegt und mit Musse davon spricht. Jezt warten zu viele Leute auf mich, und ich kann nur jedem kurzes Gehör erteilen. Ich mus mich gründlich von ihren Angelegenheiten unterrichten. Hierauf lobt' er ihre Schönheit, ihre Gesinnungen, und empfal ihr, um sieben Uhr Abends sich ja einzufinden.

Sie ermangelte nicht, sich mit ihrer andächtigen Freundin um die gehörige Zeit einzustellen; diese aber blieb im Vorsaal und los im "*pédagogue chretien*", indes daß sich St. Pouange und die St. Yves in einem Kabinet am Ende des Saals befanden. Sollten Sie wol glauben, Fräulein, war seine erste Rede, daß Ihr Bruder eine lettre de cachet von mir gegen Sie verlangt hat? Ich würd' aber in der That viel eher einen ausfertigen, ihn wieder nach Niederbretagne zurükzuschikken.

St. Yves. Ach! gnädiger Herr, wie ich merke, ist man mit dergleichen Befelen hier sehr freigebig, weil man sogar aus dem Innersten des Reichs kömmt und um deren Ausfertigung wie um eine Pension anhält. Ich verlange nichts weniger als einen solchen Haftbefel gegen meinen Bruder. Zwar hab' ich mich sehr über ihn zu beschweren, aber die Freiheit des Menschen ist mir zu verehrungswürdig. Ich komme nur her, um für die Freiheit eines Mannes zu bitten, den ich heuraten will, eines Mannes, dem

der König die Erhaltung einer Provinz zu verdanken hat, der ihm nüzliche Dienste leisten kann, und der der Sohn eines in des Königs Diensten gebliebnen Officiers ist. Wessen beschuldigt man ihn? Wie hat man ihn ohne Verhör so grausam behandeln können?

St. Pouange (giebt ihr die Briefe des jesuitischen Kundschafters und des treulosen Amtshauptmans.) Hier lesen Sie, Fräulein.

St. Yves (nachdem sie gelesen.) Ist es möglich, daß es solche Ungeheuer auf Erden giebt! Auf die Art will man mir den lächerlichen Sohn eines eben so lächerlichen als boshaften Menschen zum Mann aufzwingen! und auf solche Nachrichten entscheidet man hier das Schiksal der Bürger des Staats!

Hier warf sie sich zu St. Pouange's Füssen und bat mit Schluchzen um die Freiheit des wakkern jungen Mannes, den sie anbetete. In dieser Lage zeigten sich ihre Reize im blendendsten Glanze. Sie war so schön, daß Saint Pouange alle Schaam verlor und ihr zu verstehn gab, ihr Gesuch solle gewähret werden, wenn sie ihm zuvor die Erstlinge überliesse, die sie ihrem Geliebten aufhübe.

Erschrokken und höchlich bestürzt stellte sich die schöne St. Yves lange Zeit, als verstünde sie ihn nicht. Er war also genötigt, sich deutlicher zu erklären. Einem mit einiger Zurükhaltung ausgesprochnen Worte folgte ein stärkeres, das ein noch nachdrüklicheres erzeugte. Man versprach nicht nur den Widerruf der lettre de cachet, sondern auch Belohnungen, Geld, Ehrenstellen; und je mehr man versprach, je heftiger ward die Begierde, keine abschlägige Antwort zu bekommen.

Die schöne St. Yves weinte, wollte vor Schmerz erstikken; sie stürzte rükwärts auf ein Sopha hin und glaubte kaum, was sie sah' und hörte. Saint

Pouange fiel nun seiner Seits ihr zu Füssen. Er war nicht ohne Annemlichkeiten, und ein weniger eingenommnes Herz würde sich eben nicht gegen ihn gesträubt haben. Allein St. Yves betete ihren Geliebten an, und hielt es für ein entsezliches Verbrechen, ihn zu hintergehen, um ihm zu dienen. Saint Pouange verdoppelte seine Bitten, seine Versprechungen. Endlich ward er hizig genug, ihr zu erklären: das sei das einzige Mittel, den Mann aus dem Gefängnisse zu retten, für den sie so eifrige, so zärtliche Theilname äusserte.

Diese sonderbare Unterhandlung zog sich sehr in die Länge. Ihre devote Freundin, die im Vorzimmer ihren *pédagogue chrétien* las, sagte: Mein Gott! was können sie denn nun zwei ganze Seigerstunden lang im Kabinete vornemen? So lange hat Herr de Saint Pouange sein Lebstage noch nicht Audienz gegeben. Vielleicht hat er dem armen Kinde alles rund abgeschlagen, weil sie ihn noch in Einem fort bittet.

Endlich kam ihre Gefärtin aus dem Kabinete. Sie war ganz ausser sich vor Furcht, konnte kein Wort hervorbringen, und stellte tiefe Betrachtungen über die Denkungsart der Grossen und Halbgrossen dieser Welt an, welche die Freiheit des männlichen Geschlechts und die Ehre des weiblichen so leichtsinnig aufopfern.

Den ganzen Weg nach Hause hin sagte sie kein Wort; alsdann brach sie aber los und erzälte ihrer Freundin Alles. Die Andächtige segnete sich mit mächtigen Zeichen des Kreuzes. Meine theure Freundin, sagte sie, morgen des Tages wollen wir dem Pater Tout-a-tous, unserm Gewissensrat, den Vorfall erzälen und ihn um sein Gutachten fragen. Er hat beim Herrn de Saint Pouange einen grossen Stein im Brete. Alle Mädchen im Hause beichten

bei

bei ihm. Er ist ein frommer, willfähriger Mann, und auch bei vornemen Damen Seelsorger. Ueberlassen Sie Sich ganz seiner Leitung, so pfleg' ich's zu machen, und ich bin immer gut dabei gefahren. Wir armen Weiber haben es sehr nötig, daß uns eine Mannsperson leitet." Nun gut, liebe Freun„ din; morgen will ich zum Pater Tout-a-tous „ gehn."

Sechzehntes Kapitel.

Sie frägt einen Jesuiten um Rat.

Sobald die schöne und trostlose St. Yves bei ihrem guten Beichtvater war, eröfnete sie ihm, daß ein mächtiger und wollüstiger Mann ihr den Vorschlag gethan hätte, ihren rechtmässigen Bräutigam aus dem Gefängnisse zu befreien, daß er aber einen hohen Preis für diesen Dienst verlange; sie habe einen ausserordentlichen Widerwillen für eine solche Untreue; und wenn es hierbei nur auf ihr eignes Leben ankäme, wollte sie lieber dieses aufopfern, als ihre Unschuld.

Das ist ein abscheulicher Sünder! sagte der Pater Tout-a-tous. Sie müssen mir den Namen des Nichtswürdigen sagen. Es ist sicherlich ein Jansenist. Ich will ihn seiner Hochwürden, dem Herrn Pater de la Chaise anzeigen. Der wird ihn zuverlässig in eben das Gefängnis sezen lassen, worin sich der geliebte Gegenstand befindet, den Sie heuraten wollen.

Mit vieler Verlegenheit und nach langer Unschlüssigkeit nannte ihm endlich das Fräulein den Herrn de Saint Pouange.

Der Herr de Saint Pouange! rief der Jesuit. Ach meine Tochter, das ist ganz etwas anders! Er ist der Neffe des grössten Ministers, den wir je gehabt haben; ein Mann von edler Denkungsart, ein Vertheidiger der guten Sache, ein rechtschafner Christ. Der kann unmöglich einen solchen Gedanken gehabt haben; Sie müssen ihn falsch verstanden haben.

„O nur mehr denn zu gut hab' ich ihn ver-
„standen, lieber Vater. Ich bin verloren, ich mag
„machen was ich will. Mir bleibt nichts weiter
„übrig, als die Wahl zwischen Unglük und Schan-
„de. Mein Geliebter muß entweder lebendig begra-
„ben bleiben, oder ich mich des Lebens unwürdig
„machen. Ich kann ihn nicht umkommen lassen,
„und kann ihn auch nicht retten."

Pater Tout-a-tous suchte sie hierauf durch folgende glatte Worte zu beruhigen.

Zuerst meine Tochter bedienen Sie Sich des Ausdruks: mein Geliebter nicht mehr. Es klingt dies so weltlich und könnte Gott beleidigen. Sagen Sie dafür: mein Mann, denn wiewol er es noch nicht ist, so sehn Sie ihn doch dafür an, und das läuft der Ehrbarkeit gar nicht zuwider.

Zweitens, wiewol er Ihren Gedanken und Ihrer Hofnung nach Ihr Mann ist, so ist er es doch noch nicht in der That. Auf die Art begehn Sie die ungeheure Sünde des Ehebruchs nicht, die man so viel nur immer möglich, vermeiden mus.

Drittens ist keine Handlung vorsezliche Sünde, wobei die Absicht rein und lauter ist, und keine kann lautrer sein, als die, Ihren Mann zu befreien.

Vier-

Viertens, finden Sie in dem heiligen Alterthume Beispiele, die gar köstlich zu einer Leuchte Ihrer Füsse dienen können. Der heilige Augustinus erzälet, daß unter dem Prokonsulate des Septimius Acyndinus, im Jahre des Heils 340, ein armer Mann zum Tode verurtheilt wurde, weil er dem Kaiser nicht geben konnte, was des Kaisers ist. Ein billiges Urtheil, wiewol es der Maxime zuwider ist: Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Der Verurtheilte war ein Pfund Goldes schuldig; er hatte aber eine Frau, der Gott Schönheit und Klugheit verliehen hatte. Ein alter reicher Mann versprach der Dame ein Pfund Goldes, ja noch mehr zu geben, wofern sie die Sünde der Unreinigkeit mit ihm begehn wollte. Die Dame glaubte keine Sünde zu thun, wenn sie auf die Art das Leben ihres Mannes rettete. St. Augustinus billigte ihre edelmütige Resignation sehr. Zwar betrog sie der Geizhals; und ihr Mann ist vielleicht nichts desto weniger gehängt worden; indessen hatte sie doch alles gethan, was bei ihr stand, sein Leben zu retten.

Sein Sie versichert, meine Tochter, wenn ein Jesuit den heiligen Augustin anführt, daß dieser Heilige vollkommen Recht haben mus. Ich rate Ihnen zu nichts. Sie sind klug; und es steht zu vermuten, daß Sie Sich bemühen werden, Ihrem Manne nüzlich zu sein. Herr de Saint Pouange ist ein rechtschafner Mann, der Sie gewis nicht hintergehn wird. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Ich will Gott für Sie anrufen, daß alles, was geschieht, zu seiner grössten Ehre gereichen soll.

Die schöne St. Yves, durch die Reden des Jesuiten nicht weniger erschrekt, als durch die Anträge des Unterministers, kehrte ganz ausser sich zu

ihrer

ihrer Freundin zurük. Sie geriet auf den Gedanken, sich durch den Tod von der Pein zu befreien, einen angebeteten Liebhaber in der gräslichsten Gefangenschaft verschmachten zu lassen und von der Schande, ihn durch Aufopferung dessen zu retten, was ihr das Liebste war, und was sie nur lediglich diesem unglüklichen Geliebten überlassen wollte.

Siebzehntes Kapitel.

Sie erliegt aus wahrer Tugend.

Sie bat ihre Freundin: sie zu tödten, allein diese Frau, die nicht weniger nachsichtsvoll war als der Jesuit, sprach noch deutlicher mit ihr. Ach, sagte sie, an diesem so liebenswürdigen, so galanten und so renomirten Hofe gehn die Sachen einmal nicht anders. Die unbeträchtlichsten und die höchsten Stellen werden öfters nur um den Preis vergeben, den man von Ihnen verlangt.

Hören Sie nur, mein liebes Kind, ich will ganz offenherzig mit Ihnen reden; Sie haben mir einmal Zutrauen und Freundschaft eingeflößt. Ich mus Ihnen nur gestehn, hätt' ich mich so unwillfährig bezeigt wie Sie, so hätte mein Mann noch das kleine Aemtchen nicht, wovon wir leben. Er weis den ganzen Zusammenhang, und statt böse darüber zu sein, sieht er mich vielmehr als seine Woltháterin an, und sich als meine Kreatur.

Glauben Sie denn, daß alle diejenigen, die die ersten Ehrenstellen in den Provinzen oder bei den Armeen bekleiden, ihre Posten oder ihr Vermögen blos

ihren Diensten zu verdanken haben? Sehr viele haben Beides blos durch ihre liebe Gemalinnen erlangt. Die höchsten Würden im Kriege hat die Liebe zu erschmeicheln gewusst, und der Mann der Schönsten hat die Stelle erhalten. Sie sind in einer noch weit kritischern Lage. Es kömmt darauf an, einen Geliebten wieder an des Tages Licht zu bringen und ihn zu heuraten. Dies ist eine heilige Pflicht, die müssen Sie erfüllen. Man hat's den grossen und schönen Damen, wovon ich Ihnen erzält habe, nicht verdacht, und bei Ihnen wird man es sogar billigen. Man wird sagen, Sie hätten diese Schwachheit nur aus Uebermaas von Tugend begangen.

Ach! was ist das für eine Tugend! rief Fräulein St. Yves. Was für ein Labyrint von Unbilligkeiten und was für ein Land! Von was für einer Seite lern' ich die Menschen kennen? Ein Pater de la Chaise und ein lächerlicher Amtshauptmann bringen meinen Geliebten in's Gefängnis; meine Familie verfolgt mich, und man reicht mir in meinem Unglük die Hand nur, um mich zu entehren. Ein Jesuit hat einen wakkern Jüngling elend gemacht, und ein Jesuit will auch mich elend machen. Von allen Seiten bin ich mit Fallstrikken umringt, und dem Augenblik nahe, in's äusserste Verderben zu stürzen. Für mich ist weiter nichts übrig, als mir das Leben zu nemen, oder mit dem Könige zu sprechen. Ich werd' ihm auflauern, wenn er in die Messe oder in die Komödie geht, und mich ihm zu Füssen werfen.

So nahe wird man Sie nicht an ihn lassen, versezte ihre gute Freundin. Und sollten Sie ja das Unglük haben, mit ihm zu sprechen, so würden Herr de Louvois und der hochwürdige Pater de la Chaise

se schon dafür sorgen, daß Sie Zeitlebens in ein Kloster eingesperrt würden.

Indes daß die wakre Frau die Unruhe und Unschlüssigkeit dieser verzweiflungsvollen Seele solchergestalt vermehrte und ihr den Dolch immer tiefer in's Herz sties, kam ein Bote des Heren de Saint Pouange mit einem Briefe und einem Paar Ohrgehängen. St. Yves wies Beides mit Thränen und Unwillen zurük, ihre Freundin aber nam es an.

Sobald der Bote fort war, las die Vertraute den Brief. Die beiden Freundinnen wurden darin auf heute zu einem kleinen Souper eingeladen. Die schöne St. Yves schwur, nicht zu demselben hinzugehn. Die Andächtige wollte ihr die Ohrgehänge einprobiren, jene wollt' es aber nicht leiden, und kämpfte den ganzen Tag. Da ihr aber nichts als ihr Liebhaber im Sinne lag, ward sie endlich überwunden, fortgerissen, und ohne recht zu wissen, wo der Weg hinging, zu dem leidigen Souper geschleppt. Nichts hatte sie bewegen können, sich mit den Ohrgehängen zu schmükken. Die Vertraute brachte sie mit, und hing sie ihr wider Willen ein, bevor man sich zur Tafel sezte. Die St. Yves war so bestürzt, so betäubt, daß sie alles mit sich machen lies; und der hohe Gönner zog daraus eine sehr günstige Vorbedeutung.

Gegen das Ende der Malzeit zog die Vertraute sich bescheiden zurük. Nunmehr zeigte Saint Pouange dem Fräulein den Widerruf der lettre de cachet, die Anweisung auf eine ansehnliche Belohnung, das Patent zur Rittmeisterstelle und lies es an Versprechungen nicht fehlen. Ach! sagte die St. Yves, wie sehr würd' ich Sie lieben, wenn Sie nicht so sehr wollten geliebt sein.

Nach

Nach langem Widerstande, nach vielem Schluchzen, Geschrei und Thränen, musste sie ganz ausser sich und vom Kampfe völlig erschöpft, sich endlich ergeben. Sie hatte jezt kein anderes Hülfsmittel als das: sich fest vorzunemen, nur an ihren Geliebten zu denken, indes, daß der Grausame die äusserste Lage, worin sie sich befand, auf's unbarmherzigste benuzte.

Achtzehntes Kapitel.

Sie befreit ihren Geliebten und einen Jansenisten.

Mit Anbruch des Tages flog sie nach Paris mit dem Tefel des Minister's. Zu schildern, was während dieser Reise in ihrem Herzen vorging, hält schwer. Man denke sich eine edle und tugendhafte Seele, gedemütigt durch die ihr widerfahrne Schmach, trunken von Zärtlichkeit, zerrissen von Gewissensbissen, ihren Geliebten verraten zu haben, und durchströmt von Freude, ihren Angebeteten befreien zu können. Ihre heftigen Kränkungen, ihre starken Kämpfe, ihre glüklichen Erfolge theilten all' ihre Betrachtungen. Sie war nicht mehr jenes einfältige Mädchen, deren Vorstellungen durch die Provinzialerziehung eng beschränkt waren. Lieb' und Unglük hatten sie gebildet. Die Empfindung hatte bei ihr solche Fortschritte gethan, wie der Verstand bei ihrem unglüklichen Liebhaber. Die Mädchen lernen weit leichter empfinden, als die Männer denken. Ihr Abenteuer

war für sie lehrreicher, als wenn sie vier Jahre im Kloster gewesen wäre.

Ihr Anzug war ausserordentlich schlecht. Mit Entsezen betrachtete sie den Puz, in dem sie vor ihrem unseeligen Wolthäter erschienen war; ihre Ohrgehänge hatte sie ihrer Freundin gelassen, ohne sie weiter Eines Bliks zu würdigen. Voller Verwirrung und voller Entzükken, voll von der abgöttischen Liebe gegen Frankly'n, und voller Abscheu gegen sich selbst, kam sie endlich vor die Pforten

Der grausen Burg, der Rache Aufenthalt,
Vom Laster und der Unschuld Flehen oft durchschallt.

Als sie aus dem Wagen steigen sollte, gebrach's ihr an Kräften; man musste ihr heraushelfen. Mit pochendem Herzen, feuchten Augen und schaamvoller Stirn, betrat sie dies Gebäude. Man führte sie vor den Gouverneur; sie wollte sprechen, aber ihre Stimme erstarb; sie reichte ihm die Ordre, und lallte mit vieler Mühe endlich ein Paar Worte.

Der Gouverneur liebte seinen Gefangnen; seine Befreiung war ihm sehr willkommen. Sein Herz war nicht erhärtet, wie es bei den meisten seiner Kollegen, den Kerkermeistern vom ersten Range, der Fall zu sein pflegt, die nur auf die Vortheile denken, die ihnen durch die Verwahrung ihrer Gefangnen zuwachsen, die nach der Menge der Schlachtopfer ihre Einkünfte berechnen, und indem sie vom Unglük andrer leben, über die Thränen der Unglüklichen ein geheimes gräsliches Vergnügen empfinden. Er lies den Gefangnen in sein Zimmer kommen. Die beiden Liebenden sahen sich und fielen Beide in Ohnmacht.

Die

Die schöne St. Yves blieb lange ohne Bewegung und Leben; Frankly hatte sich bald wieder erholt. Vermutlich Ihre Frau Gemalin? sagte nun der Gouverneur zu ihm. Haben Sie mir doch nie gesagt, daß Sie verheuratet sind. Man meldet mir, daß Sie ihren edelmütigen Bemühungen Ihre Freiheit zu danken haben. Ach! ich bin es nicht wert, seine Frau zu sein, sagte die schöne St. Yves mit bebender Stimme, und sank wieder ohnmächtig zurük. Als sie wieder zu sich gekommen war, reichte sie Frankly'n mit Zittern die Anweisung auf ein Gnadengehalt und das Patent zur Rittmeisterstelle.

Eben so verwundert als gerührt erwachte Frankly aus einem Traum, um in einen andern zurükzusinken. Weshalb bin ich hier eingesperrt worden? rief er aus. Wie haben Sie mich befreien können? Wo sind die Ungeheuer, die mich in den Abgrund stürzten? Sie sind eine Gottheit, die vom Himmel herabgestiegen ist, mir zu helfen.

Die schöne St. Yves schlug ihre Augen nieder, blikte dann wieder hin auf ihren Geliebten, ward rot und wendete einen Moment darauf ihre thränenfeuchten Augen von ihm ab. Endlich erzälte sie ihm alles was sie wusste und was sie ausgestanden hatte, nur das ausgenommen, was sie gern auf ewig sich selbst verhehlet hätte, und was jeder Andre als Frankly, der den Weltlauf und die Hofsitte besser gekannt, von selbst gar leicht würde erraten haben.

Ist es möglich, sagte er, daß ein so elendes Geschöpf, wie der Amtshauptmann, mir meine Freiheit hat rauben können! Ah! ich sehe wol, daß es mit den Menschen so ist, wie mit den allerverächtlichsten Thieren; schaben können sie alle. Doch ist es wol möglich, daß ein Mönch, ein Jesuit, ein Beichte

 vater

vater des Königs, eben so viel zu meinem Unglük beigetragen, als dieser Amtshauptmann, ohne daß ich mir vorstellen kann, unter was für einem Vorwande dieser verabscheuungswürdige Betrüger mich verfolgt hat? Hat er mich etwa für einen Jansenisten ausgegeben? Und dann sagen Sie mir: wie erinnerten Sie Sich meiner? Ich verdient' es nicht; ich war ja nur noch ein Wilder! Wie haben Sie ohne Ratgeber, ohne Beistand die Reise nach Versailles unternemen können? Sie sind erschienen, und meine Fesseln wurden zerbrochen. So liegt denn in Schönheit und Tugend ein unwiderstehbarer Zauber, vor dem eiserne Pforten sich öffnen und eherne Herzen zerschmelzen!

Bei dem Worte: Tugend, entfuhren der schönen St. Yves einige tiefe Seufzer. Sie wusste nicht, wie tugendhaft sie selbst bei dem Verbrechen war, worüber sie sich die bittersten Vorwürfe machte.

Ihr Geliebter fuhr so fort: O Engel, der Du meine Bande zerbrachst, wenn Du (was ich zwar nicht begreifen kann) Ansehn genug gehabt hast, mir Gerechtigkeit zu verschaffen; o so las sie auch einem Greise wiederfahren, der mich zuerst denken lehrte, so wie Du mich zuerst lieben lehrtest. Das Unglük hat uns vereinigt: ich liebe ihn als Vater, und kann weder ohne Dich noch ohne ihn leben.

„Wie? ich soll von neuem den Mann um eine „Gefälligkeit bitten, der . . . " „Ja, göttli„ches Mädchen, Dir will ich alles zu verdanken „haben, und Niemanden anders als Dir. Schreib „an jenen vielvermögenden Mann. Ueberhäuf' mich „mit Deinen Wolthaten! Vollende, was Du be„gonnen hast; vollende Deine Wunder."

Sie fühlte, daß sie das Verlangen ihres Geliebten erfüllen müsste. Sie wollte schreiben; die

Hand

Hand versagte ihr. Dreimal fing sie ihren Brief an, und dreimal zerris sie ihn; endlich schrieb sie einen, und die beiden Liebenden verliessen das Gefängnis, nachdem sie den alten Märtirer der wirkenden Gnade umarmt hatten.

Die glükliche und trostlose St. Yves wusste das Haus, wo ihr Bruder logirte; sie namen ihren Weg dahin, und ihr Geliebter bezog ein Zimmer in diesem Hause.

Kaum waren sie daselbst angekommen, als das Fräulein von ihrem Beschüzer den Loslassungsbefel für den guten alten Gordon erhielt, wobei er sich zugleich eine geheime Zusammenkunft mit ihr für den folgenden Tag erbat. So war ihre Entehrung der Preis für jede edle und rechtschafne Handlung, die sie that. Sie sah diesen Gebrauch, das Glük und Unglük der Menschen auf solche Art zu verkaufen mit äusserstem Abscheu an. Sie gab den Loslassungsbefel ihrem Geliebten, und schlug die Zusammenkunft mit einem Wolthäter aus, den sie nicht mehr sehn konnte, ohne vor Schaam und Schmerz zu vergehn. Frankly'n konnte nur die Befreiung seines Freundes dahin vermögen, sich von seiner Geliebten zu trennen. Er flog nach dem Gefängnisse und erfüllte diese süsse Pflicht, indem er Betrachtungen über die wunderbaren Ereignisse in dieser Welt anstellte und die mutige Tugend eines jungen Mädchens bewunderte, der zwei Unglükliche mehr als ihr Leben verdankten.

Neunzehntes Kapitel.

Frankly und die schöne St. Yves unter ihrer Sippschaft.

Die edelmütige und achtungswürdige Ungetreue, fand in diesem Hause bei ihrem Bruder den guten Prior vom Berge samt seinem Fräulein Schwester. Alle waren gleich erstaunt, allein ihre Empfindungen und Lagen waren sehr verschieden. Der Abt von St. Yves beweinte seine Vergehungen zu den Füssen seiner Schwester, die ihm vergab. Auch der Prior und seine zärtliche Schwester weinten, aber vor Freude. Der schändliche Amtshauptmann und sein unerträglicher Sohn störten diesen rührenden Auftritt nicht. So wie sie nur die Loslassung ihres Feindes vernommen hatten, waren sie fortgereist, und eilten, in ihrer Provinz ihre Albernheit und ihre Furcht zu verbergen.

Mit unzälig verschiednen Regungen erwarteten diese vier Personen die Ankunft des jungen Mannes und seines durch ihn befreiten Freundes. Der Abt von St. Yves getraute sich nicht, die Augen gegen seine Schwester aufzuheben. Die gutherzige Kerkabon sagte: Ich werde also meinen lieben Neffen wiedersehn! Das werden Sie, antwortete die liebenswürdige St. Yves; er ist aber ein ganz andrer Mensch. Sein Betragen, sein Ton, seine Begriffe, sein Geist, alles, alles hat sich geändert. Er ist eben so verehrungswürdig als er vorher gradezu und fremd in allen Stükken war. Er wird die Ehr' und

der

der Trost Ihrer Familie sein! O daß ich das nicht auch von mir sagen kann!

Sie kommen mir auch ganz anders vor, hub jezt der Prior an. Was ist Ihnen denn widerfahren? Was hat denn eine so grosse Veränderung bei Ihnen hervorgebracht?

Mitten in diesem Gespräch kam Frankly, der seinen Freund, den Jansenisten, bei der Hand hatte. Nunmehr ward der Auftritt noch lebhafter, anziehender. Die zärtlichen Umarmungen des Oheims und der Tante machten den Anfang. Der Abt von St. Yves warf sich Frankly'n zu Füssen, der nicht mehr Frankly war. Die beiden Liebenden sprachen durch Blikke, die all' die Empfindungen ausdrükten, die ihre Seelen durchströmten. Zufriedenheit und Erkenntlichkeit glänzten auf der Stirn von ihm; Verlegenheit malte sich in den zärtlichen und etwas wilden Augen von ihr. Man wunderte sich, daß sie Traurigkeit unter so viele Freude mischte.

In wenigen Augenblikken war der alte Gordon der ganzen Familie theuer. Er war mit dem jungen Gefangnen zugleich unglüklich gewesen, und dies gab ihm grosse Ansprüche auf ihre Zuneigung. Er dankte zwei Liebenden seine Befreiung, und das allein söhnte ihn mit der Liebe aus. Seine ehmaligen strengen Meinungen waren aus seinem Herzen gewichen, und er war mit dem Huronen zugleich Mensch geworden. Ein jeder erzälte vor dem Abendessen seine Begebenheiten. Die beiden Aebte und die Base hörten zu, wie Kinder, denen man Spuhkgeschichten erzält, und wie Menschen, die an so vielen Widerwärtigkeiten innigen Theil nemen.

Ach! sagte Gordon, vielleicht schmachten mehr denn fünfhundert Unschuldige noch in eben dem Gefängnisse, dessen Bande Fräulein St. Yves für

uns zerbrochen hat; aber ihre Leiden sind unbekannt. Man findet Hände genug, auf die Menge der Unglüklichen zuzuschlagen, aber selten eine, die Hülfe reicht.

Diese so richtige Bemerkung vermehrte seine Fühlbarkeit und seine Erkenntlichkeit; alles verdoppelte den Triumph der schönen St. Yves, und man bewunderte die Grösse und Festigkeit ihrer Seele. Diese Bewunderung war mit derjenigen Ehrerbietung gemischt, die man wider seinen Willen für Personen empfindet, denen man grosses Ansehn bei Hofe zutraut. Der Abt von St. Yves sagte einigemale bei sich: Wie mus es denn meine Schwester gemacht haben, sobald ein solches Ansehn zu erlangen?

Man war eben im Begrif, sich zu Tische zu sezen, wiewol es noch sehr früh war; siehe da kömmt die gute Freundin aus Versailles, die von alle dem, was vorgefallen ist, nicht das mindeste weis, in einer sechsspännigen Karosse an; wem die zugehörte, kann man sich leicht denken. Diese Frau trat mit dem wichtigen Wesen einer Person vom Hofe in's Zimmer, die Sachen von Belang auszurichten hat; sie machte der Gesellschaft eine sehr leichte Verbeugung, und zog sodann die schöne St. Yves bei Seite.

Warum lassen Sie denn so lange auf sich warten? sagte sie. Folgen Sie mir. Hier sind Ihre Diamanten, die Sie vergessen hatten. Sie konnte diese Worte so leise nicht hervorbringen, daß Frankly sie nicht gehört hätte. Er sah, wie Alle, die Diamanten. Der Bruder geriet ganz ausser aller Fassung, und der Oheim und die Base wunderten sich nur, wie gute ehrliche Leute zu thun pflegen, die so prächtige Sachen niemals gesehn hatten.

Der

Der junge Mann, den ein Jahr voll Betrachtungen sehr gebildet hatte, stellte wider seinen Willen hierüber welche an, und schien einen Augenblik beunruhigt. Seine Geliebte ward es gewahr; Todesblässe ergos sich über ihr Antliz, ein kalter Schauer bemächtigte sich ihrer, und kaum konnte sie sich aufrecht erhalten. Ah Madam! sagte sie zu ihrer leidigen Freundin: Sie haben mich unglüklich gemacht, Sie bringen mich um's Leben. Diese Worte durchbohrten Frankly's Herz; er hatte aber bereits gelernt, Meister seiner Regungen zu sein; daher macht' er davon kein Aufheben, aus Furcht, seine Gebieterin in Gegenwart ihres Bruders zu beängstigen; allein er ward blas wie sie.

Ausser sich, daß sie das Antliz ihres Geliebten sich verwandeln sah, zog St. Yves die Frau aus der Stube, und führte sie auf einen kleinen Flur. Hier warf sie ihr die Diamanten vor die Füsse, und sagte: Nicht dieser Bettel hat mich verführt, wie Sie selbst wissen; doch der, der mir ihn gegeben, soll mich nie wieder sehn. Die Freundin hob den Schmuk auf, und St. Yves sezte hinzu: Er mag sie nun wieder nemen oder sie Ihnen schenken, mir gleichviel! Gehn Sie und machen Sie nicht mehr, daß ich mich vor mir selbst schämen mus. Die Abgesandtin kehrte zurük, ohne die Gewissensbisse begreifen zu können, wovon sie Zeuge war.

Die schöne St. Yves empfand in ihrem Körper einen so heftigen Aufruhr, daß sie sich genötigt sahe, sich niederzulegen; um aber niemanden zu beunruhigen, sagte sie kein Wort von dem, was sie ausstand; sie schüzte Müdigkeit vor, und bat um die Erlaubnis, sich niederlegen zu dürfen. Vorher beruhigte sie die Gesellschaft durch vielfältige Versicherung ihres Wolbefindens, und warf beim Weggehn

auf ihren Liebhaber Blikke, welche sein Herz und seinen Geist in Feuer sezten.

Die Abendmalzeit, deren Seele nun fehlte, war anfangs traurig; doch herschte jene interessante Traurigkeit, die Anlas zu nüzlichen und anfesselnden Unterhaltungen giebt, und die der thörichten Frölichkeit weit vorzuziehn ist, der man gemeiniglich nachjägt, und die stets in einem lästigen Sauf' und Brause besteht.

Gordon gab der Gesellschaft mit wenigen Worten die Geschichte des Jansenismus und Mokinismus; erzälte die Verfolgungen, womit die eine Partei die andre niederdrükte, und die Hartnäkkigkeit, die beide in allen Stükken äusserten. Frankly machte hierüber seine Bemerkungen und sagte: Er bedauerte die Menschen, die mit den vielen Uneinigkeiten nicht zufrieden, die ihr Interesse anfachte, sich wegen eines schimärischen Interesse und wegen unverständlicher Ungereimtheiten neue Leiden bereiteten.

Gordon erzälte, Frankly beurtheilte, die Gäste hörten aufmerksam zu, wurden erschüttert, und ihnen ging ein neues Licht auf. Man sprach von der langen Dauer unsrer Unglüksfälle und von der Kürze unsers Lebens; man bemerkte, daß jeder Stand seine ihm eigentümlichen Laster und Gefahren habe; und daß vom Fürsten bis zum untersten Bettler alles die Natur anzuklagen schiene. Wie kann es so viele Menschen geben, die für eine Hand voll Geldes die Helfershelfer und Henker andrer Menschen werden! Mit welcher unmenschlichen Gleichgültigkeit unterzeichnet ein Königlicher Beamter den Untergang einer Familie? Und mit welcher barbarischen Freude vollstrekken ihn schändliche Lohnknechte?

Ich habe, sagte der gute alte Gordon, in meiner Jugend, einen Anverwandten des Marechal

von

von Marillac gesehn, der in seiner Provinz wegen dieses berühmten Unglüklichen verfolgt ward, und sich zu Paris unter einem angenommenen Namen verbarg. Es war ein zwei und siebenzigjähriger Greis; seine Frau, die ihn begleitete, war fast eben so alt. Sie hatten einen ausschweifenden Sohn gehabt, der im vierzehnten Jahre ihnen entloffen und unter die Soldaten gegangen, nachher aber ausgetreten war und alle Grade des Elends und der Lüderlichkeit durchgegangen hatte. Zulezt war er unter angenommenem Namen bei der Leibwacht des Kardinals Richelieu angekommen, (denn dieser Priester hatte so wie Mazarin seine Leibwacht,) und endlich war er bis zum Gefreiten gestiegen. Dieser Abenteurer erhielt den Befel, den Greis und seine Gattin zu arretiren, und er that dies mit all' der Härte eines Menschen, der sich bei seinem Herrn beliebt machen will. Wie er sie nach dem Ort ihrer Bestimmung brachte, hört er die beiden Schlachtopfer sich über die lange Reihe von Unglüksfällen beschweren, die sie seit ihrer Wiege ausgestanden hatten. Vater und Mutter zälten die Vergehungen und den Verlust ihres Sohnes unter die härtesten Leiden, die sie betroffen hätten. Der Sohn erkannte sie, demungeachtet aber bracht' er sie in's Gefängnis, indem er ihnen zugleich versicherte: Seine Eminenz müssten vor allen andern bedient werden. Auch liessen Seine Eminenz seinen Diensteifer nicht unbelohnt.

Ich habe gesehn, daß ein Spion des Pater de la Chaise seinen eignen Bruder verriet, in der Hofnung, eine kleine Pfründe dafür zu erhalten, die er aber nicht erhielt; und ich hab' ihn sterben sehn, nicht aus Gewissensangst, sondern aus Verdrus, vom Jesuiten betrogen zu sein.

Mein Beichtvateramt, das ich lange Zeit verwaltet habe, hat mich mit dem Innern der Familien bekannt gemacht. Ich habe deren nicht eine gefunden, die nicht ihr volles Maas Kummer und Leiden gehabt hätte, wiewol sie unter der Maske des Glüks von aussen in Freude zu schwimmen schien. Und ich habe immer bemerkt, daß die grössten Bekümmernisse Früchte unsrer ungezähmten Lüsternheit sind.

Was mich anlangt, sagte Frankly, so hoffe ich, daß eine edle, erkenntliche und gefühlvolle Seele glüklich leben kann, und ich rechne sehr darauf, eine Glükseligkeit ohne Wechsel mit der schönen und edelmütigen St. Yves zu geniessen. Denn ich schmeichle mir, fuhr er fort, und wandte sich mit einem freundschaftlichen Lächeln an ihren Bruder, daß Sie mir Ihre Schwester nicht verweigern werden, wie vorm Jahre, und daß ich mich besser dabei benemen werde.

Der Abt verwirrte sich in einer Menge Entschuldigungen wegen des Vergangnen und in Beteurungen ewiger Zuneigung. Oheim Kerkabon sagte: dies würde der schönste Tag seines Lebens sein. Die gute Base war ausser sich und weinte vor Freude. Ich hatt' es Ihnen wol gesagt, rief sie, daß Sie nie Subdiakonus werden würden. Dies Sakrament ist weit besser als jenes. Wollte Gott, daß ich so glüklich gewesen wäre, dessen theilhaft zu werden! Nun, ich will wenigstens Mutterstelle bei Euch vertreten.

Jezt überbot ein jeder den andern an Lobsprüchen über die zärtliche St. Yves. Ihr Liebhaber hatte das Herz zu voll von dem, was sie gethan hatte, er liebte sie zu sehr, als daß die Geschichte mit den Diamanten einen zu tiefen Eindruk auf ihn gemacht hätte; allein die Worte, die er nur zu deutlich gehört hatte: Sie bringen mich ums Leben! erreg=

erregten in ihm eine geheime Furcht, und vergifteten alle seine Freude, indes daß die Lobsprüche auf seine schöne Gebieterin seine Liebe vermehrten.

Endlich war nun blos von diesem jungen Frauenzimmer die Rede; ward von nichts gesprochen, als vom Glük, das diese beiden Liebenden verdienten. Man traf Einrichtungen, um insgesamt in Paris bleiben zu können, machte Entwürfe grösser und reicher zu werden, überlies sich allen jenen Hofnungen, welche der mindeste Glüksstrahl so leicht erzeugt. Allein Frankly empfand im Innern seines Herzens eine Ahndung, die diese Täuschungen verwarf. Er überlas die Anweisung und das Patent, die mit dem Namen St. Pouange und de Louvois unterzeichnet waren, nochmals. Man malte ihm diese beiden Männer so ab, wie sie waren, oder wie man wenigstens glaubte, daß sie waren. Ein jeder sprach von Ministern und Ministerium mit der Tischfreiheit, die man in Frankreich für die schäzbarste Freiheit ansieht, deren man auf Erden geniessen kann.

Wär' ich König von Frankreich, sagte Frankly, so würd' ich mir einen Kriegsminister wählen, der von der höchsten Geburt wäre, deshalb, weil der Adel Befele von ihm erhält. Er müsste von unten auf in der Armee gedient haben, wenigstens Generallieutenant gewesen sein, und es verdienen, Marechal von Frankreich zu werden. Denn wie will der den Dienst genau verstehn, der nicht selbst gedient hat? Und werden die Officiere einem Kriegsmanne, den, wie sie, sein Mut ausgezeichnet hat, nicht unendlich lieber gehorchen, als einem Kabinetsmanne, der, so vielen Kopf er auch immer haben mag, die Operationen der Feldzüge höchstens doch nur errät.

Ich würd' es nicht ungern sehn, wenn mein Minister freigebig wäre, sollte auch mein Schazmeister darüber in Verlegenheit geraten. Es würde mir lieb sein, wenn ihm seine Arbeit leicht von der Hand ginge, und wenn er sogar sich durch jene Frölichkeit des Geistes auszeichnete, die das Antheil des gebornen Geschäftmannes ist, die der Nation so sehr gefällt, und die alle Amtspflichten erleichtert.

Frankly wünschte deshalb einem Minister diesen Karakter, weil er immer bemerkt hatte, daß ein Mann von so guter Laune nie grausam sei. Der Herr de Louvois würde vielleicht mit Frankly's Wünschen nicht zufrieden gewesen sein; er besas eine andre Art von Verdienste.

Doch indes daß man bei Tische war, hatte die Krankheit des unglüklichen jungen Frauenzimmers sich gewaltig verschlimmert. Ihr Blut hatte sich entzündet; es offenbarte sich ein hiziges Fieber; sie litt, ohne sich zu beklagen, um das Vergnügen der Gäste nicht zu stören. Ihr Bruder, der sie noch wach wusste, ging an ihr Bette. Er erschrak über den Zustand, worin er sie fand. Alle Leute im Hause liefen hinzu; ihr Liebhaber war ihrem Bruder dicht auf dem Fus gefolgt. Unstreitig war er von allen der Erschrokkenste, der Gerührteste; er hatte aber mit all' den glüklichen Gaben, die die Natur an ihm verschwendet hatte, Vorsicht und Bescheidenheit verbinden gelernt, und das schnelle Gefühl dessen, was schiklich ist, fing an ihn zu beherrschen.

Man lies sogleich aus der Nachbarschaft einen Arzt kommen. Es war einer von denen, die Ihre Patienten im Vorbeifluge besuchen, welche die Krankheit des eben verlassnen Patienten mit der des gegenwärtigen verwechseln, und die eine Wissenschaft blindlings treiben, der das reifste Nachdenken und die ge-

sundeste Urtheilungskraft das Unzuverlässige und Gefahrenvolle nicht benemen kann. Durch seine Eilfertigkeit, ihr ein Hülfsmittel zu verordnen, das damals Mode war, vermehrte er nur ihre Krankheit. Sogar in der Medizin giebt es Moden! Diese Raserei war damals in Paris ganz allgemein.

Die traurige St. Yves trug noch mehr als ihr Arzt dazu bei, ihre Krankheit gefärlich zu machen. Ihre Seele tödtete ihren Körper. Die Menge Vorstellungen, die sie erschütterten, verbreiteten in ihren Adern ein Gift, das weit gefärlicher war, als das des Fiebers.

Zwanzigstes Kapitel.

Die schöne St. Yves stirbt; was weiter vorfällt.

Man lies einen andern Arzt rufen. Dieser, anstatt der Natur zur Hülfe zu kommen und sie bei einer jungen Person frei wirken zu lassen, bei der alle Theile von selbst an Wiederherstellung arbeiten, war nur damit beschäftigt, seinem Kollegen entgegen zu verordnen. In zwei Tagen war die Krankheit tödtlich. Das Gehirn, das man für den Siz des Verstandes hält, ward eben so heftig angegriffen, als das Herz, das man für den Siz der Leidenschaften ausgiebt.

„Welche unbegreifliche Mechanik hat die Organe den Empfindungen und Gedanken unterworfen? Wie kann eine einzige schmerzhafte Vorstellung den Umlauf des Geblüts in Unordnung bringen? Und

„ wie

„ wie kam das Blut seiner Seits diese Unordnung
„ dem menschlichen Verstande mittheilen? Wie ist das
„ unbekannte Fluidum beschaffen, dessen Existenz er-
„ wiesen ist, und das schneller und wirksamer denn
„ das Licht, in weniger denn einem Augenblik durch
„ alle Kanäle des Lebens stürzt, und Gedächtnis,
„ Sensationen, Traurigkeit, Freude, Vernunft oder
„ Wahnsinn erzeugt, das mit Grausen das wieder
„ zurükruft, was man gern vergessen möchte, und
„ das aus einem denkenden Thiere entweder einen Ge-
„ genstand der Bewunderung oder des Mitleids und
„ der Thränen macht."

Dies waren die Gedanken des guten Gordon's bei dieser Gelegenheit; und ungeachtet dieser so natürlichen Betrachtung, welche aber die Menschen nur selten machen, war er eben so erweicht, wie die übrigen. Er war nicht einer von jenen unglüklichen Philosophen, die fühllos zu sein sich bestreben. Das Schiksal des jungen Frauenzimmers rührte ihn so, wie einen Vater, der sein inniggeliebtes Kind langsam dahinsterben sieht. Der Abt von St. Yves war voller Verzweiflung; der Prior und seine Schwester vergossen Ströme von Zähren.

Doch wer wagt es, den Zustand des Liebhabers zu beschreiben? Die Fülle seines Jammers auszudrükken, dazu hat keine Sprache Worte; dazu sind alle Sprachen der Welt zu unvollkommen. Die Base, die fast leblos war, hielt den Kopf der Sterbenden in ihren schwachen Armen; ihr Bruder lag vor dem Bette auf den Knieen. Ihr Liebhaber drükte ihre Hand, die er mit Thränen badete, und brach in ein heftiges Schluchzen aus. Er nannte sie seine Wohlthäterin, seine einzige Hofnung, sein Leben, die Hälfte seiner Selbst, seine Gebieterin, seine Gattin. Bei dem Namen: Gattin, sah sie ihn mit

un-

unaussprechlicher Zärtlichkeit an, und sties plözlich einen Schrei des Entsezens aus; alsdann rief sie in einer der Zwischenzeiten, wo die Ermüdung der Sinne, und die eine Zeitlang aufhörenden Schmerzen ihrer Seele Freiheit und Kraft liessen:

Ich Ihre Gattin? O mein theurer Geliebter, dieser Name, dies Glük, diese Belohnung waren mir nicht beschieden; ich sterbe und ich verdiene es. O Abgott meines Herzens! Du, den ich den höllischen Geistern aufgeopfert habe! es ist aus mit mir! Ich bin gestraft; lebe glüklich!

Man verstand diese schreklichen und zärtlichen Worte nicht, aber sie erwekten Entsezen und Wehmut in den Herzen Aller. St. Yves hatte den Mut, sich darüber näher zu erklären. Jedes Wort erregte Erstaunen, Schmerz und Mitleid bei allen Umstehenden, und sie vereinigten sich insgesamt, den mächtigen Mann zu verabscheuen, der eine entsezliche Ungerechtigkeit nur durch ein entsezliches Verbrechen wieder gut zu machen gesucht, und die verehrungswürdigste Unschuld zur Theilnahme an seinem Verbrechen gezwungen hatte.

Wie? Sie wären strafbar? rief ihr Liebhaber aus. Nein, das sind Sie nicht. Das Laster kömmt nur aus dem Herzen, und das Ihrige gehört mir und der Tugend.

Er bekräftigte diese Gesinnung durch Worte, welche die schöne St. Yves wieder in's Leben zurükzubringen schienen. Sie fühlte sich getröstet, und wunderte sich, daß sie noch geliebt wurde. Der alte Gordon würde sie zur Zeit, da er nur Jansenist war, verdammt haben; jezt aber, da er war gescheiter geworden, schäzt' er sie hoch und beweinte sie.

Mitten unter diesen Thränen und unter diesen Besorgnissen, womit die Gefahr dieses so theuern

Mädchens die Herzen Aller erfüllte, und mitten in dieser so allgemeinen Bestürzung kam die Nachricht: es sei ein Kurier vom Hofe da. Ein Kurier? Und von wem? Und weshalb? Er kam vom Beichtvater des Königs an den Prior vom Berge. Nicht Pater de la Chaise schrieb selbst, sondern Bruder Vatblé, sein Kammerdiener, ein zu der Zeit sehr wichtiger Mann. Denn er meldete den Bischöfen die Willensmeinung des hochehrwürdigen Paters; er ertheilte Audienzen, er versprach Pfründen, er lies unterweilen lettres de cachet ausfertigen.

Dieser Mann schrieb dem Abte vom Berge: „Seine Hochwürden wären nunmehr von der ganzen Geschichte seines Neffen unterrichtet; dessen Gefangennemung sei Misverständniß gewesen; dergleichen kleine Widerwärtigkeiten trügen sich gar häufig zu, und man müsse das übersehn. Es zieme sich nicht anders, als daß er, der Prior, des folgenden Tages mit seinem Neffen Sr. Hochwürden die Aufwartung machten; auch den guten Gordon solle er nicht mitzubringen vergessen. Er, der Bruder Vatblé, würde sie bei Sr. Hochwürden und dem Herrn de Louvois aufführen, welcher Leztere ein Paar Worte in seiner Antischamber mit ihm sprechen würde.“

Er sezte hinzu: Frankly's Geschichte und sein Gefecht gegen die Engländer wäre dem Könige erzält worden, und Se. Majestät würden ihn sicherlich bemerken, wenn Sie die Gallerie passirten, und ihn vielleicht gar eines gnädigen Kopfnikkens würdigen. Der Brief schlos mit der schmeichelhaften Hofnung, daß alle Hofdamen sich um die Wette beeifern würden, seinen Neffen an ihren Toiletten vor sich zu lassen, daß verschiedne von ihnen zu ihm sagen würden: Guten Morgen, Herr Frankly! und daß

beim

beim Souper des Königs seiner zuverlässig würde gedacht werden. Der Brief war unterzeichnet: Ihr wohlaffektionirter Vatblé, Jesuit.

Nachdem der Prior den Brief ganz laut vorgelesen hatte, geriet sein Neffe in Wut, unterdrükte aber seinen Zorn auf einen Augenblik, sagte dem Ueberbringer nichts; sondern wandte sich zu seinem ehmaligen Unglüksgenossen, und fragte den: Wie ihm diese Schreibart gefiele? Gordon versezte: Man geht auf die Art mit den Menschen wie mit den Affen um; man schlägt sie und lässt sie tanzen.

Jezt konnte Frankly seinen natürlichen Karakter, der bei grossen Erschütterungen der Seele immer hervorbricht, nicht länger unterdrükken; er ris den Brief in Stükken, und warf ihn dem Kurier mit den Worten in's Gesicht: Hier ist meine Antwort. Der erschrokne Oheim glaubte ein mächtiges Ungewitter und zwanzig Haftbefele auf ihn herabstürzen zu sehn. Er schrieb gar eilig einen Brief, worin er, so gut wie er nur immer konnte, das zu entschuldigen suchte und für Jugendhize nam, was wirklich der Ausbruch einer grossen Seele war.

Doch jezt bemächtigten sich weit schmerzhaftere Gefühle der Herzen Aller. Die schöne St. Yves fühlte ihr Ende sich herannahen; sie befand sich zwar in einem ruhigen Zustande, doch war dies die fürchterliche Ruhe, wo die erschöpfte Natur nicht mehr vermögend ist, Widerstand zu leisten.

O mein Geliebter, sagte sie mit bebender Stimme; der Tod bestraft mich für meine Schwachheit, doch sterb' ich mit dem Trost: Sie in Freiheit zu wissen. Ich betete Sie an, indem ich Sie hinterging, und ich bete Sie noch an, indem ich Ihnen ein ewiges Lebewol sage.

Sie prunkte mit keiner eitlen Standhaftigkeit, denn sie hatte keinen Begrif von dem kläglichen Ruhm, wenn einige Nachbaren sagen: Sie ist mit Herzhaftigkeit gestorben. Wer kann in seinem zwanzigsten Jahre seinen Geliebten, sein Leben und das, was man Ehre nennt, ohne Bedauernisse und ohne herben bittern Schmerz verlassen? Sie fühlte all' das Schreckliche ihres Zustandes, und jene Worte, jene sterbenden Blikke, die so viele Macht haben, zeugten davon. Auch weinte sie mit den Andern in denen Augenblikken, da sie Kräfte genug zum Weinen hatte.

Mögen doch Andre den herrlichen Tod derjenigen rühmen, die mit Unempfindlichkeit in die Vernichtung übergehn. Das ist das Schiksal aller Thiere. Wir sterben nur wie diese, wenn Alter oder Krankheit alle unsre Sinne gestumpft und so uns ihnen gleich gemacht hat. Wer einen grossen Verlust leidet, empfindet darüber grosse Bedauernisse; erstikt er dieselben, so ist er selbst in den Armen des Todes eitel. Als der leidige Augenblik da war, entstürzten allen Umstehenden Schreie und Thränen:

Frankly verlor den Gebrauch seiner Sinne. Starke Seelen, wenn sie zärtlich sind, haben heftigere Empfindungen denn andre. Der gute Gordon kannte ihn zu gut, um nicht zu besorgen, er möchte sich tödten, wenn er wieder zu sich käme. Man entfernte alles tödtliche Gewehr; der unglükliche junge Mann ward es gewahr, wie er wieder erwachte. Doch sagt' er ohne Thränen, ohne Seufzer und ganz kalt zu Gordon und seinen Verwandten: Glaubt Ihr denn, daß irgend jemand auf der Welt Recht und Macht hat, mir zu wehren, wenn ich mir das Leben nemen will?

Gordon hütete sich sehr, ihm jene ekelhaften Gemeinpläze auszukramen, womit man zu beweisen

sucht: es sei nicht erlaubt, sich seiner Freiheit zu bedienen, seinem Dasein ein Ende zu machen, so schreklich es einem auch gehe: man dürfe nicht aus seiner Behausung gehn, wenn man gleich nicht länger darin bleiben könne; der Mensch sei auf Erden, wie der Soldat auf seinem Posten. Als wenn dem Wesen aller Wesen etwas daran liegen könne, ob einige verbundne Klümpchen Materie sich da oder dort befinden? Ohnmächtige Gründe, welche die entschlossne und wolüberdachte Verzweiflung anzuhören verschmäht, und die ein Kato nur mit einem Dolchstosse beantwortete.

Frankly's düstres und schrekliches Stillschweigen, sein finstres Auge, seine bebenden Lippen, das Zittern aller seiner Glieder erregte in den Umstehenden jenes Gemisch von Mitleiden und Schrek, das alle Kräfte der Seele fesselt, das die Sprache hemmt, und nur durch gebrochne Worte sich offenbaret. Die Wirtin war mit ihrem ganzen Hause herbeigeeilt. Man war wegen seiner Verzweiflung in nicht geringer Furcht, man lies ihn nicht aus den Augen und beobachtete alle seine Bewegungen.

Der erstarrte Leichnam der schönen St. Yves war bereits in ein andres Zimmer getragen worden, fern von den Augen ihres Liebhabers, der sie noch immer zu suchen schien, wiewol er nicht mehr im Stande war, das mindeste zu sehen. Mitten in diesen Scenen des Todes, indes, daß der todte Körper vor der Hausthür auf der Bahre stand, und zwei Priester bei einem Weihkessel mit zerstreutem Wesen Gebeter hersagten, indes daß einige Vorübergehende aus langer Weile ein Paar Tropfen Weihwasser auf den Sarg sprüzten, und andre ihren Weg gleichgültig fortsezten, indes, daß die Verwandten weinten, und der Liebhaber seinen Verlust nicht überleben zu können

glaubte, langte der Herr de Saint Pouange mit der Freundin aus Versailles an. Da seine flüchtige Neigung nur einmal war befriedigt worden, so hatte sie sich in Liebe verwandelt; daß man seine Wohltaten ausgeschlagen, hatte ihn verdrossen. Pater de la Chaise würde nicht daran gedacht haben, in dies Haus zu kommen; allein Saint Pouange, dem das Bild der schönen St. Yves täglich vor Augen schwebte, der vor Begierde brannte, eine Leidenschaft zu stillen, die durch einen einzigen Genus den Stachel der Lüste in sein Herz gestossen hatte, trug kein Bedenken, diejenige aufzusuchen, die er vielleicht nicht dreimal hätte sehn mögen, wenn sie von selbst zu ihm gekommen wäre.

Er steigt aus dem Wagen. Das Erste, was ihm jezt in die Augen fiel, war die Bahre. Er wandte sogleich seine Augen mit dem Widerwillen eines Mannes hinweg, der, an lauter Vergnügen gewöhnt, sich einbildet, man müsse Gegenstände, die ihn auf die Betrachtung des menschlichen Elends führen können, vor ihm verbergen. Er will hinaufgehn. Die Frau aus Versailles frägt aus Neugier: wen man hier begraben wolle? Fräulein St. Yves, lautet die Antwort. Bei diesem Namen wird die Andächtige blas, und stößt einen gräslichen Schrei aus. Saint Pouange wendet sich um, und Erstaunen und Schmerz füllen seine Seele. Der gute Gordon war zugegen; sein Auge stand voll Thränen. Er unterbrach seine traurigen Gebete, um dem Hofmann die ganze schrekliche Katastrophe zu erzälen. Er sprach in dem natürlichen Tone mit ihm, der dem Schmerz und der Tugend eigen ist. St. Pouange war nicht boshaft von Natur; der Strudel der Geschäfte und Vergnügungen hatten seine Seele mit sich fortgerissen, die sich selbst noch nicht kannte. Er war noch fern

von dem Alter, wo die Herzen der Minister gemeiniglich verhärtet sind; mit niedergeschlagnen Augen hört' er den Gordon an, und troknete einige Thränen ab, die er zu seinem Erstaunen vergos. Jezt lernt' er die Reue kennen. Ich mus ihn schlechterdings sehn, sagte er, den ausserordentlichen Mann, von dem Sie mir erzält haben. Fast rührt er mich eben so sehr als das unschuldige Schlachtopfer, dessen Tod ich verursacht habe. Gordon begleitete ihn in das Zimmer, wo der Prior, die Kerkabon, der Abt von St. Yves und einige Nachbaren den jungen Mann wieder zu sich zu bringen sich bemühten, der von neuem in Ohnmacht gesunken war. Ich bin Schuld an Ihrem Unglük, sagte der Unterminister, allein ich werde mein künftiges Leben darauf verwenden, es wieder gut zu machen. Frankly's erster Gedanke war, ihn umzubringen und dann sich selbst. Nichts war der Lage der Sachen gemässer; allein er war ohne Waffen und wurde sehr genau bewacht. Saint Pouange lies sich durch die abschlägige Antwort nicht abschrekken, die mit Vorwürfen, Verachtung und Abscheu begleitet wurde, womit man ihn reichlich überhäufte, und die er wol verdient hatte. Die Zeit lindert alles, wusste er.

Der Herr de Louvois machte mit ihrer Beihülfe aus Frankly einen vortreflichen Officier, der unter einem andern Namen in Paris und bei den Armeen erschien, der den Beifall aller rechtschafnen Leute erhielt, und der zu gleicher Zeit unerschrokner Krieger und Philosoph war. Er sprach in der Folge nie von dieser Begebenheit, ohne zu seufzen, und dennoch fand er Trost darin, davon zu reden. Bis zum lezten Augenblik seines Lebens hielt er das Andenken der schönen St. Yves hoch.

Der Abt von St. Yves und der Prior bekamen Beide eine gute Pfründe; die gute Kerkabon sah ihren Neffen weit lieber in einem militärischen Ehrenposten als in einer Subdiakonusstelle. Die Andächtige von Versailles behielt ihre Ohrgehänge und bekam noch überdies ein schönes Geschenk. Der Pater Tout-a-tous bekam einige Schachteln und Büchsen mit Schokolate, Kaffee, Zukkerkandi, Zitronat und die *meditations* des ehrwürdigen Pater Croiset, nebst einer Lebensbeschreibung der Heiligen, beide in Korduan.

Der gute Gordon lebte mit Frankly'n bis an seinen Tod in der genausten Freundschaft; er hatte auch eine Pfründe erhalten, und vergas die wirkende Gnade und die begleitende Mitwirkung auf immer. Er nam sich zum Wahlspruch: Unglük ist zu etwas gut. Wie viele Biederleute giebt's aber nicht in der Welt, die mit Recht sagen können: Unglük ist zu nichts gut.

Erzälungen.

I.

Timon.

Gott Lob und Dank, ich habe alle meine Bücher verbrannt, sagte gestern Timon zu mir. „Wie? „alle ohne Ausname? Was das Journal de Trévoux, die neuern Romane und Theaterstükke betrift, so lass' ich das gelten. Allein, was haben „Cicero und Virgil, Racine, La Fontaine, Ariost, Addison und Pope Ihnen gethan?“

Ich habe sie alle verbrannt, versezte er, sie sind die Verführer des menschlichen Geschlechts. Sogar die Lehrer der Geometrie und Arithmetik sind Ungeheuer. Die Wissenschaften sind die schreklichsten Geisseln der Erde. Ohne sie würden wir stets das goldne Alter gehabt haben. Ich entsage den Männern von Literatur auf immer, für beständig thu' ich auf die Länder Verzicht, wo die Künste bekannt sind. Es ist abscheulich, in Städten zu leben, wo man das Maas der Zeit in Golde in seiner Beinkleidertasche trägt, wo man kleine Raupen aus Schina hat kommen lassen, um sich mit ihrem Gespinste zu bedekken, wo man hundert zusammenstimmende Instrumente hört, welche die Ohren bezaubern nnd die Seele in eine sanfte Ruhe einwiegen. Alles das ist entsezlich, und es ist ganz klar, daß nur die Irokesen rechtschafne Leute sind; und selbst diese müssen weit von Quebek wohnen, woselbst, wie ich besorge, die höllenwürdigen europäischen Wissenschaften und Künste bereits eingeführt sind.

Nach-

Nachdem Timon seiner Galle recht Luft gemacht hatte, bat ich ihn, mir ohne Uebellaune zu sagen: was ihm so vielen Abscheu gegen die schönen Wissenschaften eingeflößt habe? Er gestand mir ganz offenherzig, daß sein Wiederwille von einer gewissen Klasse von Leuten herrühre, die sich zu Knechten der Buchhändler machten, und die in dieser herrlichen Lage, worein das Unvermögen, ein rechtschafners Gewerbe zu ergreifen, sie versezt hat, alle Monate die schäzenswürdigsten Männer von Europa insultiren, um ihren Lohn zu verdienen. Sie haben Recht, sagt' ich zu ihm, aber verlangen Sie, daß man alle Pferde in einer Stadt umbringt, weil es darunter einige Mähren giebt, die ausschlagen und übel zu reiten sind?

Ich sahe ein, daß dieser Mann im Anfange den Misbrauch der Künst' und Wissenschaften gehasst hatte, daß er endlich aber dahin gekommen war, die Künst' und Wissenschaften selbst zu hassen. Sie werden mir einräumen, sagt' er, daß die Industrie den Menschen neue Bedürfnisse giebt. Diese Bedürfnisse entzünden Leidenschaften und die Leidenschaften veranlassen Verbrechen jeglicher Art. Der Abbe Süger beherrschte zu den Zeiten der Unwissenheit den Staat recht brav, Kardinal Richelieu dagegen, der Theolog und Dichter zugleich war, lies mehr Köpfe herunterschlagen, als er schlechte Theaterstükke machte. Kaum hatte er die französische Akademie errichtet, als die Cinq-Mars, die de Thous, die Marillacs der Hand des Henkers überliefert wurden. Hätte Heinrich VIII. nicht studirt gehabt, so würd' er nicht zwei seiner Weiber auf das Blutgerüst geschikt haben, Karl IX. befal das Blutbad der Bartholomäusnacht nur deshalb, weil sein Lehrer Amiot ihn im Versmachen unterwiesen hat. Die Katholiken in Irland mezelten nur darum drei bis viertausend protestantische

Fa-

Familien nieder, weil sie die Summe des heiligen Thomas gründlich erlernet hatten.

Also glauben Sie, sagt' ich zu ihm, daß Attila, Genserich, Odoaker und ihres Gleichen lange Zeit auf Universitäten studirt haben? Daran zweifl' ich nicht im geringsten, entgegnete er, und ich bin überzeugt, daß sie viel in gebundner und ungebundner Rede geschrieben haben; hätten sie sonst wohl einen Theil des menschlichen Geschlechts vernichtet? Sie lasen fleissig die Kasuisten und die lokkere Moral der Jesuiten, um die Skrupel niederzuschlagen, welche lediglich die rohe Natur erregt. Nur durch vielen Geist und viele Kultur kann man boshaft werden! Es leben die Dummköpfe! Die nur allein sind wakre Leute!

Timon verstärkte diese Meinung durch viele Gründe, die einen Preis bei einer Akademie davon zu tragen vermögend waren. Ich lies ihn schwazen. Wir reisten auf das Land, um daselbst zu soupiren. Unterwegs verfluchte er die Barbarei der Künst' und Wissenschaften und ich las im Horaz.

Vor einem Gehölz stiessen Räuber auf uns und plünderten uns ganz unbarmherzig. Ich fragte diese Herren, auf was für einer Universität sie studirt hätten? Sie gestanden mir ein, daß keiner von ihnen je lesen gelernt habe.

Nachdem wir solchergestalt von Ignoranten waren bestolen worden, kamen wir beinahe nakkend in dem Hause an, wo wir soupiren sollten. Es gehörte einem der gelehrtesten Männer in Europa. Timon musste, seinen Grundsäzen gemäs, gewärtig sein, erwürgt zu werden. Inzwischen geschah das nicht; man gab uns Kleider, strekte uns Geld vor, bewirtete uns auf's beste. Nach der Tafel begehrte Timon Tint' und Feder, um gegen diejenigen zu schreiben, die ihren Geist anbauen.

II.

Von dem, was man nicht thut, und von dem, was man thun könnte.

Die Welt gehen lassen, wie sie geht, seine Pflicht taliter qualiter thun, und vom Herrn Prior immer Gutes sprechen, ist eine alte Mönchsmaxime; allein darüber bleibt das Kloster ein Raub der Mittelmässigkeit, Ausgelassenheit und der Verachtung. Wenn Wetteifer die Menschen nicht anspornt, so sind sie Esel, die ihren Weg fortschlendern, beim ersten Hindernis stille stehn, und bei Wahrnemung abschrekkender Schwierigkeiten ruhig ihre Disteln verzehren; allein beim Zuruf einer sie aufmunternden Stimme, bei den Stichen des sie aufwekkenden Sporns sind sie wie Wettrenner, die fortfliegen und über die Schranken hinwegsezen. Ohne die Erinnerungen des Abbe de Saint-Pierre würde die Barbarei der willkührlichen Steuer in Frankreich vielleicht nie sein abgeschaft worden. Ohne Locke's Belehrungen würde der Unordnung im Münzwesen zu London nie sein abgeholfen worden. Es giebt öfters Menschen, die, ohne das Recht, über ihres Gleichen zu richten, erkauft zu haben, das öffentliche Wohl eben so sehr lieben, als es unterweilen von denen vernachlässigt wird, welche die Macht, Gutes und Böses zu thun, wie ein Vorwerk an sich gebracht haben.

In den ersten Zeiten der Republik begehrte eines Tages ein römischer Bürger, dessen herrschende Leidenschaft in dem Verlangen bestand, sein Land blühend zu sehen, mit dem ersten Konsul zu sprechen. Man

sagt

sagte ihm, daß diese Magistratsperson mit dem Prätor, dem Aedil, einigen Senatoren, deren Kebsweibern und ihren Schalksnarren zur Tafel sässe. Er lies in den Händen eines der übermütigen Sklaven, die bei der Tafel aufwarteten, eine Schrift zurük, deren Inhalt ungefähr folgender war:

" Da die Tyrannen über den ganzen Erdboden
" so viel Unheil verbreitet haben, als sie nur im
" Stande gewesen sind, weshalb thut Ihr, die Ihr
" für bieder zu gelten Euch befleissigt, nicht alles das
" Gute, das Ihr nur zu thun vermögend seid? Wo-
" her kömmt es, daß die Armen Eure Tempel und die
" Ekken der Strassen belagern, und, unnüz dem
" Staat, Euch zur Beschimpfung, ihr Elend in der
" Zeit zur Schau stellen, da ihre Hände zu öffentli-
" chen Arbeiten könnten gebraucht werden? Was ver-
" richten in Friedenszeiten jene müssige Legionen, die
" die Heerstrassen und die Festungswerke, die in Ver-
" fall geraten sind, herstellen könnten? Jene Moräste
" würden, wenn man sie austroknete, nicht mehr ei-
" ne Provinz verpesten, und fruchtbare Ländereien
" werden. Jene unregelmässigen winklichten Strassen,
" die einer Stadt voller Barbaren wert wären, könn-
" ten in prächtige Pläze verwandlet, jene am Ufer
" der Tiber aufgethürmten Marmorstükke könnten zu
" Bildsäulen verarbeitet werden, und die Belohnung
" grosser Männer und ein Unterricht zur Tugend sein.
" Eure Marktpläze würden bequem und prächtig zu-
" gleich werden, jezt sind sie unreinlich und ekelhaft.
" Euren Häusern fehlt Wasser, und Eure öffentliche
" Springbrunnen sind weder geschmakvoll noch reinlich.
" Euer Haupttempel hat eine barbarische Architektur.
" Der Eingang zu Euren Schauspielhäusern gleicht
" dem Eingange schändlicher Oerter; die Säle, wo
" das Volk sich versammlet, um das zu hören, was

„ der ganze Erdkreis bewundern mus, haben weder
„ Verhältnis, noch Grösse, noch Pracht, noch Be-
„ quemlichkeit. Der Pallast Eurer Hauptstadt drohet
„ Einsturz, seine Vorderseite wird durch verfallnes
„ Gemäuer verstekt, und Moletus hat daselbst sein
„ Haus mitten im Hofe. Umsonst wird Eure Träg-
„ heit mir antworten, daß zu viel Geld dazu gehö-
„ ren würde, so viele Misbräuche abzuschaffen. Aber
„ ich bitte Euch, wird denn dies Geld den Massageten
„ und Cimbriern zufliessen? Wird es nicht von Rö-
„ mern, von Euren Architekten, Euren Bildhauern,
„ Euren Malern, von allen Euren Künstlern, ver-
„ dient werden? Diese belohnten Künstler werden dies
„ Geld durch den neuen Aufwand, den sie alsdann
„ zu machen im Stande sind, dem Staate wieder zu-
„ rükgeben; die schönsten Künste wird man in Ehren
„ halten, und Ruhm und Reichthum Euch dadurch zu-
„ strömen; denn das Volk, das am meisten arbeitet,
„ ist immer das reichste. Gebt sonach einem edlen
„ Wetteifer Gehör, damit die Griechen, die Eure
„ Tapferkeit und Eure Aufführung zu schäzen anfan-
„ gen, Euch nicht mehr Eure Ungeschliffenheit vor-
„ werfen."

Man las den Aufsaz des Bürgers bei der Tafel vor; der Konsul sagte kein Wort, und verlangte zu trinken; der Aedil sagte: es wären gute Sachen in dieser Schrift; und man sprach nicht weiter davon. Die Unterredung drehte sich um die Güte des Falerners und den Preis des Cäcubischen Weins; man hielt eine Lobrede auf einen berühmten Koch, untersuchte auf's gründlichste eine neuerfundene Stöhrbrühe, erzälte drei bis vier abgeschmakte Histörchen, und schlief darüber ein. Inzwischen erbaute der Senator Appius, auf den der vorgelesene Aufsaz insgeheim Eindruk gemacht hatte, eine Zeitlang nachher die Appische

Stras-

Strasse; Flaminius legte den Flaminischen Weg an; ein andrer verschönerte das Kapitol; ein vierter errichtete ein Amphitheater; ein fünfter baute öffentliche Marktpläze. Die Schrift eines im Dunklen lebenden Staatsbürgers war ein Saame, der allmälig in den Köpfen grosser Männer aufging.

III.

Pythagoras in Indien.

Pythagoras lernte, während seines Aufenthalts in Indien, wie jedermann weis, in der Schule der Gymnosophisten die Sprache der Thiere und der Pflanzen. Wie er sich eines Tages auf einer dem Ufer des Meeres ziemlich nahbelegnen Wiese erging, hörte er folgende Worte: Wie unglüklich bin ich nicht, daß ich als Gras geboren bin! Kaum hab' ich zwei Zoll Höhe erreicht, so kömmt ein verzehrendes Ungeheuer, ein schrekliches Thier, das mich mit seinen breiten Füssen zu Boden tritt; sein Rachen ist mit einer Reihe schneidender Sicheln bewafnet, womit es mich abschneidet, zerreisst, verschlingt. Die Menschen nennen dies Ungeheuer einen Hammel. Ich glaube nicht, daß es auf der Welt ein abscheulichers Geschöpf giebt!

Pythagoras näherte sich einige Schritte; er fand eine Auster, die auf einem kleinen Felsen gähnte; noch hatt' er nicht jenes vortrefliche System angenommen, vermöge welches es verboten ist, die Thiere, die unsers Gleichen sind, zu essen. Er war im Begrif, sie zu verschlukken, als sie diese rührenden Worte aussprach: O Natur, wie glüklich ist das Gras, das, wie ich, Dein Werk ist! Wenn man es abgeschnitten hat, wächst

es wieder, es ist unsterblich; wir arme Austern aber, wir sind vergebens durch einen doppelten Panzer vertheidigt; Bösewichter verzehren uns als Frühstük zu Duzenden, und es ist auf immer mit uns vorbei. Wie entsezlich ist nicht das Schiksal einer Auster, und wie barbarisch sind nicht die Menschen!

Pythagoras bebte zusammen; er fühlte, wie ungeheuer gros das Verbrechen sei, das er zu begehen im Begrif war; weinend bat er die Auster um Verzeihung, und sezte sie sehr schnell wieder auf ihren Felsen.

Da er auf seinem Rükwege nach der Stadt über diese Begebenheit tief staunte, sah er Spinnen, die Fliegen frassen, Schwalben, welche die Spinnen verschlangen, und Sperber, welche die Schwalben verzehrten. Alle diese Geschöpfe, sagte er, sind keine Philosophen.

Wie er in die Stadt trat, ward er von einer Menge elenden Gesindels von beiden Geschlechtern gestossen, gequetscht, zu Boden geworfen. Sie liefen mit dem Geschrei umher: Das ist recht! das ist recht! Sie haben's wohl verdient! Was denn? Wer denn? sagte Pythagoras, indem er sich wieder aufrafte. Die Leute liefen aber immer herum, und schrieen: Ach! was uns das freuen wird, wenn man sie bei langsamen Feuer kochen wird.

Pythagoras glaubte, daß man von Linsen oder irgend einer andern Hülsenfrucht spräche; ganz und gar nicht, die Rede war von zwei armen Indiern. Ah unstreitig, sagte Pythagoras, sind dies zwei grosse lebenssatte Philosophen; es ist Ihnen sehr erfreulich, unter einer andren Gestalt wieder geboren zu werden. Es ist angenem, seine Wohnung zu verlassen, wiewohl man stets schlecht wohnt. Ueber Geschmak mus man nicht streiten.

Er näherte sich samt dem Schwarme dem öffentlichen Plaze. Hier erblikte er einen grossen angezündeten Scheiterhaufen, und dem Scheiterhaufen gegenüber eine Bank, die man ein Tribunal nannte. Auf dieser Bank sassen Richter, welche allesamt einen Kuhschweif in der Hand hatten; auf dem Kopfe trugen sie eine Müze, die völlig den beiden Öhren des Thieres glich, worauf Silen ritt, als er ehemals mit Bacchus in dies Land kam, nachdem er troknes Fusses durch das rote Meer gegangen war, und Sonn' und Mond in ihrem Lauf gehemmt hatte, wie man in den Orpheischen Gesängen treulich berichtet findet.

Unter diesen Richtern befand sich ein braver Mann, den Pythagoras sehr gut kannte. Der Indische Weise erklärte dem Weisen aus Samos, wovon bei dem Feste, das man dem Volke der Indus zu geben im Begrif war, die Rede sei.

Die beiden Indier, sagte er zu ihm, haben gar keine Lust, sich verbrennen zu lassen, meine gravitätischen Kollegen aber haben sie zu dieser Todesstrafe verdammt, den einen, weil er gesagt hatte, die Substanz des Xaca sei nicht die Substanz des Brama; und den andern, weil er die Vermutung gehabt hat: man könne dem höchsten Wesen durch Tugend gefallen, ohne beim Sterben eine Kuh beim Schweif zu halten; weil man, sagte er, zu allen Zeiten tugendhaft sein kann, und weil man nicht immer zur gehörigen Zeit eine Kuh findet. Die alten Weiber in der Stadt erschraken über zwei so kezrische Meinungen dermaassen, daß sie den Richtern nicht eher Ruhe liessen, als bis sie das Todesurtheil gegen jene beide Unglükliche ausgesprochen hatten.

Pythagoras urtheilte nunmehr, daß vom Gras an bis zum Menschen es in der Welt viele Anlässe

zum Misvergnügen und Kummer gäbe. Er wusst' es sodann dahin zu bringen, daß die Richter, ja sogar die Andächtlerinnen, Vernunft annamen; welches sich aber nur dies einzigemal zugetragen hat.

Hernach ging er nach Kroton, daselbst Toleranz zu predigen, allein ein intolerantes Geschöpf stekte sein Haus an, und er, der zwei Indus aus den Flammen gerettet hatte, ward verbrannt. Wer da kann, rette sich!

IV.

Pater Fouquet und sein Schirmling.

Im Jahre 1723 traf der Jesuit, Pater Fouquet aus Schina, woselbst er sich fünfundzwanzig Jahre lang aufgehalten hatte, wieder in Frankreich ein. Religionsstreitigkeiten hatten ihn mit seinen Brüdern entzweit. Er hatte ein Evangelium nach Schina hingebracht, das von dem ihrigen verschieden war, und brachte nach Europa Schriften zurük, die gegen sie gerichtet waren. Zwei Schinesische Gelehrte hatten die Reise mit ihm gemacht. Der eine von ihnen war unterwegs auf dem Schiffe gestorben, der andre kam zu Paris mit dem Pater Fouquet an. Dieser Jesuit sollte seinen Gelehrten nach Rom führen, als einen Zeugen des Betragens dieser wakkern Paters in Schina. Ein Vorhaben, das ganz geheim gehalten wurde.

Fouquet und sein Gelehrter logirten im Profeshause in der St. Antoinestrasse zu Paris. Die ehrwürdigen Väter wurden von den Gesinnungen ihres Kollegen benachrichtigt. Der Pater Fouquet erfuhr ebenfalls unverzüglich die Absichten der ehrwürdigen

Vä-

Väter; er verlor keinen Augenblik und reiste in der Nacht mit der Post nach Rom ab.

Die ehrwürdigen Väter hatten so viel Kredit ihm nachsezen zu lassen. Man ertappte nur den Gelehrten. Der arme Mann verstand kein Wort Französisch. Die wakkern Geistlichen suchten den Kardinal Dubois auf, der damals ihrer bedurfte. Sie sagten ihm: sie hätten einen jungen Menschen, der verrükt geworden wäre, und den man einsperren müsste.

Der Kardinal, der aus Interesse ihn sogleich blos auf diese Beschuldigung hätte beschüzen sollen, gab sogleich das, womit unterweilen ein Minister am allerfreigebigsten ist — einen *Lettre de cachet*.

Der Polizeilieutenant kam nach dem angezeigten Ort, um den verrükten Menschen abzuholen. Er fand einen jungen Mann, der seine Verbeugungen nicht *à la Françaiſe* machte, der wie singend sprach und ein ganz erstauntes Wesen hatte. Er beklagte ihn sehr, daß er wahnsinnig geworden war, lies ihn binden und nach Charenton bringen, wo er, wie der Abbe Desfontaines, zweimal die Woche gepeitscht wurde.

Der Schinesische Gelehrte konnte diese Art, Fremde aufzunemen, ganz und gar nicht begreifen. Er war erst zwei bis drei Tage in Frankreich und fand die Sitten seiner Bewohner sehr sonderbar. Zwei Jahre lang lebte er bei Wasser und Brod zwischen Narren und Zuchtmeistern von Geistlichen. Er glaubte, die Französische Nation bestände aus diesen beiden Klassen von Leuten, wovon die eine tanzte, indes daß die andre die tanzende Klasse peitschte.

Endlich änderte sich, nach Verlauf von zwei Jahren, das Ministerium; man ernannte einen neuen Polizeilieutenant. Dieser Herr fing seine Amtsverwaltung damit an, daß er die Gefängnisse besuchte.

Er sah die Narren zu Charenton. Nachdem er sich mit ihnen unterhalten hatte, fragte er: ob sonst niemand mehr zu sehn wäre? Man sagte ihm, daß noch ein solches unglükliches Geschöpf da wäre, das aber eine Sprache spräche, die Niemand verstünde.

Ein Jesuit, der die obrigkeitliche Person begleitete, sagte: die Narrheit dieses Menschen bestünde darin, daß er nie auf Französisch antwortete, und daß man nichts aus ihm herausbringen könnte. Sein Rat wäre daher, daß man sich nicht erst die Mühe gäbe, ihn herkommen zu lassen.

Der Minister bestand darauf. Der Unglükliche ward herbeigeführt; er warf sich dem Polizeilieutenant zu Füssen. Dieser lies die Dolmetscher des Königs holen, man sprach mit ihm Spanisch, Lateinisch, Griechisch, Englisch, er sagte stets: Kanton, Kanton. Der Jesuit versicherte: daß er besessen sei.

Der Minister, der ehmals gehört hatte, daß es eine Schinesische Provinz, Namens Kanton gäbe, bildete sich ein, daß dieser Mensch vielleicht von daher wäre. Man lies einen Dolmetscher der auswärtigen Missionen kommen, der das Schinesische radebrechte. Nunmehr ward alles in's Reine gesezt; die Magistratsperson wusste nicht, was sie thun, der Jesuit nicht, was er sagen sollte. Der Herr Dûc de Bourbon war damals erster Minister; man trug ihm die Sache vor; er lies dem Schinesen Geld und Kleider geben, und schikte ihn in sein Land zurük. Man glaubt nicht, daß jemals von daher viele Gelehrte kommen werden, um uns zu besuchen.

Es wäre der Politik gemässer gewesen, ihn da zu behalten, und ihn gut zu behandlen, als ihn nach Schina zu schikken, um dieser Nation die übelste Meinung von Frankreich beizubringen.

V.

V.
Plato's Traum.

Plato träumte viel, und man hat seit der Zeit nicht minder geträumt. Er hatte geträumt, daß die menschliche Natur ehmals doppelt gewesen sei, und daß sie zur Strafe für ihre Fehler in eine männliche und in eine weibliche wäre getheilt worden.

Er hatte bewiesen, daß es nur fünf vollkommne Welten geben könne, weil man in der Mathematik nur fünf vollkommne Körper habe. Seine Republik war einer seiner grossen Träume. Ferner hatte er geträumt: Schlafen entstünde vom Wachen, und Wachen vom Schlafen, und man verlöre sicher sein Gesicht, wenn man eine Sonnen- oder Mondfinsternis anders als in einem Wasserbekken ansähe. Träume gaben dazumal einen grossen Ruf.

Hier ist einer seiner Träume, der nicht zu den wenig erheblichsten gehört. Ihn däuchte, der grosse Demiurgos, der ewige Geometer, wollte, nachdem er den unendlichen Raum mit unzäligen Weltkugeln bevölkert hatte, die Wissenschaft der Genien auf die Probe sezen, die Zeugen seiner Werke gewesen waren. Er gab einem jeden von ihnen ein kleines Stük Materie, um es in gehörige Form zu bringen, so wie etwa Phidias und Zeuxis ihren Schülern Statuen und Gemälde auszuarbeiten würden gegeben haben, wenn es erlaubt ist, kleine Dinge mit grossen zu vergleichen.

Dem Dämogorgon ward das Stük Kot zu Theile, das man Erde nennt; und nachdem er es so eingerichtet hatte, wie man es heutzutage sieht, vermeinte er ein Meisterstük gemacht zu haben. Er glaubte,

te, er hätte den Neid unterjocht, und erwartete Lobsprüche sogar von seinen Mitbrüdern; es befremdete ihn daher höchlich, als er mit schallender Hohnlache von ihnen empfangen wurde.

Einer von ihnen, ein gar arger Spötter, sagte zu ihm: " Traun, Du hast vortrefliche Anstalten in " Deiner Welt getroffen! hast sie in zwei Theile ab- " gesondert, und einen grossen Wasserraum zwischen " beide Halbkugeln gesezt, damit keine Gemeinschaft " zwischen ihnen statt finde. Unter Deinen beiden " Polen wird man vor Frost erstarren, und unter " Deinem Aequator vor Hize verschmachten. Gar " weislich hast Du grosse Sandwüsten angebracht, " damit die Reisenden daselbst vor Hunger und Durst " sterben."

" Mit Deinen Schafen, Kühen und Hühnern " bin ich ganz wohl zufrieden, doch offenherzig ge- " sprochen, nicht allzu sehr mit Deinen Schlangen und " Spinnen. Deine Artischokken und Zwiebeln sind " sehr gute Produkte, aber ich sehe Deine Absicht nicht " ein, weshalb Du die Erde mit so vielen giftigen " Pflanzen bedekt hast, wofern Du nicht Willens ge- " wesen bist, ihre Bewohner zu vergiften. Ueberdies " scheint es mir, daß Du dreissig Gattungen von " Affen, noch weit mehrere von Hunden, und blos " vier oder fünf Gattungen von Menschen geschaffen " hast; diesem lezten Thiere hast Du zwar das gege- " ben, was Du Vernunft nennst, aber, freimü- " tig gesprochen, diese Vernunft ist zu lächerlich, " und naht sich der Thorheit zu sehr. Mir scheint es " überdies, als ob Du Dir aus jenem zweifüssigen " Thiere nicht viel machtest, weil Du ihm so viele " Feinde und so wenige Vertheidigungsmittel gegeben " hast; so viele Krankheiten, und so wenige Arzneien; " so viele Leidenschaften, und so wenig Weisheit.

" Ver-

„ Vermutlich willst Du nicht, daß von diesen Thieren „ viele auf Erden übrig bleiben sollen; denn ohne die „ Gefahren in Anschlag zu bringen, denen Du sie aus- „ sezest, hast Du die Anlagen so gut gemacht, daß „ dereinst die Blattern regelmässig alle Jahre den zehn- „ ten Theil dieser Thierart wegraffen werden, und daß „ die Schwester dieser Blattern in den übrig bleiben- „ den neun Theilen den Quell des Lebens vergiften „ wird; und dann hast Du noch, gleichsam als ob „ dies nicht schon hinlänglich wäre, solche Anordnun- „ gen getroffen, daß die Hälfte der Ueberlebenden sich „ mit Rechtshändeln, und die andre Hälfte mit Tod- „ schlägen beschäftigen wird. Sie werden Dir dafür „ vielen Dank wissen, und Du hast, fürwahr! ein „ gar herrliches Meisterstük gemacht. "

Dämogorgon errötete; er sahe wol ein, daß in seinem Machwerke moralisches und physisches Uebel befindlich war; allein er behauptete, daß das Gute darin das Böse überwöge. " Tadeln ist leicht, " sagte er, " aber meinst Du, daß es so leicht ist, ein „ Thier hervorzubringen, das stets vernünftig ist, das „ freien Willen hat, und das diese Willensfreiheit nie „ misbraucht? Denkst Du, daß, wenn man neun- „ bis zehntausend Pflanzen zur Besaamung einzurich- „ ten hat, man so leicht verwehren kann, daß nicht „ einige davon schädliche Eigenschaften haben? Du „ bildest Dir ein, daß man bei einer gewissen Quan- „ tität Wasser, Sand, Kot und Feuer weder Meer „ noch Wüsten haben könne. Eben, Herr Spötter, „ hast Du den Planeten Mars zu Stande gebracht: „ wir wollen nun sehn, wie Du Dich mit Deinen „ zwei grossen Streifen herausgezogen hast, und was „ Deine mondlosen Nächte für herrliche Wirkung thun; „ wollen sehn, ob bei Deinen Leueen sich weder Thor- „ heit noch Krankheit befindet. "

Die Genieen untersuchten in der That den Mars, und namen den Spötter gar wakker mit. Der ernsthafte Genius, der den Saturn zusammengeballt hatte, ward nicht verschont; von seinen Brüdern, den Verfertigern des Jupiter's, des Merkur's, der Venus, hatte jeglicher Vorwürfe auszustehn.

Man schrieb dikke Bände und flüchtige Werkchen, sagte Bonmots, machte Spottliederchen, suchte auf alle Art und Weise sich lächerlich zu machen; die Parteien gerieten in grosse Erbitterung; endlich legte der ewige Demiurgos ihnen insgesamt Stillschweigen auf.

„Ihr habt," sagte er zu ihnen, „Gutes und Schlimmes gemacht, weil Ihr viel Einsichten besizt und unvollkommen seid. Eure Werke werden blos einige hundert Millionen Jahre dauern; nachher werdet Ihr bessre hervorbringen, denn Ihr werdet alsdann mehr verstehn. Nur mir allein kömmt es zu, vollkommne und unsterbliche Dinge zu machen."

Dies lehrte Plato seine Schüler. Als er zu sprechen aufgehört hatte, sagte einer zu ihm: Und dann erwachtest Du?

VI.

VI.

Ludwig der Schwache, oder der Gutmütige wird von seinen Kindern und den Prälaten abgesezt.

Die Geschichte der grossen Begebenheiten in dieser Welt ist fast nicht viel mehr, als die Geschichte der Verbrechen. Es ist kein einziges Jahrhundert, welches der Ehrgeiz der Laien und der Priester nicht mit Abscheulichkeiten angefüllt hätte.

Kaum hat Karl der Grosse die Augen geschlossen, als schon ein bürgerlicher Krieg seine Familie und das ganze Reich zerrüttet.

Die Erzbischöfe von Mailand und Cremona zünden das erste Feuer an. Den Vorwand dazu nemen sie daher, daß Bernhard, König von Italien, das Haupt der Karolinischen Familie, und ein Sohn des erstgebornen Sohns Karl's des Grossen ist. Die wahre Ursache findet man leicht in dem unseligen Hange, Unruhen zu stiften, und in der Naserei des Ehrgeizes, der sich immer hinter die Gesetze selbst zu verstekken weis, welche gemacht sind, ihn im Zaum zu halten. Ein Bischof von Orleans läßt sich mit in ihre Intriken ziehn. Der Oheim und der Neffe werben Armeen. Man ist im Begrif, an den Ufern der Saonne handgemein zu werden, aber die Kaiserliche Partei bringt die Hälfte der Italienischen Armee durch Geld und Versprechungen auf ihre Seite.

Man fängt darauf an, zu unterhandeln, das heisst, man will betrügen. Der König ist so unvorsichtig, sich in das Lager seines Oheims zu begeben.

Lud-

Ludwig, den man den Gutmütigen genannt hat, weil er schwach, und aus Schwachheit grausam war, lässt seinem Neffen, der ihn knieend um Gnade bat, die Augen ausstechen. Der unglükliche König stirbt, unter den Martern des Leibes und der Seele, drei Tage nach dieser grausamen Behandlung. Er ward zu Mailand begraben, und man schrieb auf sein Grab: Hier liegt Bernhard, heiligen Andenkens. Der Name heilig scheint damals ein blosser Ehrentitel gewesen zu sein. Darauf lässt Ludwig dreien von seinen Brüdern die Haare abscheeren, und sie in ein Kloster sperren, aus Furcht, daß die zu grosse Achtung für das in ihren Adern fliessende Geblüt Karl's des Grossen einen Krieg erregen möchte.

Das war noch nicht alles. Der Kaiser lässt alle Anhänger Bernhard's in Verhaft nemen, welche dieser König, in Hofnung der Begnadigung, namentlich angegeben hatte. Diese haben mit dem Könige gleiches Schiksal. Nur die Geistlichen sind von dem Urtheil ausgenommen. Sie, diese Urheber des Krieges, werden verschont. Absezung oder Verbannung sind ihre einzige Strafe. Ludwig wollte mit der Kirche säuberlich verfahren; und die Kirche lies ihn bald empfinden, daß er hätte weniger Grausamkeit, und mehr Standhaftigkeit, beweisen sollen.

Gleich vom Jahre 817 an hatte Ludwig das böse Beispiel seines Vaters befolgt, und seinen Kindern Königreiche gegeben. Da ihm der mutige Geist seines Vaters, und das daher entspringende Ansehn und Uebergewicht, fehlte, so sezte er sich dem Undank aus. Er war als Oheim zu grausam, als Bruder zu hart, als Vater zu weichlich.

Nachdem er seinen ältesten Sohn Lothar zum Nebenkaiser angenommen, seinem zweiten Sohn Pi-

pin

pin Aquitanien; und seinem dritten Sohn Ludwig Baiern, gegeben hatte, blieb ihm noch ein junges Kind von einer neuen Gemalin übrig. Dies war **Karl der Kahle**, der nachmals Kaiser ward. Dieses Kind einer geliebten Gemalin wollte er, nach der obigen Theilung, nicht ohne Landeigenthum lassen.

Eine von den Quellen des Unglüks Ludwig's des Schwachen, und aller weit grössern Unglüksfälle, welche seitdem Europa zerrüttet haben, war der damals auffkommende Misbrauch, denenjenigen weltliche Gewalt einzuräumen, welche der Welt entsagt haben.

Wala, Abt von Corbia, sein Verwandter von unechter Seite, fing diesen merkwürdigen Auftritt an. Dieser Mann war überaus ungestüm, entweder aus Andachtseifer, oder aus Parteigeist, oder aus beiden zugleich, und eins von den Parteihäuptern, von denen man so oft erlebt hat, daß sie laut die Tugend predigten, und dabei schlecht handelten, und im Geiste der Ordensregel alles in Unruhe sezten.

In einem zu Aachen im Jahre 829 gehaltnen Parlamente, worin die Aebte Siz und Stimme hatten, weil sie Grundherren grosser Güter waren, legt dieser Wala öffentlich alle Unordnungen im Staate dem Kaiser zur Last. Du allein, sagt er, bist Schuld daran. Darauf spricht er mit jedem Parlamentsgliede insbesondere in einem noch aufrührerischern Ton. Er untersteht sich, die Kaiserin Judith des Ehebruchs zu beschuldigen. Er sucht der Abfindung vorzubeugen und derselben Hindernisse in den Weg zu legen, welche der Kaiser dem mit dieser Kaiserin erzeugten Sohne zugedacht hatte. Er bringt Schande und Unruhe in die Kaiserliche Familie, und folglich auch in den Staat, und das alles unter

dem

dem Vorwande, das eigentliche Beste des Staats zu suchen.

Endlich wird der Kaiser böse, und schikt den Wala in sein Kloster zurük, aus welchem derselbe eigentlich gar nicht hätte herausgehen sollen, und entschliesst sich, zur Beruhigung seiner Gemalin, ihrem Sohne einen kleinen Theil von Teutschland in der Gegend des Rheins, das Schweizerland und die Franche-Comté zu geben.

Gründeten sich die Geseze in Europa auf die väterliche Gewalt, wären die Herzen von der Notwendigkeit der kindlichen Ehrfurcht, dieser vornemsten aller Pflichten, durchdrungen newesen, wie ich solches von Schina angemerkt habe: so würden die drei Söhne des Kaisers, welche von ihm Kronen empfangen hatten, sich nicht gegen ihren Vater aufgelehnt haben, weil er einem Kinde zweiter Ehe ein Erbtheil gab.

Sie beschwerten sich anfänglich; gleich tritt der Abt von Corbia mit dem noch unruhigern Abt von Sait-Denys zusammen, welcher die Abteien Saint Medard de Soissons und Saint-Germain-des-Pres besas, und Truppen werben konnte, wie er auch wirklich that. Die Bischöfe von Vienne, Lyon und Amiens vereinigen sich mit diesen Mönchen, hezen die Prinzen zum Bürgerkriege auf, und erklären diejenigen, die nicht zu ihrer Partei treten, für Aufrührer gegen Gott und gegen die Kirche. Umsonst beruft der Gutmütige, statt Soldaten anzuwerben, vier Kirchenversammlungen, auf welchen gute und unnüze Geseze gemacht werden. Seine drei Söhne ergriffen die Waffen. Dies ist, glaub' ich, das erstemal, daß man drei Kinder zugleich gegen ihren Vater in Aufruhr sieht. Endlich greift auch der Kaiser

zu

zu den Waffen. Man sieht zwei Läger voll von Bischöfen, Aebten und Mönchen.

Auf der Seite der Prinzen aber befindet sich der Pabst **Gregor der IV.**, dessen Name der Partei derselben ein grosses Gewicht giebt. Es war schon damals das Interesse der Päbste, die Kaiser klein zu machen. Schon hatte sich ein Stephan, Gregor's Vorgänger, ohne die Einwilligung **Ludwig's des Gutmütigen**, auf den Päbstlichen Stuhl gesezt. Den Vater mit den Kindern zusammenzuhezen schien ein bequemes Mittel, auf ihren Trümmern gros zu werden. Der Pabst **Gregor** kommt also nach Frankreich, und droht dem **Kaiser** mit dem Kirchenbann. Mit dieser Zeremonie des Bannes verband man damals noch nicht den Begrif, den man in der Folge daran knüpfen wollte. Man unterstand sich noch nicht, zu behaupten, daß ein Geechteter, kraft des grossen Bannfluchs, aller seiner Güter verlustig sein müsse. Nur dem öffentlichen Abscheu wollte man einen solchen Menschen Preis geben, und dadurch alle Bande zerschneiden, welche die Menschen mit ihm verbinden konnten.

Die Bischöfe von des **Kaisers** Partei bedienen sich ihres Rechts, und lassen dem Pabste 829 trozigl ich sagen: *Si excommunicaturus veniet, excommunicatus abibit.* Der Bannstrahl, den er zu schleudern gedenkt, soll auf seinen Kopf zurükfallen. Sie schreiben ihm in sehr entschlossenen Ausdrükken, und behandeln ihn zwar als Pabst, aber zugleich als Bruder. **Gregor**, der noch übermütiger war, schrieb ihnen zurük: Der Ausdruk **Bruder** schmekt zu sehr nach Gleichheit; haltet Euch an den Titel **Pabst**; erkennt meine Ueberlegenheit, und wisset, daß

die

die Gewalt meines Stuhls über die Gewalt des Thrones Eures Ludwig's erhaben ist. Kurz, er weicht in diesem Schreiben dem Eide aus, den er dem Kaiser geleistet hatte.

Der Krieg verwandelt sich in Unterhandlung. Der Pabst wirft sich zum Schiedsrichter auf. Er kömmt zu dem Kaiser in's Lager. Er erhält daselbst den nemlichen Vortheil, den Ludwig ehmals über den Bernhard hatte. Er verführt seine Truppen, oder läßt sie doch wenigstens verführen. Er betrügt den Ludwig, oder wird selbst von den Rebellen betrogen, in deren Namen er das Wort führt. Kaum hat der Pabst das Lager verlassen, so geht in derselben Nacht die Hälfte der Kaiserlichen Truppen zu seinem Sohn Lothar über. Dieser Abfall geschah bei Basel an den Gränzen des Elsasses, und die Ebne, wo der Pabst die Unterhandlung gepflogen hatte, heißt noch jezt das Lügenfeld. Ein Name, der für die meisten Oerter passen würde, wo man Unterhandlungen gepflogen hat.

Hierauf ergiebt der unglückliche Monarch seinen rebellischen Söhnen sich und seine Gemalin Judit, den Gegenstand ihres Hasses, zu Gefangnen, und liefert ihnen seinen zehnjährigen Sohn Karl, diesen unschuldigen Vorwand zum Kriege, aus. In barbarischen Zeiten, die etwa unter Chlodwich und seinen Kindern, oder in Ländern, wie Konstantinopel, sollt' es mich nicht wundern, wenn man Judit und ihren Sohn, und selbst den Kaiser hätte hinrichten lassen.

Die Sieger begnügten sich, der Kaiserin das Haar abscheeren zu lassen, und sie in der Lombardei in ein Gefängnis einzuschliessen, den jungen Karl aber in das Kloster Prum, mitten im Ardennerwalde, ein-

einzusperren, und ihren Vater vom Throne zu stossen. Wenn man das Unglük dieses gar zu gütigen Vaters liest, so empfindet man, wie mich deucht, ein geheimes Wohlgefallen, wenn man sieht, daß seine Söhne nicht minder undankbar gegen den Abt Vala, den ersten Urheber dieser Unruhen, und gegen den Pabst waren, der sie so eifrig unterstüzt hatte. Der Pabst ging, von den Siegern verachtet, nach Rom zurük, und Vala versperrte sich wieder in ein Kloster in Italien.

Lothar, der um so niederträchtiger handelte, da er zur Kaiserwürde mit erhoben war, schleppt seinen gefangnen Vater nach Compiegne. Es hatte sich damals ein schädlicher Misbrauch in die Kirche eingeschlichen, kraft dessen es verboten war, während der Zeit der öffentlichen Busse, unter den Waffen zu sein, oder bürgerliche Geschäfte zu treiben. Diese Bussen waren selten, und fielen gemeiniglich nur auf einige unglükliche Geschöpfe aus dem niedrigsten Pöbel. Man beschlos den Kaiser, unter dem Dekmantel einer christlichen und freywilligen Demütigung, dieser beschimpfenden Strafe zu unterwerfen, und ihm eine beständige Busse aufzulegen, welche ihn auf immer erniedrigte.

Ludwig lässt sich schrekken 829. Er nimmt aus Schwachheit den Antrag an, den man ihm aus Verwegenheit thut; und so entsezt ein Erzbischof von Rheims, Namens Ebbon, der wider die Geseze aus dem Sklavenstande hervorgezogen und von Ludwig selbst zu dieser Würde emporgehoben war, seinen Landesherrn und Wohlthäter. Man lässt den Monarchen, von dreissig Bischöfen, von Domherren und Mönchen umringt, in der Kirche Unsrer Lieben Frauen zu Soissons erscheinen. Sein Sohn Lothar ist

dabei gegenwärtig, und weidet sich daselbst an der Demütigung seines Vaters.

Vor dem Altar wird ein härener Sak ausgebreitet. Der Erzbischof befielt dem Kaiser, sein Wehrgehenk, seinen Degen und sein Kleid abzulegen, und auf dem Sakke niederzuknieen. Ludwig wirft sich auf das Gesicht nieder, und bittet selbst um öffentliche Busse, die er schon dadurch, daß er sich derselben unterwarf, mehr als zu sehr verdiente. Der Erzbischof zwingt ihn, eine Schrift, worin er sich selbst des Kirchenraubes und des Todschlages anklagt, mit lauter Stimme abzulesen. Der Elende liest mit gesezter Stimme das Verzeichnis seiner Verbrechen ab, worunter auch dieses gerechnet worden, daß er in der Fastenzeit seine Truppen marschiren lassen, und auf den Gründonnerstag ein Parlament ausgeschrieben hatte. Man nimmt über diese ganze Handlung ein Protokoll auf, und dieses Denkmal der Unbesonnenheit und Niederträchtigkeit ist noch heutiges Tages vorhanden. In diesem Protokoll würdigt man Ludwigen nicht einmal des Titels Kaiser, sondern man nennt ihn blos *Dominus Ludovicus* den edlen Mann, den ehrwürdigen Mann.

Ausserordentliche Unternemungen sucht man immer durch Beispiele zu rechtfertigen. Diese Busse Ludwig's ward durch das Beispiel eines gewissen Westgothischen Königs, Namens Vamba, gerechtfertigt, welcher im Jahre 681 in Spanien regierte. Dies ist eben derselbe, welcher bei seiner Krönung war gesalbt worden. Er ward blödsinnig, und musste in einer Kirchenversammlung zu Toledo öffentliche Busse thun. Er hatte sich in ein Kloster versperrt. Sein Nachfolger Herwich hatte anerkannt, daß er seine Krone von den Bischöfen empfangen hätte. Diese

Be-

Begebenheit ward angeführt, als wenn Beispiele ein Verbrechen rechtfertigen könnten.

Man berief sich auch auf die Busse des Kaisers Theodos; mit dieser hatte es aber eine ganz andre Bewandnis. Er hatte funfzigtausend Bürger in Tessalonich umbringen lassen und zwar nicht im ersten Aufwallen des Zorns, wie man in grundlosen Lobreden noch alle Tage vorbringt, sondern nach einer langen Beratschlagung. Dieses überlegte Verbrechen konnte ihm die Rache der Völker über den Hals ziehn, die ihn sicherlich nicht gewählt hatten, um sich von ihm würgen zu lassen. Der heilige Ambros that ein sehr gutes Werk, daß er ihm den Eintritt in die Kirche verweigerte, und Theodos handelte sehr klug, daß er den Has des Volks dadurch ein wenig besänftigte, daß er sich acht Monate lang vom Kirchengehen enthielt; eine schwache und elende Genugthuung für das abscheulichste Verbrechen, womit sich irgend jemals ein Monarch besudelt hat.

Ludwig ward auf ein Jahr in eine Zelle des Klosters Saint-Medard zu Soissons eingesperrt, mit dem Sak der Busse bekleidet, ohne Bedienten, ohne Zuspruch, und völlig der Welt abgestorben. Hätte er einen Sohn gehabt, so war er auf immer verloren; weil sich aber drei Kinder um seinen Nachlas stritten, so gab ihre Uneinigkeit dem Vater Kron und Freiheit wieder.

Nachdem er nach Saint Denys gebracht war, sezten ihn zwei seiner Söhne, Ludwig und Pipin, wieder ein, und gaben seine Gemalin und seinen Sohn Karl wieder in seine Arme zurük. Die Kirchenversammlung von Soissons ward von einer andern zu Thionville mit dem Bannfluche belegt. Der Erzbischof zu Rheims kam mit dem Verlust seines Bisthums davon, und ward noch dazu in der Sakristei

verurtheilt und abgesezt, welches dem Kaiser öffentlich am Fusse des Altars widerfahren war. Auch wurden noch einige Bischöfe abgesezt; härter konnte oder durfte sie der Kaiser nicht bestrafen.

Bald nachher lehnt sich wieder einer von den den Söhnen, die ihn wieder eingesezt hatten, Ludwig von Baiern, gegen ihn auf. Der unglükliche Vater starb vor Gram in seinem Zelte bei Maynz 840, mit den Worten: Ich vergebe Ludwigen, aber sagt ihm, daß er mir den Tod verursacht hat.

In seinem Testamente soll er die Schenkung Pipin's und Karl's des Grossen an die Kirche zu Rom feierlich bestätigt haben.

Ueber diese Bestätigung walten eben dieselben Zweifel vor, wie über die Schenkungen, welche sie bestätigt. Es ist schwer zu glauben, daß Karl der Grosse und sein Sohn den Päbsten Venedig, Sicilien, Sardinien und Korsika geschenkt haben, lauter Länder, über welche sie kein anders Recht hatten, als höchstens die angemaasste, aber immer streitig gemachte, Oberlandesherrlichkeit. Und zu welcher Zeit hätte Ludwig Sicilien weggeben sollen, welches den Griechischen Kaisern gehörte, und durch beständige Landung der Araber beunruhigt ward?

VII.

Die Kreuzfahrer greifen Konstantinopel an. Unglük dieser Stadt und der Griechischen Kaiser. Kreuzzug in Aegypten. Seltsames Abenteuer des heiligen Franz von Assisi. Unglüksfälle der Christen.

Das Konstantinopolische Kaiserthum, welches immer den Titel des Römischen Kaiserthums führte, besas noch Tracien, ganz Griechenland, die Inseln und Epirus, und erstrekte seine Herrschaft in Europa bis nach Belgrad und in die Wallachei. Um den Ueberrest von Kleinasien stritt es sich mit den Arabern, Türken und Kreuzfahrern. In der Kaiserstadt wurden noch immer schöne Künst' und Wissenschaften getrieben. Es war daselbst eine ununterbrochne Reihe von Geschichtschreibern bis zu der Zeit, da sich Muhammed der II. derselben bemächtigte. Die Geschichtschreiber waren Kaiser, oder Prinzen, oder Staatsmänner, schrieben aber deswegen um nichts besser. Sie sprechen von lauter Andacht; verunstalten alle Begebenheiten; suchen blos ihre Worte zierlich zu ordnen, und haben von dem alten Griechenlande nichts behalten, als die Geschwäzigkeit.

Der Hof legte sich besonders auf die Polemik. Der Kaiser Emanuel disputirte im zwölften Jahrhundert lange Zeit mit seinen Bischöfen über die Worte: Mein Vater ist grösser, denn ich, unterdessen, daß er die Türken und die Kreuzfahrer zu fürchten hatte. Es war ein Griechischer Katechis-

mus vorhanden, worin man den bekannten Vers des Korans verdammte und verfluchte, welcher sagt: Gott ist ein unendliches Wesen; er ist nicht gezeugt worden, und hat Niemanden gezeugt. Emanuel wollte, man sollte diese Verfluchung aus dem Katechismus wegnemen. Diese Streitigkeiten zeichneten seine Regierung aus und schwächten sie. Emanuel's Schonung der Musulmanen bei diesem Streit ist merklich und bemerkenswert. Er wollte nicht, daß in dem Griechischen Katechismus ein siegreiches Volk beschimpft würde, welches nur Einen unmittelbaren Gott erkannte, und dem unsre heilige Dreifaltigkeit ungeniesbar war.

Sein Sohn Alexis Emanuel, welcher eine Tochter des Königs Ludwig's des Jüngern von Frankreich heuratete, ward von einem seiner Verwandten, Namens Andronikus, 1185 vom Thron gestossen. Diesen verjagte wieder ein Hofbedienter, Isaak Angelus. Der Kaiser Andronikus ward durch die Strassen geschleift. Man hieb ihm eine Hand ab, stach ihm die Augen aus, gos ihm siedendes Wasser über den Leib und brachte ihn mit den grausamsten Martern um's Leben.

Isaak Angelus, der einen Usurpator mit solcher Grausamkeit bestraft hatte, ward selbst von seinem eigenen Bruder, Alexis Angelus, des Reichs beraubt, der ihm die Augen ausstechen lies. Dieser Alexis Angelus nam den Namen Komnenus an, ob er gleich nicht von der Kaiserlichen Familie der Komnenen herstammte, und er war Schuld daran, daß die Kreuzfahrer sich 1195 Konstantinopel's bemächtigten.

Isaak Angelus Sohn suchte bei dem Pabst, und besonders bei den Venetianern, Beistand gegen seines Oheims Barbarei. Um sich ihrer Hülfe zu ver-

vergewissern, entsagte er der Griechischen Kirche und ging zur Lateinischen über. Die Venetianer und einige Kreuzfürsten, als Baudouin, Graf von Flandern, und Bonifaz, Marchese von Montferrat, leisteten ihm ihren gefährlichen Beistand. Dergleichen Helfer waren allen Parteien gleich verhasst. Sie lagerten sich ausserhalb der Stadt, die immer noch voll Tumult und Gährung war. Der junge Alexis, den die Griechen verwünschten, weil er die Lateiner herbeigezogen hatte, ward bald das Opfer einer neuen Faktion. Einer seiner Verwandten, mit dem Zunamen *Mirziflos*, erdrosselte ihn mit eigenen Händen, und nam die roten Halbstiefeln, welche das Zeichen der Kayserlichen Würde waren.

Die Kreuzfahrer, welche nun den Vorwand hatten, ihre Anhänger zu rächen, benuzten die Unruhen, welche die Stadt zerrütteten, um sie zu verheeren 1204. Sie drangen fast ohne Widerstand in Konstantinopel ein, und überliessen sich, nachdem sie alles, was ihnen vorkam, niedergemacht hatten, allen Ausschweifungen der Wut und des Geizes. Nicetas versichert, daß allein die Beute der Französischen Edlen auf zweimalhunderttausend Pfund Silbers am Gewicht sei gewürdigt worden. Die Kirchen wurden geplündert, und zum Beweis, daß der Karakter der Nation immer derselbe gewesen ist und sich nie verleugnet hat, tanzten die Franzosen mit den Frauenzimmern im Allerheiligsten der *Sankt Sophienkirche*, unterdessen daß eine von den lüderlichen Dirnen, welche mit Baudouin's Armee mitgelaufen waren, auf der Kanzel des Patriarchen sas und Lieder sang, die ihrem Gewerbe angemessen waren.

Dies war das erstemal, daß die Stadt Konstantinopel von Feinden eingenommen und geplündert ward,

und dies geschah von Christen, welche ein Gelübde gethan hatten, blos gegen die Ungläubigen zu fechten.

Man findet nicht, daß das von den Geschichtschreibern so hoch gerühmte Griechische Feuer die geringste Wirkung gethan hat. Wär' es so gewesen, wie man es beschreibt, so hätt' es immer zu Lande und zur See gewissen Sieg gegeben. Wär' es unserm Phosphor ähnlich, so könnt' es im Wasser zwar dauren, aber weiter keine Wirkung in demselben thun. Kurz, ungeachtet dieses Arkans, hatten die Türken den Griechen fast ganz Kleinasien abgenommen, und die Lateiner entrissen ihnen den Ueberrest.

Der mächtigste der Kreuzfahrer, Graf Baudouin von Flandern, lies sich zum Kaiser wählen. Der Mitwerber waren vier. Man sezte vier grosse mit Wein gefüllte Kelche vor sie hin. Der für den zu Erwählenden bestimmte war ganz allein geweiht. Baudouin ergrif den geweihten Kelch, trank ihn aus, nam die roten Halbstiefel und ward als Kaiser erkannt. Dieser neue Kronenräuber verurtheilte den andern Kronenräuber Mirziflos, von dem Gipfel einer Säule heruntergestürzt zu werden.

Die übrigen Kreuzfahrer theilten das Reich unter sich. Die Venetianer namen den Peloponnes, die Insel Kandia und verschiedne Städte auf den Phrygischen Küsten weg, welche sich noch nicht den Türken ergeben hatten. Der Marchese von Montferrat nam Thessalien. Baudouin behielt also für sich nicht viel mehr, als Thracien und Mysien. Was den Pabst betrift, so eroberte derselbe hierbei, wenigstens auf einige Zeit, die Orientalische Kirche. Diese Erobrung hätte mit der Zeit ein Königreich aufwiegen können. Konstantinopel war von andrer Bedeutung, als Jerusalem.

Die=

Diese Kreuzfahrer, welche Christen, ihre Brüder, zu Grunde richteten, hätten weit leichter, als alle ihre Vorgänger, die Türken aus Asien vertreiben können. Saladin's Staaten waren zerrissen. Von so vielen Rittern aber, welche das Gelübde gethan hatten, Jerusalem zu Hülfe zu kommen, kamen nur die wenigen nach Syrien, welche an den erbeuteten Griechischen Ländern keinen Theil haben konnten. Unter dieser kleinen Anzal war Simon von Montfort, welcher, nachdem er in Griechenland und Syrien vergeblich auf einen Staat gehoft hatte, sich endlich an die Spize eines Kreuzuges gegen die Albigenser sezte, um, mit Hülfe des Kreuzes, wenigstens von den Christen etwas zu erhaschen.

Von der Kaiserlichen Familie der Komnenen waren noch viele Prinzen übrig, die bei der Zerstörung ihres Reichs den Mut nicht sinken liessen. Einer derselben, der auch Alexis hies, flüchtete mit einigen Schiffen nach Kolchis, und stiftete daselbst, zwischen dem Meere und dem Berge Kaukasus, einen kleinen Staat, den man das Kaiserthum von Trebisond oder Trapezunt nannte; so sehr ward der Titel Kaiserthum gemisbraucht.

Theodor Laskaris nam Nicäa wieder ein, und lies sich in Bithynien nieder, wobei er sich zur rechten Zeit der Araber gegen die Türken bediente. Er gab sich auch den Kaisertitel, und lies einen Patriarchen von seiner Kommunion erwählen. Andre Griechen, welche mit den Türken selbst ein Bündnis geschlossen hatten, riefen ihre alten Feinde, die Bulgaren, gegen den neuen Kaiser, Baudouin von Flandern, zu Hülfe, welcher seiner Erobrung fast gar nicht genos. Sie schlugen ihn bei Adrianopel 1205, hieben ihm Arm' und Bein ab, und liessen ihn von den wilden Thieren fressen.

Die Quellen dieser Auswanderung hätten nun wohl versiegen sollen, aber die Gemüter waren einmal in Bewegung. Die Beichtväter befalen den Büssenden, nach dem gelobten Lande zu gehn. Die falschen Nachrichten, welche täglich von dort ankamen, wekten falsche Hofnungen.

Ein Mönch aus Bretagne, Namens Esloin, führte um das Jahr 1204 eine Menge Bretagner nach Syrien. Die Witwe eines Königs von Ungarn nam nebst einigen Frauen das Kreuz, weil sie glaubte, daß man den Himmel nicht anders, als durch diese Reise erwerben könnte. Diese anstekkende Krankheit ging bis auf die Kinder: wovon Tausende unter der Anführung von Schulmeistern und Mönchen die Häuser ihrer Aeltern verliessen, weil geschrieben steht: Herr! Du hast Dir von den Kindern Ruhm zubereitet. Ihre Führer verkauften sie zum Theil an die Musulmanen; die übrigen starben vor Hunger und Ermüdung.

Der Staat von Antiochien war das Ansehnlichste, was die Christen in Syrien behalten hatten. Das Königreich Jerusalem bestand nur noch in Ptolemais. Indessen hatte man im Occidente beschlossen, daß durchaus ein König von Jerusalem sein müsste. Als der Titularkönig Emery oder Emmerich von Lüsignan, um das Jahr 1205 gestorben war, that der Bischof von Ptolemais den Vorschlag, man möchte sich von Frankreich einen König von Judäa ausbitten. Philipp August ernannte dazu einen jüngsten Sohn aus dem Hause Brienne in Champagne, der kaum ein Erbgut hatte. Aus der Wahl des Königs kann man auf die Beschaffenheit des Königreichs schliessen.

Dieser Titularkönig, seine Ritter, die Bretagner, die über das Meer gegangen waren, verschied-

schiedne Teutsche Prinzen, ein Herzog von Oestreich, der König Andreas von Ungarn an der Spize von ziemlich guten Truppen, die Tempelherrn, die Hospitaliers, die Bischöfe von Münster und Utrecht — alles dieses konnte noch ein Heer von Erobrern abgeben, wenn es nur ein Oberhaupt gehabt hätte; aber daran fehlte es beständig.

Nachdem der König von Ungarn abgegangen war, unternam ein Graf von Holland, was so viel Könige und Fürsten nicht hatten ausrichten können. Die Christen schienen dem Zeitpunkte nahe, wo sie wieder emporkommen sollten. Ihre Hofnungen lebten durch die Ankunft einer Menge von Rittern wieder auf, die ein Päbstlicher Legat ihnen zuführte. Ein Erzbischof von Bordeaux, und die Bischöfe von Paris, Angers, Autun und Beauvais, begleiteten den Legaten mit ansehnlischen Truppen. Viertausend Holländer und eben so viel Engländer, kamen unter verschiednen Fahnen an. Kurz, Johann von Brienne, der fast ganz allein zu Ptolemais angekommen war, sahe sich an der Spize von beinahe hunderttausend Mann.

Saphadin, des berühmten Saladin's Bruder, der Aegypten zu seinen andern Staaten seit Kurzem hinzugefügt, hatte eben den Ueberrest der Mauern von Jerusalem niederreissen lassen, welches nun nur noch ein zerstörter Flekken war. Weil aber Saphadin in Aegypten nicht recht fest zu sizen schien, so glaubten die Kreuzfahrer, sich dieses Orts bemächtigen zu können.

Von Ptolemais bis zu den Mündungen des Nilstroms ist nur eine kurze Ueberfahrt. Die Schiffe, welche so viele Christen übergeführt hatten, brachten sie in drei Tagen in die Gegend des alten Pelusium.

Bei den Trümmern von Pelusium liegt Damiette auf einem Damm, welcher es gegen die Ueberschwemmungen des Nilstroms schüzt. Die Kreuzfahrer fingen die Belagerung 1218 in Saphadin's lezter Krankheit an, und sezten sie nach seinem Tode fort. Sein ältester Sohn Meledin regierte damals in Aegypten, und stand in dem Ruf, daß er die Geseze, die Wissenschaften und die Ruhe mehr als den Krieg liebte. Der Sultan Korradin von Damasko, dem Syrien zu Theil geworden war, kam ihm gegen die Christen zu Hülfe. Die Belagerung, welche zwei Jahre dauerte, war in Europa, Asien und Afrika merkwürdig.

Der heilige Franz von Assisi, welcher damals seinen Orden stiftete, kam selbst in's Lager der Belagrer, und weil er glaubte, den Sultan Meledin mit leichter Mühe bekehren zu können, ging er mit seinem Begleiter, dem Bruder Illuminat, in das Lager der Aegypter. Man ergrif sie und führte sie zu dem Sultan. Franz hielt demselben eine Italienische Predigt. Er that dem Sultan Meledin den Vorschlag, ein grosses Feuer anzünden zu lassen, worin sich seine Imans von der einen Seite, Franz und Illuminat aber von der andern Seite werfen sollten, um zu beweisen, welche Religion die wahre sei.

Meledin, dem ein Dollmetscher diesen sonderbaren Vorschlag erklärte, antwortete mit Lachen: seine Priester wären die Leute nicht, die sich ihrem Glauben zu gefallen in's Feuer würfen. Franz erbot sich nun, es ganz allein zu thun. Meledin sagte, wenn er dieses Anerbieten annäme, so würd' es aussehn, als wenn er einen Zweifel in seine Religion sezte. Darauf schikte er liebreich Franzen zurük,

weil

weil er wohl sahe, daß dieser Mensch nicht gefährlich sein konnte.

Die Gewalt des Fanatismus geht so weit, daß **Franz**, weil es ihm nicht geglükt war, sich in Aegypten in's Feuer werfen und den **Sultan** zum Christen machen zu können, dieses Abenteuer in Marokko versuchen wollte. Er ging zuerst nach Spanien unter Segel, weil er aber krank ward, beredete er seinen Bruder **Gille** und vier andre von seinen Anhängern, daß sie hingehn und die Marokkaner bekehren sollten. Bruder **Gille** und die vier Mönche segeln nach Tetuan, kommen zu Marokko an, und predigen Italienisch auf einem Karrn. Der Miramolin hat Mitleid mit ihnen, und schikt sie wieder an Bord nach Spanien. Sie kamen zum zweitenmal wieder und wurden nochmals zurükgeschikt. Als sie das drittemal wiederkamen, entging dem Kaiser die Geduld. Er verurtheilte sie in seinen Divan zum Tode, und hieb ihnen selbst die Köpfe ab.

Es ist eine eben so abergläubische als barbarische Gewohnheit, daß die Kaiser von Marokko die ersten Scharfrichter in ihrem Reiche sind. Die Miramoline gaben sich für **Muhammed's** Nachkömmlinge aus. Die ersten, welche unter ihrer Regierung zum Tode verurtheilt wurden, baten es sich aus, von der Hand ihres Herrn zu sterben, in Hofnung, daß sie dadurch in ihrer Busse reiner werden würden. Die abscheuliche Gewohnheit hat sich so gut erhalten, daß der lezte Kaiser, **Muley Ismael**, in seinem langen Leben beinahe zehntausend Menschen mit eigner Hand hingerichtet hat.

Dieser Tod der fünf Begleiter des heiligen **Franz von Assisi** wird noch alle Jahr zu Koimbra durch eine Prozession gefeiert, welche eben so sonderbar ist, als das Abenteuer, das sie veranlasste. Man be-

behauptete, die Leiber dieser Franziskaner wären nach ihrem Tode nach Europa zurükgekommen, und hätten zu Koimbra in der Kirche zum heiligen Kreuze Stillstand gemacht. Die jungen Leute, die Weiber und die Mädchen gehn alle Jahre in der Nacht, in welcher diese Märtrer angekommen sind, von der Kreuzkirche nach der Franziskanerkirche. Die Mannspersonen sind lediglich mit kleinen Unterhosen bekleidet, welche nicht weiter als bis auf den obersten Theil der Lenden herabreichen, die Weiber und Mädchen haben ein Rökchen an, das um nichts länger ist. Der Weg ist weit, und es wird öfters angehalten.

Damiette ward unterdessen eingenommen, und schien den Weg zur Eroberung von Aegypten zu bahnen. Aber Pelagius Albano, ein Spanischer Benediktiner, Päbstlicher Legat und Kardinal, war Schuld daran, daß alles fehlschlug. Er behauptete, da der Pabst das Oberhaupt aller Kreuzzüge wäre, so müsste derjenige, der seine Person vorstellte, ohne Widerrede das Heer kommandiren, und der König von Jerusalem, der blos König wäre, weil es der Pabst erlaubte, müsste in allen Stükken dem Legaten gehorchen. Diese Uneinigkeiten namen viel Zeit weg. Man musste nach Rom schreiben. Der Pabst befal dem Könige, in's Lager zurükzukehren, und der König ging hin und diente unter dem Benediktiner. Dieser General drängte die Armee zwischen zwei Aerme des Nilstroms zusammen, grade zu einer Zeit, da dieser Flus, welcher Aegypten nährt und schüzt, anfing auszutreten. Der Sultan sezte vermittelst der Schleussen das Lager der Christen unter Wasser. Von der einen Seite verbrannte er ihre Schiffe; von der andern stieg der Nilstrom immer höher und drohte, des Legaten Armee zu verschlingen, die sich in der Lage befand, in welcher man Pharao's Aegypten

schil-

schildert, als sie das Meer im Begrif sahen, über ihren Häuptern zusammenzuschlagen.

Die Zeitgenossen gestehn, daß man in dieser Not mit dem Sultan in Unterhandlung trat. Er lies sich Damiette wiedergeben, schikte die Armee nach Phönicien, nachdem sie hatte schwören müssen, in acht Jahren keinen Krieg mit ihm anzufangen, und behielt den König Jean de Brienne als Geissel.

Die Christen hatten nun keine Hofnung weiter, als auf den Kaiser Friedrich den II. Diesem gab Jean de Brienne, so bald er nicht mehr Geissel war, seine Tochter, und mit ihr die Ansprüche auf das Königreich Jerusalem zur Mitgabe.

Der Kaiser Friedrich der II. sah vollkommen ein, wie unnüz die Kreuzzüge waren; aber man musste Schonung gegen das Volk beweisen, und sich vor den Streichen der Päbste in Sicherheit sezen. Sein Betragen scheint mir ein Muster von gesunder Staatsklugheit zu sein. Er unterhandelt zu gleicher Zeit mit dem Pabst und dem Sultan Meledin. Sobald sein Traktat mit dem Sultan war unterzeichnet worden, geht er nach Palästina, aber mehr mit einem Ehrengefolge, als mit einer Armee. Kaum ist er angekommen, so macht er den Traktat öffentlich bekannt, durch welchen ihm Jerusalem, Nazareth und etliche Dörfer abgetreten wurden. In Europa lässt er die Nachricht ausbreiten, daß er die heiligen Oerter wieder erobert habe, ohne einen Tropfen Blut zu vergiessen. Man warf ihm vor, daß er durch den Traktat eine Moschee in Jerusalem geduldet hätte. Der Patriarch dieser Stadt gab ihn für einen Gotteslä ugner aus. An andern Orten ward er als ein Fürst betrachtet, der zu regieren verstand.

Man mus gestehn, wenn man die Geschichte dieser Zeiten liest, daß die Romandichter mit ihrer

Erfindungs- und Einbildungskraft nich leicht haben weiter gehen können, als das, was hier die Wahrheit an die Hand giebt. Nicht genug, daß wir gesehen haben, wie einige Jahre vorher ein Graf von Flandern, der das Gelübde gethan hatte, nach dem gelobten Lande zu ziehn, sich unterwegs im Vorbeigehn des Konstantinopolitischen Kaiserthums bemächtigt. Nicht genug, daß Jean de Brienne, der jüngste Sohn eines Edelmanns in Champagne, nachdem er König von Jerusalem geworden, im Begrif stand, sich Aegypten zu unterwerfen. Eben dieser Jean de Brienne, als er kein Land mehr hatte, marschirt beinahe ohne alle Begleitung Konstantinopel zu Hülfe 1224. Er kömmt zur Zeit eines Zwischenreichs an, und wird zum Kaiser erwählt. Sein Nachfolger Baudouin der II., der lezte Lateinische Kaiser zu Konstantinopel, der immer von den Griechen gedrängt ward, lief, mit einer Päbstlichen Bulle in der Hand, umher, und sprach alle Europäische Fürsten vergeblich um Hilfe an. Damals war kein einziger Fürst zu Hause. Die Occidentalischen Kaiser rannten nach dem gelobten Lande; die Päbste waren fast immer in Frankreich, und die Könige standen ohn' Unterlas auf dem Punkte, nach Palästina zu gehn.

Thibaud de Champagne, König von Navarra, eben so berühmt durch die ihm angedichtete Liebe zur Königin Blanka, als durch seine Gedichte, war auch einer von denen, welche sich damals nach Palästina einschiften. Er kam in demselben Jahre zurük, und das war ein Glük für ihn. Ungefähr siebzig Französische Ritter, welche sich nebst ihm hervorthun wollten, wurden alle gefangen und nach Gros-Kairo gebracht. Meledin's Neffe, Namens Melekſala, der die Staaten und die Tugenden seines Oheims geerbt hatte, begegnete ihnen

sehr

sehr leutselig, und lies sie endlich, gegen Erlegung eines mässigen Lösegelds, nach ihrem Vaterlande zurükgehn.

Zu dieser Zeit gehörte das Gebiet von Jerusalem weder den Syriern mehr, noch den Aegyptern, noch den Christen, noch den Musulmanen. Eine Staatsveränderung ohne Beispiel gab dem grössten Theil von Asien eine andre Gestalt. Dschingiskan war mit seinen Tatarn über den Kaukasus, Taurus und Imaus gegangen. Die Völker, die vor ihn flohen, wie wilde Thiere, die von schreklichen Thieren aus ihren Hölen vertrieben werden, fielen nun wieder auf die verlassenen Länder.

Die von den Tatarn 1244 verdrängten Einwohner von Korasan, welche man Korasminen nannte, fielen auf Syrien los, wie sich im vierten Jahrhundert die von den Scythen verjagten Gothen auf das Römische Kaiserthum warfen. Diese abgöttischen Korasminen machten alles, was an Türken, Christen und Juden in Jerusalem geblieben war, nieder. Die in Antiochien, Tyrus, Sidon und auf den Küsten Syrien's noch übriggebliebnen Christen liessen ihre Privatstreitigkeiten eine Zeitlang ruhen, um sich diesen neuen Räubern zu widersezen. Diese Christen standen damals mit dem Sultan von Damasko im Bündnis. Die Tempelherren, die Johanniterritter, die Teutschen Ritter, waren Vertheidiger, die nie aus den Waffen kamen. Europa schikte ohne Unterlas einige Freiwillige. Kurz, alles, was man zusammenraffen konnte, schlug auf die Korasminen los. Die Kreuzfahrer erlitten eine vollständige Niederlage. Dies war noch nicht das Ende ihres Unglüks. Andre Türken kamen nach den Korasminen, verheerten diese Küsten von Syrien, und rotteten beinahe alles aus, was von Rittern übrig war. Aber diese vorüberrau-

schende Ströme liessen den Christen noch immer die auf der Küste liegenden Städte.

Die in ihren Seestädten eingesperrten Lateiner sahen sich nun ganz hülflos, und ihre Streitigkeiten vergrösserten noch ihr Unglük. Die Fürsten von Antiochien beschäftigten sich blos damit, einige Armenische Christen zu bekriegen. Die Faktionen der Venetianer, Genueser und Pisaner machten sich die Stadt Ptolemais streitig. Die Tempelherren und Johanniterritter zankten sich um alles. Das kalt gewordne Europa schikte fast gar keine bewafnete Bürger mehr. Die Hofnungen der Orientalischen Christen verloschen allmälig, als der heilige Ludwig den lezten Kreuzzug unternam.

VIII.

Von dem heiligen Ludwig. Seine Regierung, sein Kreuzzug, Anzahl seiner Schiffe, seine Ausgaben, seine Tugend, seine Unvorsichtigkeit und sein Unglük.

Ludwig der XI. war ein Fürst, welcher dazu bestimmt zu sein schien, Europa, wenn es dazu fähig gewesen wäre, auf einen bessern Fus zu sezen, Frankreich siegreich und polizirt zu machen, und in allen Stükken ein Muster zu sein. Seine Frömmigkeit, die ihn zum wahren Anachoreten machte, stand keiner einzigen von seinen Königlichen Tugenden im Wege. Seine weise Sparsamkeit benam seiner Freigebigkeit nichts. Er wusste die tiefste Staatskunst mit der punkt-

pünktlichsten Gerechtigkeit zu vereinigen, und er ist vielleicht der einzige Monarch, der diesen Lobspruch verdient. Er war klug und standhaft im Rat, unerschrokken ohne Tollkühnheit im Gefecht, und mitleidig, als wenn er beständig selbst unglüklich gewesen wäre. Es ist dem Menschen nicht gegeben, die Tugend weiter zu treiben.

Gemeinschaftlich mit seiner Mutter, welche die Regierung verwaltete und selbst zu regieren verstand, hatte er den Misbrauch der gar zu weit ausgedehnten Gerichtsbarkeit der Geistlichen abgeschaft. Sie wollten, daß die weltlichen Gerichte die Güter eines jeden einziehn sollten, der in den Bann gethan würde, ohne zu untersuchen, ob der Bannspruch gerecht oder ungerecht wäre. Der König machte weislich einen Unterschied zwischen den Civilgesezen, welchen sich alles unterwerfen, und den Kirchengesezen, deren Gewalt sich nur über die Gewissen erstrekken mus, und lies die Geseze des Königreichs nicht unter diesen Exkommunikationsmisbräuchen erliegen. Gleich vom Anfange seiner Regierungsverwaltung an hatte er die Anmassungen der Bischöfe und der Laien in ihren Schranken gehalten, und die Faktionen in Bretagne unterdrükt, auch bei der Heftigkeit Gregors des IX. und der Rachsucht des Kaisers Friedrichs des II. eine weise Neutralität gehalten.

Seine ohnehin schon ansehnliche Domänen waren durch den Ankauf verschiedner Ländereien noch grösser geworden. Die Einkünfte der Könige von Frankreich flossen damals aus ihren eignen Gütern, nicht aus den Besizungen der Unterthanen. Ihre Grösse hing, wie die Grösse eines Privatgutsbesizers, von einer wohleingerichteten Wirtschaft ab.

Diese Einrichtung hatte Ludwigen in den Stand gesezt, starke Armeen gegen den König Heinrich den

III. von England, und gegen die mit England verbundne Französische Vasallen, auf die Beine zu bringen. Heinrich der III., der nicht so reich war, und dem seine Engländer weniger gehorchten, hatte weder so gute, noch so geschwind in Bereitschaft stehende Truppen. Ludwig schlug ihn zweimal, hauptsächlich bei Taillebourg in Poitou. Der Englische König musste vor ihm fliehen. Auf diesen Krieg folgte ein für Frankreich sehr nüzlicher Friede. Die Französischen Vasallen kehrten auf immer zu ihrer Schuldigkeit zurük. Der König lies sich sogar von dem Engländer fünftausend Pfund Sterling für die Unkosten des Feldzugs bezalen.

Wenn man bedenkt, daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr alt war, als er sich so betrug, und daß seine Denkungsart über sein Glük weit erhaben war, so sieht man, was er gethan hätte, wenn er in seinem Vaterlande geblieben wäre, und beklagt, daß Frankreich durch eben diese Tugenden so unglüklich ward, welche das Glük der Welt machen sollten.

Ludwig, der im Jahre 1244 von einer heftigen Krankheit angefallen ward, glaubte, wie man sagt, in einer Schlafsucht eine Stimme zu hören, die ihm befal, das Kreuz gegen die Ungläubigen zu nemen. Kaum war er seiner Sprache mächtig, als er das Gelübde that, einen Kreuzzug zu thun. Die Königin Mutter, die regierende Königin, sein Staatsrat, alles, was um ihn war, fühlte das Gefährliche dieses nachtheiligen Gelübdes. Selbst der Bischof von Paris führte ihm die verderblichen Folgen davon zu Gemüthe. Aber Ludwig betrachtete seine Gelübde wie ein geheiligtes Band, welches Menschen nicht auflösen durften. Vier Jahre brachte er mit den Anstalten zu diesem Feldzuge hin. Endlich überträgt er seiner Mutter die Verwaltung der Regierung, und

reist

reist mit seiner Gemalin und seinen drei Brüdern ab, welchen auch ihre Gemalinnen folgen. Fast die ganze Französische Ritterschaft begleitete ihn. Es waren bei der Armee beinahe dreitausend Pannerherren oder Edelleute, welche Fahnen führten. Ein Theil der ungeheuren Flotte, welche so viel Prinzen und Soldaten trägt, geht von Marseille ab, und der andere Theil von Aiguemortes, welches heut zu Tage kein Seehafen mehr ist.

Die mehrsten grossen und runden Schiffe, welche die Truppen übersezten, wurden in Französischen Häfen gebaut. Es waren ihrer achtzehnhundert. Jezt würde ein König von Frankreich so viel nicht ausrüsten können, weil das Holz ohne Vergleich seltner, der Betrag der Unkosten verhältnismässig grösser, die Ausgabe, wegen des unumgänglich nötigen schweren Geschützes, stärker, und die Ausrüstung überhaupt sehr viel schwieriger ist.

Aus des heiligen **Ludwig's** Rechnungen sieht man, wie sehr seine Kreuzzüge das Land arm machten. Dem Herrn von Valeri gab er für dreissig Ritter achttausend Pfund, welches beinahe hundertundneunundsechzigtausend Livres unsrer heutigen Münze beträgt. Der Erzbischof von Rheims und der Bischof von Langers bekamen ein jeder viertausend Pfund für funfzehn Ritter, welche ein jeder von ihnen herbeiführte. Der Konnetable erhielt für funfzehn Ritter dreitausend Pfund. Einhundertundsechzig Ritter speisten an Königlichen Tafeln. Diese Ausgaben und die Anstalten dazu waren unermeslich.

Hätte die Sucht nach Kreuzzügen und das Heilighalten des Eides dem tugendhaften **Ludwig** erlaubt, der Vernunft Gehör zu geben, so hätt' er nicht allein den Schaden eingesehn, den er seinem Lande zufügte,

 son=

sondern auch die äusserste Ungerechtigkeit einer Kriegsrüstung anerkannt, die ihm so gerecht vorkam.

Wäre die Absicht auch nur gewesen, die Franzosen in den Besiz von Jerusalem zu sezen, so hatten sie nicht das mindeste Recht dazu. Aber man zog gegen den alten Melekfala von Aegypten zu Felde, der mit dem Könige von Frankreich sicherlich nichts zu theilen hatte. Melekfala war ein Musulman, und dies nam man zum einzigen Vorwande, ihn zu bekriegen. Aber es war eben so wenig Grund vorhanden, Aegygten zu verheeren, weil es Muhammed's Lehren befolgte, als heut zu Tage vorhanden sein würde, Schina mit Krieg zu überziehn, weil es die Sittenlehren eines Konfutsee befolget.

Ludwig landete auf der Insel Cypern. Der König dieser Insel vereinigt sich mit ihm. Man macht eine Landung in Aegypten. Der Sultan von Aegypten besas Jerusalem nicht. Palästina ward damals von den Korasminen verheert. Der Sultan von Syrien gab ihnen dieses unglükliche Land Preis, und der Kalife von Bagdad, der immer anerkannt ward, aber immer ohne Gewalt war, mischte sich nicht mehr in diese Kriege. Den Christen war noch Ptolemais, Tyrus, Antiochien und Tripoli übrig geblieben. Ihre Uneinigkeiten sezten sie ohn Unterlas der Gefahr aus, von den Türkischen Sultanen und den Korasminen erdrükt zu werden.

Bei diesen Umständen lässt sich nicht leicht begreifen, warum der König von Frankreich Aegypten zum Schauplaz seines Krieges wählte. Der alte kranke Melekfala hielt um den Frieden an; allein er ward ihm abgeschlagen. Ludwig war durch neue aus Frankreich angekommene Truppen verstärkt, sah sich an der Spize von sechzigtausend Streitern gehorcht und geliebt, und hatte schon überwundne Feinde und

einen

einen Sultan vor sich, der seinem Ende nahe war. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Aegypten und bald auch Syrien würde bezwungen werden? Inzwischen kam die Hälfte dieser blühenden Armee 1250. durch Krankheit um, und die andere Hälfte ward geschlagen. Der heilige Ludwig sieht seinen Bruder, Robert von Artois, erschlagen. Er selbst wird mit seinen beiden andern Brüdern, dem Grafen von Anjou und dem Grafen von Poitters gefangen. Meleksala herrschte nun nicht mehr in Aegypten, sondern sein Sohn Almoadan. Dieser neue Sultan hatte eine grosse Seele. Der König Ludwig bot ihm für sich und die übrigen Gefangnen ein Lösegeld von einer Million Goldmünzen, und Almoadan erlies ihm den fünften Theil.

Dieser Sultan ward von Mammeluken ermordet, welche sein Vater auf den Fus einer Miliz errichtet hatte. Der nun getheilte Divan schien den Christen nicht viel Gutes zu verheissen. Indessen sezte die Aegyptische Regierung die Unterhandlungen mit dem Könige fort. Der Herr de Joinville berichtet, daß die Emire sogar in einer ihrer Versammlungen den Vorschlag thaten, Ludwigen zu ihrem Sultan zu erwählen.

Joinville war mit dem Könige gefangen. Was ein Mann von seiner Art erzält, ist allerdings nicht ohne Gewicht; aber man bedenke nur, wie wenig man in einem Lager, oder in einem Hause, mit Zuverlässigkeit von den besondern Begebenheiten erfahren kann, welche in einem benachbarten Lager oder Hause vorgehn, und wie sehr unwahrscheinlich es ist, daß Musulmanen daran denken sollten, ihren Christlichen Feind zu ihrem Regenten zu nemen, der weder ihre Sprache noch ihre Sitten kennt, der ihre Religion verabscheut, und den sie nicht anders betrachten kön-

nen, als wie ein Oberhaupt auswärtiger Räuber, und man wird finden, daß Joinville eine blosse Volkssage nacherzält. Getreulich nachzusagen, was man gehört hat, heisst oft in aller Unbefangenheit Dinge erzälen, die wenigstens verdächtig sind. Allein, was wir von Joinville haben, ist nicht seine wirkliche Geschichte, sondern nur die zu Franzens des I. Zeiten gemachte ungetreue Uebersezung einer Schrift, die man heut zu Tage nur mit der grösten Schwierigkeit verstehn würde.

Auch das kann ich nicht wohl zusammenreimen, was die Geschichtschreiber von der Art und Weise sagen, wie die Musulmanen die Gefangnen behandelten. Sie erzälen, daß man sie Mann vor Mann aus einem verschlossnen Plaz herauslies, worin sie versperrt waren, einen jeden befragte, ob er Jesum Christum verläugnen wolle? und denen den Kopf abhieb, die im Christenthum verharrten.

Andrerseits versichern sie, daß ein alter Emir die Christen durch einen Dollmetscher befragen lies, ob sie an Jesum Christum glaubten? Und als die Gefangnen solches bejahten, ihnen zur Antwort gab: Tröstet Euch! Da er für Euch gestorben ist, und wieder aufzustehn gewusst hat, so wird er Euch auch zu retten wissen.

Diese beiden Erzälungen scheinen einigermaassen widersprechend zu sein, und noch widersprechender ist es, daß diese Emire Gefangne tödten liessen, von welchen sie sich ein Lösegeld versprachen.

Uebrigens hielten sich diese Emire an die achtmalhunderttausend Goldmünzen, welche sich ihr Sultan als Lösegeld für die Gefangnen hatte gefallen lassen. Und als die in Damiette befindlichen Französischen Truppen diese Stadt im J. 1250. dem Traktat

ge=

gemäs übergaben, so findet man nicht, daß die Sieger die Frauenzimmer auf irgend eine Art mishandelten. Man lies mit allen Ehrfurchtsbezeugungen die Königinn und ihre Schwägerinnen abreisen. Alle Musulmanische Soldaten waren freilich so enthaltsam nicht; der Pöbel ist aller Orten zügellos; es wurden allerdings Gewaltthätigkeiten verübt, und Gefangne gemishandelt und getödtet; aber ich wundre mich doch, daß die Muhammedanischen Soldaten nicht eine grössre Anzahl dieser Fremden ausrottteten, welche aus Europäischen Häfen angekommen waren, die Aegyptischen Ländereien ohne den allergeringsten Grund zu verheeren.

Der heilige Ludwig begiebt sich, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, nach Palästina, und bleibt daselbst beinahe vier Jahre mit dem Ueberrest seiner Schiffe und seiner Armee. Er besucht Nazareth, anstatt nach Frankreich zurükzureisen, und kommt nicht eher, als nach dem Tode seiner Mutter, der Königinn Blanka, in sein Vaterland zurük, und das blos in der Absicht, einen neuen Kreuzzug zu veranstalten.

Sein Aufenthalt zu Paris verschafte ihm ohn Unterlas Vortheil und Ruhm. Er ererbte eine Ehre, die nur einem tugendhaften Könige widerfahren kann. Der König Heinrich der III. von England und seine Baronen wählten ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten. Er sprach das Urtheil wie ein unumschränkter Herr, und wenn dieser für Heinrich den III. günstige Ausspruch die Unruhen in England nicht stillen konnte, so sah Europa wenigstens daraus, welche Ehrfurcht die Menschen auch wider Willen für die Tugend hegen. Ludwig's Ruf, und die gute Ordnung in seinem Reiche, zog seinem Bruder, dem

Grafen von Anjou, die Ehre zu, von dem Pabste zum Könige von Sicilien erwählt zu werden.

Ludwig vermehrte indessen seine Domänen durch die Erwerbung von Namur, Peronne, Avranche, Mortagne und Perche. Er konnte den Königen von England alles nemen, was sie in Frankreich besassen. Heinrich's des III. und seiner Baronen Streitigkeiten erleichterten ihm die Mittel; aber er zog die Gerechtigkeit der gewaltsamen Besizergreifung vor. Er lies ihnen Guienne, Perigord und Limoges; aber auf Touraine, Poitou und die Normandie, welche Philipp August wieder mit der Krone vereinigt hatte, mussten sie Verzicht thun. So ward der Friede auf eine für ihn ehrenvolle Art befestigt.

Er war der erste, der die in Sprengel abgetheilte Gerichtsbarkeit einführte, und die durch willkürlichen Richterspruch der Baroneigerichte unterdrükten Unterthanen konnten nun ihre Klagen bei vier grossen Königlichen Aemtern anbringen, welche blos dazu angesezt waren, ihre Beschwerden zu hören. Unter ihm wurden zuerst Gelehrte zu den Sizungen der Parlamenter zugezogen, in welchen Ritter, die selten lesen konnten, über das Glük und das Vermögen der Bürger richteten. Mit der Frömmigkeit eines Ordensgeistlichen verband er die aufgeklärte Standhaftigkeit eines Königs, indem er die Unternemungen des Römischen Hofes durch die berühmte pragmatische Verordnung in Schranken hielt, welche die alten Rechte der Kirche, oder die sogenannten Freiheiten der Gallikanischen Kirche, aufrecht erhält.

Kurz, seine dreizehnjährige Anwesenheit machte in Frankreich alles wieder gut, was seine Abwesenheit verdorben hatte. Aber sein Hang zu den Kreuzzügen ris ihn hin. Die Päbste hezten ihn auf. Klemens der IV. bewilligte ihm einen Zehnten von der Geist-

lich-

lichkeit auf drei Jahre. Er reist endlich zum zweitenmale ab, und zwar ungefähr mit einer gleichen Macht. Sein Bruder, der durch ihn König von Sicilien geworden war, soll ihm folgen. Diesmal aber richtet er seine Andacht und seine Waffen weder nach Palästina, noch nach Aegypten, sondern lässt seine Flotte nach Tunis steuern.

Die Christen in Syrien waren nicht mehr von dem Geschlechte jener ersten Franken, welche sich in Antiochien und Tyrus niedergelassen hatten. Es war ein aus Syriern, Armeniern und Europäern vermischtes Geschlecht, und diese entnervten Ueberbleibsel waren größtentheils den Aegyptern unterworfen. Die Christen hatten weiter keine festen Städte, als Ptolemais und Tyrus.

Die Tempelherren und Hospitaliers, die man gewissermassen mit der Mammelukenmiliz vergleichen kann, führten, selbst in diesen Städten, einen so bittern Krieg mit einander, daß in einem Treffen dieser kriegerischen Mönche kein einziger Tempelherr am Leben blieb.

Was hatte nun diese Lage etlicher Halbchristen auf der Syrischen Küste und des heiligen Ludwig's Fahrt nach Tunis mit einander zu schaffen? Sein Bruder, Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, war ehrgeizig, grausam und eigennützig, und gebrauchte Ludwig's Einfalt und Heldenmut zu seinen Absichten. Er behauptete: der König von Tunis wäre ihm einige Jahre Tribut schuldig. Er wollte sich ihrer Länder bemächtigen, und der heilige Ludwig, wie alle Geschichtschreiber, ich weis nicht aus welchem Grunde, sagen, hatte Hofnung, den König von Tunis zu bekehren. Eine sonderbare Art, diesen Muhammedaner zum Christenthum zu bringen! Man machte mit gewafneter Hand

eine

eine Landung auf seinem Gebiet, nicht weit von den Ruinen der Stadt Karthago.

Bald aber sieht sich der König in seinem eigenen Lager von den vereinigten Mauren belagert. Eben die Krankheiten, welche die Unmässigkeit seiner unter einen fremden Himmelsstrich versezten Unterthanen in sein Lager in Aegypten gezogen hatte, entvölkerten auch sein Lager bei Karthago. Einer seiner Söhne, der während seiner Gefangenschaft, zu Damiette geboren war, starb an dieser Art von Pest vor Tunis. Endlich ward auch der König 1270. davon befallen, lies sich auf einen Aschenhaufen legen, und starb in einem Alter von fünfundfunfzig Jahren mit der Andacht eines Mönchs und mit dem Muthe eines grossen Mannes. Es gehört mit unter die wichtigsten Beispiele von dem Spiele des Glüks, daß bei den Ruinen von Karthago ein christlicher König starb, der die Musulmanen in einem Lande bekriegte, wohin Dido die Götter der Syrier gebracht hatte. Kaum hat er die Augen geschlossen, so kommt sein Bruder, der König von Sicilien, an. Man macht Friede mit den Mauren, und führt die Ueberbleibsel der Christen wieder nach Europa.

Man kann nicht leicht weniger, als hunderttausend Personen rechnen, welche in den beiden Kreuzzügen des heiligen Ludwig's sind aufgeopfert worden. Wenn man dazu rechnet, hundertundfünfzigtausend, welche mit Friedrichen dem Rothbärtigen zogen, dreimalhunderttausend von dem Kreuzzuge Philipp August's und Richard's, zweimalhunderttausend wenigstens zur Zeit Jean's de Brienne, der hundertundsechzigtausend Kreuzfahrer, welche schon vorher nach Asien gezogen waren, diejenigen nicht zu vergessen, die bei der Unternemung auf Konstantinopel und in den Kriegen umkamen, welche auf diese

Staats-

Staatsveränderung folgten, so wird man, ohne den Nordischen Kreuzzug und und den Kreuzzug gegen die Albigenser mitzurechnen, finden, daß mehr, als zwei Millionen Europäer im Orient ihr Grab gefunden haben.

Verschiedene Länder wurden dadurch entvölkert und arm gemacht. Der Herr de Joinville sagt ausdrüklich, er hätte den König Ludwig auf seinem zweiten Kreuzzuge nicht begleitet, weil er es nicht gekonnt, und der erste Kreuzzug seine ganze Herrschaft zu Grunde gerichtet hätte.

Des heiligen Ludwig's Lösegeld hatte achtmalhunderttausend Goldmünzen (oder Byzantinen) gekostet, also ungefähr neun Millionen jeziger Münze. Wenn von den zwei Millionen Menschen, welche in der Levante umkamen, jeder im Durchschnitte nur hundert Franken mitgenommen hatte, so sind das noch zweihundert Millionen Livres, welche verloren giengen. Die Genueser, Pisaner und hauptsächlich die Venediger wurden daselbst reich; aber Frankreich, England und Teutschland, erschöpften sich gänzlich.

Man sagt, die Könige von Frankreich hätten bei diesen Kreuzzügen gewonnen, weil der heilige Ludwig, durch Ankauf der verarmten Edelleute, seine Domänen vermehrte. Aber dies geschah blos in den dreizehn Jahren seiner Anwesenheit durch seine gute Wirthschaft.

Das einzige Gute, was seine Unternemungen hervorbrachten, war die Freiheit, welche sich einige Städte von den Edelleuten erkauften. Die städtische Verfassung erholte sich ein wenig durch den Umsturz der Lehnsbesizer. Da diese Gemeinen nun für ihre eigene Rechnung arbeiten und handeln konnten, so trieben sie nach und nach Künst' und Handlung, welche die Sklaverei unterdrükt hatte.

Unter-

Unterdessen wurden die wenigen Halbchristen, die sich auf den Syrischen Küsten aufhielten, bald ausgerottet, oder zu Knechten gemacht. Ptolemais, ihr vornemster Zufluchtsort, der in der That weiter nichts war, als ein Schlupfwinkel von Räubern, die durch ihre Missethaten berüchtigt waren, konnte der Macht des Sultans Melekseraph von Aegypten nicht widerstehn. Er nam es im Jahre 1291 ein, und Tyrus und Sidon ergaben sich ihm gleichfalls. Endlich war, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, von diesen Auswanderungen der Christen in Asien keine Spur mehr sichtbar.

IX.

Von dem Prinzen Pico von Mirandola.

Wenn die Geschichte des Savonarola beweist, wie gros damals der herrschende Aberglaube war, so zeigen uns die gelehrten Streitfragen des jungen Prinzen von Mirandola, in welchem Zustande sich damals die Wissenschaften befanden. In Florenz und in Rom war es also, bei den scharfsinnigsten und geistreichsten Völkern, die damals auf Erden lebten, wo diese beiden so verschiednen Auftritte vorfielen. Daraus lässt sich leicht schliessen, was für Finsternisse in andern Gegenden herrschten, und mit welcher Langsamkeit die menschliche Vernunft in ihrer Ausbildung vorschreitet.

Es ist immer ein Beweis von der Ueberlegenheit der Italiener in damaligen Zeiten, daß der souveräne Fürst Giovanni Francesco Pico della Mirandola, von seiner zarten Jugend an, ein Wun-

der von Wissen und Gedächtnis war. Zu unsern Zeiten wär' er ein Wunder von gründlicher Gelehrsamkeit geworden. Der Hang zu den Wissenschaften war bei ihm so stark, daß er endlich seinem Fürstenthum entsagte, und sich nach Florenz begab, wo er im Jahre 1494 an eben dem Tage starb, an welchem Karl der VIII. seinen Einzug in diese Stadt hielt. Man sagt, daß er in seinem achtzehnten Jahre zweiundzwanzig Sprachen wusste. Das ist wahrlich nicht in dem gewöhnlichen Laufe der Natur. Es giebt keine Sprache, die nicht ungefähr ein Jahr erfordert, wenn man sie recht lernen will. Wer in einer so zarten Jugend zweiundzwanzig weis, kann immer in den Verdacht kommen, daß er sie schlecht gelernt hat, oder nur die Anfangsgründe davon weis, und das heisst nichts wissen.

Noch ausserordentlicher ist es, daß dieser Prinz, der so viel Sprachen studirt hatte, in seinem vierundzwanzigsten Jahre in Rom über Gegenstände aus allen Wissenschaften, keine überall davon ausgenommen, öffentlich disputiren und Theses vertheidigen konnte. Man findet vor seinen Werken vierzehnhundert allgemeine Säze, über welche er zu disputiren sich erbot. Etwas von den Anfangsgründen der Geometrie und Sphärometrie war, unter diesem Wuste mühseliger Gelehrsamkeit, das einzige, was seiner Anstrengung würdig war. Alles Uebrige dient blos dazu, den Geist der damaligen Zeiten kennen zu lernen. Bald ist es die Summe des heiligen Thomas; bald ein Auszug aus den Werken des Albert, genannt der Grosse; bald ein Gemengsel von Theologie und peripathetischer Philosophie. Da findet man, daß ein Engel unendlich ist *secundum quid*, und daß Thiere und Pflanzen aus einer von der hervorbringenden Kraft beseelten Fäulnis ent-

entstehn. In diesem Geschmak ist alles; und das ward auf allen Universitäten gelehrt. Tausende von Schülern füllten sich den Kopf mit diesen Schimären an, und besuchten, bis in das vierzigste Jahr, die Hörsäle, wo sie gelehrt wurden. Auf dem übrigen Erdboden wusste man nichts bessers. Diejenigen, welche die Welt regierten, waren damals sehr zu entschuldigen, wenn sie die Wissenschaften verachteten, und Pico della Mirandola sehr unglüklich, daß er bei diesen ernsthaften Narrheiten sein Leben zugesezt und seine Tage verkürzt hatte.

Von denjenigen, welche die Natur mit wahrem Genie begabt, und die dasselbe, durch Lesung der guten Römischen Schriftsteller, ausgebildet hatten, und dadurch den Finsternissen dieser Schulgelehrsamkeit entronnen, waren, seit dem Dante und Petrarca, in sehr geringer Anzal vorhanden. Ihre Werke waren mehr für Fürsten, Staatsmänner, Damen und Herren, welche nur zur angenemen Erholung lesen; und sie hätten sich auch für den Prinzen von Mirandola besser schikken müssen, als die Kompilation des Albertus Magnus.

Aber der Hang zur Universalwissenschaft behielt die Oberhand; und diese Universalwissenschaft bestand darin, über jede Materie einige Worte auswendig zu wissen, welche keinen deutlichen Begrif gaben. Es ist schwer zu begreifen, wie eben dieselben Menschen, die über die Angelegenheiten der Welt, und über ihre Vortheile, so fein und so richtig denken, sich in beinahe allen übrigen Dingen mit unverständlichen Worten konnten abspeisen lassen. Die Ursach davon ist, daß man lieber schon unterrichtet scheinen, als sich unterrichten lassen will; und wenn Irrlehrer unsrer Seele in der Jugend eine Biegung gegeben haben, so mögen wir uns nicht einmal Mühe geben, sie wieder

gra=

grade zu richten; wir bemühen uns vielmehr, sie noch weiter zu biegen. Daher kommt es, daß so viel scharfsinnige Männer, und wirkliche Genies ganz voll pöbelhafter Irrthümer stekken.

Pico della Mirandola schrieb zwar gegen die Sterndeuterkunst; aber das mus uns nicht verführen, denn er schrieb nur gegen die Astrologie, wie sie zu seiner Zeit getrieben ward. Er nam eine andre an, und zwar die alte, oder wahre, welche, seinem Vorgeben nach, wäre vernachlässigt worden.

In seinem ersten Lehrsaze sagt er, die Magie, wie sie heut zu Tage vorhanden ist, und welche die Kirche verdammt, gründet sich nicht auf Wahrheit, weil sie von Mächten abhängt, welche Feinde der Wahrheit sind. Man sieht aus diesen Worten selbst, so widersprechend sie auch sind, daß er die Magie für ein Werk der Dämone annam, welches damals die herrschende Meinung war. Auch versichert er, daß es keine einzige Kraft im Himmel und auf Erden giebt, die ein Zaubrer nicht in Thätigkeit sezen könne; und er beweist, daß Worte in der Magie wirksam sind, weil Gott sich des Worts bedient hat, die Welt zu bilden.

Diese Streitsäze machten viel mehr Lärm, und erschienen in grösserm Glanz, als Newton's Entdekkungen, und die von Locke ergründeten Wahrheiten, in unsern Tagen. Der Pabst Innocenz der VIII. verwarf nur dreizehn Säze von dieser ganzen Sammlung. Diese Kritiken sind den Entscheidungen jener Indier gleich, welche die Meinung verwarfen, daß die Erde von einem Drachen getragen wird, weil sie, wie sie sagen, nur von einem Elephanten getragen werden kann. Pico della Mirandola schrieb seine Vertheidigung. Er beschwert

 sich

sich darin über seine Kunstrichter. Er sagt, daß einer derselben sich besonders heftig über die Kabala ausgedrükt habe. Aber wisst Ihr denn, fragte ihn der junge Prinz, was das Wort Kabala bedeutet? — Schöne Frage, antwortete der Theologe, ist es nicht bekannt, daß Kabala ein Kezer war, der in seinen Schriften Jesum Christum angrif!

Endlich musste der Pabst Alexander der VI. der wenigstens das Verdienst hatte, diese Streitigkeiten zu verachten, ihm die Absolution schikken. Es ist merkwürdig, daß er den Prinzen Pico della Mirandola und den Savonarola auf einerlei Weise behandelte.

Die Geschichte des Prinzen von Mirandola ist weiter nichts, als die Geschichte eines Schülers von Genie, der eine weite Bahn von Irrthümern durchläuft, und, selbst blind, von blinden Lehrmeistern geführt wird.

X.

Von Timur-Lenk.

Timur-Lenk, der gemeiniglich Tamerlan genannt wird, stammte, den besten Geschichtschreibern zufolge, mütterlicherseits vom Dschingiskan ab. Er ward im Jahre 1357 in der Stadt Cash, im Gebiete des alten Sogdiana, geboren, wohin die Griechen ehemals, unter Alexander dem Grossen, drangen, und daselbst Kolonien anlegten. Dies ist heut zu Tage das Land der Usbeken. Es fängt

bei

bei dem Flusse Sihon, oder dem Oxus, an, dessen Quelle im kleinen Thibet, ungefähr siebenhundert Meilen von der Quelle des Tigris und des Euphrats, entfernt liegt. Dies ist eben derselbe Flus Sihon, dessen im ersten Buche Mosis Erwähnung geschieht, und der mit dem Euphrat und dem Tigris aus einer und ebenderselben Quelle entspringt.

Bei dem Namen der Stadt Cash bildet man sich gemeiniglich ein unangenehmes schrekliches Land ein. Es liegt indessen unter eben dem Himmelsstriche, wie Neapel und die Provence, ohne so viel Hize auszustehn, und ist ein angenehmes herrliches Land.

Eben so denkt man sich, bei dem Namen Timur-Lenk, einen Barbaren, der nicht viel vom wilden Thier verschieden ist. Indessen ist doch die Bemerkung richtig, daß es unter den Fürsten nie grosse Eroberer, so wie unter den Privatpersonen nie glänzende Glüksfälle gegeben hat, wenn nicht gewisse Verdienste im Spiel waren, die das Glük zu belohnen sucht. Timur-Lenk musste um somehr von diesem Ehrgeiz einflössenden Verdienst besizen, da er, ohne Erbländer zu haben, eben so viel Land bezwang, als Alexander, und fast eben so viel, als Dschingiskan. Seine erste Eroberung war Balk, die Hauptstadt der Provinz Korassan, an den Grenzen von Persien. Von da geht er weiter, und bemeistert sich der Provinz Candahar. Er unterjocht das ganze alte Persien, und kehrt auf der Stelle um, um auch die Völker jenseits dem Oxus zu bezwingen. Er kommt wieder zurük, und nimmt Bagdad, geht nach Indien, erobert es, und bemächtigt sich der Hauptstadt Delhi.

Wir sehen, daß alle diejenigen, welche sich Persien unterworfen, auch Indien erobert oder verwüstet haben. So eroberte es Darius Ochus nach so

vielen andern. Alexander, Dschingiskan und Timur-Lenk, bemächtigten sich desselben ohne Mühe. Schah-Nadir durfte in unsern Tagen sich nur daselbst zeigen, so schrieb er dem Lande Geseze vor, und führte unsägliche Schäze von dannen.

Timur-Lenk geht, als Erobrer von Indien, gleich wieder zurük, fällt Syrien an, und erobert Damasko. Er eilt nach dem schon bezwungnen Bagdad zurük, welches das Joch abschütteln wollte, und verheert es mit Feuer und Schwert. Man sagt, daß mehr als achtmalhunderttausend Einwohner um's Leben kamen. Die Stadt ward gänzlich zerstört. Die Städte in diesen Gegenden konnten leichtlich zerstört, und auch eben so leicht wieder aufgebaut werden. Sie waren, wie wir schon angeführt haben, blos von getrokneten Ziegelsteinen erbaut.

Mitten im Laufe dieser Siege wendet sich endlich der Griechische Kaiser, der bei den Christen keinen Beistand finden konnte, an diesen Tatar. Fünf Muhammedanische Fürsten, welche Bajazet, an den Küsten des schwarzen Meers, aus ihren Besizungen verjagt hatte, baten ihn zu gleicher Zeit um Hülfe. Er gieng also, von Muhammedanern und Christen eingeladen, nach Kleinasien.

Es mus von seinem Karakter einen vortheilhaften Begrif erwekken, wenn man sieht, wie er, in diesem Kriege wenigstens, das Völkerrecht in Ehren hält. Er schikt zuerst Gesandte an Bajazet, und verlangt, daß er die Belagerung von Konstantinopel aufhebe, und den verjagten Muhammedanischen Fürsten Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Bajazet hörte den Antrag mit Zorn und Verachtung. Timur-Lenk kündigt ihm den Krieg an, und ging auf ihn los. Bajazet hebt die Belagerung von Konstantinopel auf, und liefert zwischen Cäsarea und Ancyra jene

grosse

grosse Schlacht, bei welcher die Macht der ganzen Welt sich versammelt zu haben schien. Timur-Lenk's Trupen waren vermuthlich in vortreflicher Kriegszucht, weil sie, nach dem hartnäkkigsten Gefechte, diejenigen Truppen überwanden, welche die Griechen, die Ungarn, die Teutschen, die Franzosen, und so viele kriegrische Nationen, überwunden hatten. Timur-Lenk, der bis dahin immer nur mit Pfeil und Bogen, und mit dem Sebel, gefochten hatte, bediente sich ohne Zweifel der Kanonen gegen die Osmanen; und er war es unstreitig, der grobes Geschüz nach der Mogolei schikte, wo man noch Stükke findet, die mit unbekannten Buchstaben bezeichnet sind. Die Türken bedienten sich gegen ihn, in der Schlacht bei Cäsarea, nicht allein der Kanonen, sondern auch des Griechischen Feuers. Dieser doppelte Vortheil hätte den Osmanen einen unfehlbaren Sieg zuwege gebracht, wenn Timur-Lenk keine Artillerie gehabt hätte.

Bajazet musste sehn, daß sein ältester Sohn Mustapha, neben ihm streitend, sein Leben einbüsste, und fiel, nebst einem seiner andern Söhne, Namens Musa, oder Mose, als Gefangner, dem Sieger in die Hände. Man will immer gern die Folgen dieser denkwürdigen Schlacht zwischen zwei Nationen wissen, welche sich einander Europa und Asien streitig zu machen schienen, und zwischen zwei Erobrern, deren Namen noch jezt so berühmt sind; einer Schlacht, die übrigens das Griechische Kaiserthum auf eine Zeitlang rettete, und das Türkische hätte können zerstören helfen.

Keiner der Persischen und Arabischen Schriftsteller, welche Timur-Lenk's Leben beschrieben haben, sagt, daß er den Bajazet in einen eisernen Käfig sperrte; aber die Türkischen Analen sagen es. Geschieht das, um den Timur-Lenk verhasst zu machen?

Oder vielmehr, weil sie Griechischen Geschichtschreibern nachgeschrieben haben? Die Arabischen Schriftsteller behaupten, daß des **Bajazet's** Gemahlinn halbnakt dem **Timur-Lenk** zu trinken einschenken musste; und das hat zu der als wahr angenommenen Fabel Gelegenheit gegeben, daß die Türkischen Sultane sich in der Folge nicht mehr verheurateten, weil einer Gemahlin eines Sultans ein solcher Schimpf war zugefügt worden. Dieser Fabel widerspricht Amurat's des II. Vermälung, der, wie wir hernach sehn werden, die Tochter eines Fürsten von Servien heuratete, und Muhamed's des II. Verheuratung mit der Tochter eines Tukumanischen Fürsten.

Der eiserne Käfig und die der Gemahlinn Bajazet's angethane brutale Beschimpfung lassen sich nicht leicht mit der Grosmuth reimen, welche die Türken dem **Timur-Lenk** zuschreiben. Sie erzählen, daß der Sieger, nachdem er in Bursa oder Prusa, der Hauptstadt der türkischen Staaten in Asien, seinen Einzug gehalten hatte, an **Bajazet's** Sohn Soliman einen Brief schrieb, der einem Alexander Ehre gemacht hätte. Ich will vergessen, sagt **Timur-Lenk** in diesem Briefe, daß ich Bajazet's Feind war. Ich will der Vater seiner Kinder sein, wenn sie nur die Wirkungen meiner Gnade abwarten wollen. Ich habe genug an meinen Eroberungen, und neue Gunstbezeugungen des wandelbaren Glüks reizen mich nicht.

Wenn wir annehmen, daß ein solcher Brief geschrieben ist worden, so konnt' er auch wohl blosser Kunstgrif sein. Aber die Türken sagen selber doch auch, daß **Timur-Lenk**, als er bei Soliman kein Gehör fand, eben den **Musa**, den von uns schon

schon genannten Sohn Bajazet's, zum Sultan in Bursa erklärte, und zu ihm sagte, Nimm die Erbschaft deines Vaters; ein königlicher Sinn weis Königreiche zu erobern, und — zurükzugeben.

Die orientalischen Geschichtschreiber, wie die unsrigen, legen den berühmten Männern oft Worte in den Mund, die sie nie gesagt haben. So viel Grosmuth gegen den Sohn reimt sich nicht mit der Grausamkeit, die man ihm gegen den Vater beimisst. Das Gewisseste, und was unsre Aufmerksamkeit verdient, ist, daß Timur-Lenk's grosser Sieg am Ende das Türkische Reich nicht um eine Stadt verringerte. Dieser Musa, den er zum Sultan ernannte, und ihn schüzte, um ihn seinen Brüdern Soliman und Muhammed dem I. entgegen zu sezen, konnte denselben, bei allem Schuze des Siegers, nicht widerstehen. Es entstand ein dreizehnjäriger Bürgerkrieg unter Bajazet's Kindern, und man findet nicht, daß Timur-Lenk davon Nuzen gezogen hat. Selbst dieses Sultans Unglük beweist, daß die Türken ein sehr kriegerisches Volk waren, welches wohl hatte besiegt, aber nicht unterjocht werden können; und daß der Tatar, weil er zu viel Schwierigkeit fand, sich auszubreiten, und in Kleinasien festen Fuß zu fassen, sich mit seinen Waffen gegen andre Länder wandte.

Seine angebliche Grosmuth gegen Bajazet's Söhne war gewis nicht Bescheidenheit. Man sieht ihn bald nachher Syrien verheeren, welches den ägyptischen Mammelukken gehörte. Von da geht er wieder über den Euphrat, und kommt nach Samarkand zurük, welches er als die Hauptstadt seiner weitläufigen Staaten betrachtete. Er hatte fast eben so viel Land erobert, als Dschingiskan, denn wenn

gleich Dschingiskan einen Theil von Schina und Korea inne hatte, so hatte Timur-Lenk dagegen, auf einige Zeit, einen Theil von Kleinasien, wohin Dschingiskan nicht hatte dringen können. Er besas auch noch fast ganz Hindustan, wovon Dschingiskan nur die nördlichen Provinzen hatte. So unsicher auch sein Besiz eines so ungeheuern Gebiets war, so dacht' er doch in Samarkand auf die Eroberung von Schina, in einem Alter, wo er dem Tode so nahe war.

Zu Samarkand empfing er, nach Dschingiskan's Beispiel, die Huldigung vieler Asiatischer Fürsten, und die Gesandschaft verschiedener Potentaten. Nicht allein der griechische Kaiser Emanuel schikte seine Gesandten dahin, sondern es kamen auch dergleichen von Seiten des Königs Heinrich's des III. von Kastilien. Er stellte daselbst eine von den Lustbarkeiten an, die die ersten Könige von Persien anzustellen pflegten. Alle Stände des Staats und alle Künstler gingen durch die Musterung, jeder mit dem Zeichen seines Gewerbes. Er verheurathete an diesem Tage alle seine Enkel und Enkelinnen. Endlich starb er in einem sehr hohen Alter, nachdem er sechs und dreissig Jahre regiert hatte, und, durch sein langes Leben und das Glük seiner Enkel, glüklicher war, als Alexander, mit welchem die Morgenländer ihn vergleichen. Doch muß er dem Macedonier dadurch nachstehen, daß er bei einer barbarischen Nation ist geboren worden, und daß er, wie Dschingiskan, viele Städte zerstörte, und keine wieder aufbaute; wogegen Alexander, in einem sehr kurzen Leben, und mitten unter seinen schnellen Eroberungen, Alexandrien und Skanderon erbaute, eben dasselbe Samarkand wieder herstellte, welches in der Folge Timur-Lenk's Hauptsiz war, bis in Indien

hin-

hinein Städte baute, jenseits dem Oxus griechische Kolonien anlegte, die zu Babylon gemachten Himmelsbeobachtungen nach Griechenland schikte, dem Handel von Asien, Europa und Afrika eine andre Gestalt gab, und Alexandrien zur Hauptniederlage desselben machte. Dies ist es, deucht mich, worinn Alexander dem Timur-Lenk, dem Dschingiskan, und allen Eroberern, überlegen ist, die man mit ihm vergleichen will.

Uebrigens glaub' ich nicht, daß Timur-Lenk. von heftigerm Karakter war, als Alexanderi Wenn es erlaubt ist, in diese schrekliche Begebenheten etwas Lustiges zu mischen, und kleine Dinge mit grossen zu vermengen, so will ich hier die Erzählung eines Persers wiederholen, der mit diesem Fürsten zu gleicher Zeit lebte. Er sagte, daß ein berühmter persischer Dichter, Namens Hamedi Kermani, mit ihm und einigen seiner Hofleute in einem und eben demselben Bade war, wo sie ihren Wiz darinn übten, daß sie einander schäzten, was sie an Gelde werth wären. Ich schäze Dich dreissig Asper, sagte er zum grossen Kan. Das ist das Handuch werth, womit ich mich abtrokne, antwortete der Monarch. Das hab' ich auch eben mitgerechnet, versezte Hamedi. Ein Fürst, der sich dergleichen unschuldige Freiheiten gefallen lässt, hatte vielleicht im Grunde keinen ganz wilden und rohen Karakter; aber man beträgt sich wohl vertraulich mit den Kleinen, und würgt die Andern.

Er war weder Muselmann, noch von der Sekte des grossen Lama; sondern erkannte einen einigen Gott, wie die Gelehrten in Schina, und bewies dadurch viel Verstand, woran es manchen gebildetern Völkern fehlte. Man findet keinen Aberglauben, we-

der bei ihm noch bei seinen Soldaten. Musulmanen, Lamisten, Braminen, Guebern, Juden, und sogenannte Gözendiener, hatten sich alle gleicher Duldung von ihm zu erfreuen. Er wohnte sogar, als er bei dem Berge Libanon vorüberzog, den gottesdienstlichen Gebräuchen der Maronitenmönche bei, welche an diesem Berge wohnen. Er hatte nur die einzige Schwachheit, auf Sterndeuterei zu bauen; eine Schwachheit, die allen Menschen gemein ist, und von der wir uns erst seit Kurzem losgemacht haben. Er selbst war nicht gelehrt, lies aber seine Enkel in den Wissenschaften unterrichten.

Der berühmte Ulugbek, der ihm in den Staaten jenseits dem Oxus succedirte, stiftete in Samarkand die erste Akademie der Wissenschaften, lies die Erde ausmessen, und hatte Antheil an den astronomischen Tabellen, welche seinen Namen führen; worinn er dem Könige Alphons dem X. von Kastilien glich, welcher über hundert Jahre vor ihm gelebt hatte. Heut zu Tage ist Samarkand's Grösse mit den Wissenschaften untergegangen, und dies von den Usbekischen Tatarn bewohnte Land ist wieder in Barbarei versunken, um vielleicht in der Folge wieder in Flor zu kommen.

Seine Nachkommenschaft herrscht noch in Hindustan, unter dem Titel der Mogoln, welche Benennung sich von den mogolischen Tatarn des Dschingiskan herschreibt, die diese Erobrung bis zum Timur-Lenk beibehielten.

Ein andrer Zweig seines Geschlechts herrschte in Persien, bis sich eine andre Dynastie Tatarischer Fürsten, von der Parthei des weissen Hammels, im Jahre 1468, dieses Landes bemächtigte.

Wenn wir bedenken, daß die Türken auch Tatarischen Ursprungs sind, und uns zurük erinnern, daß Attila von eben diesen Völkern herstammte, so wird alles dieses beweisen, was wir schon gesagt haben, daß die Tatarn beinahe die ganze Welt erobert haben. Auch die Ursach davon haben wir gesehn. Sie hatten nichts zu verlieren, und waren stämmiger und abgehärteter, als die andern Völker. Seitdem aber die Orientalischen Tatarn, im vorigen Jahrhundert, Schina zum zweitenmal erobert, und dasselbe mit der Orientalischen Tatarei in Einen Staat zusammengeschmolzen haben; seitdem das Russische Reich grösser und civilisirter geworden; seitdem endlich der Erdboden mit Festungen und Wällen besezt ist, und diese mit Kanonen bepflanzt sind: seitdem sind so grosse Auswandrungen nicht mehr zu befürchten. Die polirten Nationen sind vor den Einbrüchen dieser Wilden sicher. Die ganze Tatarei, die Schinesische ausgenommen, hat nichts mehr, als elende Horden, für die es ein Glük wäre, irgend einem Erobrer in die Hände zu fallen, wenn frei sein nicht noch besser ist, als civilisirt sein.

XI.

Von Skanderbeg.

Ein andrer, nicht minder berühmter, Krieger, von dem ich nicht weis, ob ich ihn zu den Osmanen, oder zu den Christen, rechnen soll, hielt den Amurat in seinen Fortschritten auf, und war sogar lange Zeit der Schuz der Christen gegen die Siege Muhammed's des II. Ich meine den Skanderbeg,

der

der aus Albanien, einem Theil von Epirus, und also aus einem Lande herstammte, welches in dem sogenannten heroischen Weltalter, und zu den wirklich heroischen Zeiten der Römer, berühmt war. Sein Name war Johann Kastriotto. Er war der Sohn eines Despoten, oder kleinen Hospodars, in dieser Gegend, das heisst eines Fürsten, der selber Vasall ist; denn das bedeutet das Wort Despot, welches buchstäblich einen Hausherrn bezeichnet; und es ist sonderbar, daß man nachher den grossen Regenten, die sich zu unumschränkten Herrschern gemacht haben, den Titel Despot beigelegt hat.

Johann Kastriotto war noch ein Kind, als Amurat, verschiedne Jahre vor der eben angefürten Schlacht bei Varna, nach dem Tode des Vaters dieses Kastriotto, Albanien weggenommen hatte. Er erzog dieses Kind, welches von vier Brüdern allein übrig geblieben war. Die Türkischen Jahrbücher sagen kein Wort davon, daß Amurat diese vier Prinzen seiner Rache aufgeopfert habe. Dergleichen Grausamkeiten scheinen nicht im Karakter eines Sultans zu liegen, der zweimal die Krone niedergelegt hatte, und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Amurat seine Zärtlichkeit und sein Zutrauen demjenigen geschenkt haben sollte, von welchem er nichts als unversöhnlichen Haß, zu erwarten hatte. Er liebte ihn, und lies ihn neben sich streiten. Johann Kastriotto that sich dergestalt hervor, daß der Sultan und die Jengitscheri ihm den Namen Skanderbeg beilegten, welches so viel heisst, als Herr Alexander.

Endlich behielt die Freundschaft über die Staatsklugheit die Oberhand. Amurat vertraute ihm das Kommando einer kleinen Armee gegen den Despoten von Servien an, der auf die Seite der Christen getreten war, und den Sultan, seinen Eidam bekriegte.

Dies geschah, eh, er die Regierung niederlegte. Skanderbeg, der damals noch nicht zwanzig Jahr alt war, fasste den Vorsaz, keinen Herrn zu haben, sondern selbst zu regieren.

Er erfuhr, daß ein Geheimschreiber des Sultan's, der das Siegel desselben bei sich hatte, bei seinem Lager vorbeikam. Diesen hält er an, lässt ihn in Ketten legen, und zwingt ihn, einen Befehl an den Gouverneur der Hauptstadt Croja in Epirus auszufertigen und zu besiegeln, daß er die Stadt und Festung dem Skanderbeg übergeben solle. Nachdem dieses war ausgefertigt worden, lässt er den Geheimschreiber und sein Gefolge umbringen. Er marschirt nach Croja, und der Gouverneur überliefert ihm den Plaz ohne Schwierigkeit. In derselben Nacht lässt er die Albanier anrükken, mit welchen er sich verstand. Er macht den Gouverneur und die Besazung nieder. Sein Anhang schanzt ihm ganz Albanien zu. Die Albanier werden für die besten Soldaten des Landes gehalten. Skanderbeg wusste sie so gut anzuführen, und von der Lage des rauhen und bergichten Landes so viel Vortheil zu ziehen, daß er immer zahlreiche türkische Armeen mit wenigen Truppen zurükhielt. Die Muselmanen betrachten ihn als einen Mann ohne Treu und Glauben; die Christen aber bewunderten ihn, als einen Helden, der, durch einen seinen Feinden und seinen Oberherren gespielten Betrug, die Krone seines Vaters wieder an sich gebracht hatte, und sie durch seine Tapferkeit verdiente.

XII.

XII.

Von dem Könige beider Sicilien, Karl von Anjou. Von Manfred, Konradin und der Sicilischen Vesper.

In der Zeit, da die grosse Staatsveränderung der Tartaren ihren Schritt fortging, da Dschingiskan's Söhne und Enkel den grössten Theil der Welt unter sich theilten, da die Kreuzzüge noch immer fortdauerten, und **Ludwig der Heilige** unglüklicherweise seinen lezten veranstaltete, nam das berühmte Schwäbische Kaiserhaus auf eine damals noch unerhörte Weise ein Ende. Der lezte Rest seines Blutes flos auf dem Schavott.

Der Kaiser **Friedrich der II.** war zu gleicher Zeit der Kaiser, der Vasall und der Feind der Päbste gewesen. Er trug von ihnen die Königreiche Neapel und Sicilien zu Lehn. Sein Sohn **Konrad der IV.** sezte sich in den Besiz dieses Königreichs. Ich kenne keinen Schriftsteller, der nicht versicherte, daß dieser **Konrad** von seinem Bruder Manfred, oder Mainfried, einem unechten Sohne **Friedrich's des II.**, sei vergiftet worden; aber ich kenne auch keinen einzigen, der davon den geringsten Beweis beibringt.

Eben dieser Kaiser **Konrad der IV.** war beschuldigt worden, seinen Bruder **Heinrich** vergiftet zu haben. Man findet zu allen Zeiten den Verdacht der Vergiftungen allgemeiner, als die Vergiftungen selbst.

Diese Lehnspflicht, die man dem Römischen Hofe, wegen der Königreiche Neapel und Sicilien leiste-

te,

te, war eine der Unglüksquellen für diese Länder, für die des Schwäbischen Kaiserhauses, und für die des Hauses Anjou, welches elendiglich unterging, nachdem es die rechtmässigen Erben beraubt hatte. Diese Lehnspflicht war anfänglich, wie wir gesehn haben, eine blosse andächtige und schlaue Ceremonie der Normännischen Erobrer, welche, wie so manche andre Fürsten, ihre Staaten unter den Schuz der Kirche gaben, um, wo möglich, durch Exkommunikationen diejenigen in Zaum zu halten, die ihnen das, was sie geraubt hatten, wieder abnemen wollten. Aus diesem freiwilligen Erbieten machten die Päbste bald eine Huldigung, und sie, die nicht einmal in Rom unumschränkt regierten, waren Oberlehnsherren beider Sicilien.

Der Kaiser Friedrich der II. hinterlies Neapel und Sicilien in dem blühendsten Zustande. Eingeführte weise Geseze, neuerbaute Städte, das verschönerte Neapel, Künst' und Wissenschaften in Flor, waren die Denkmäler, die er sich errichtet hatte. Dieses Königreich gebührte seinem Sohne, dem Kaiser Konrad. Man weis nicht recht, ob Manfred, den wir Mainfroi nennen, Friedrich's des II. rechtmässiger oder unechter Sohn war. Der Kaiser scheint ihn in seinem Testamente als einen rechtmässigen Sohn zu betrachten. Er vermacht ihm Tarent und verschiedne andre Fürstenthümer zur unumschränkten Beherrschung. Er sezt ihn während Konrad's Abwesenheit zum Regenten des Königreichs, und erklärt ihn zum Nachfolger desselben, wenn Konrad und Heinrich ohne Kinder sterben sollten; bis dahin scheint alles ganz friedlich abzulaufen. Aber die Italiener gehorchten dem Teutschen Geblüt nicht anders, als wider Willen; die Päbste hassten das Schwäbische Haus, und wollten es aus Italien verjagen; und die Guel-

fen

fen und Ghibellinen bestanden in ihrer ganzen Kraft, von einem Ende Italien's bis zum andern.

Der berüchtigte Pabst Innocenz der IV., der zu Lyon den Kaiser Friedrich den II. abgesezt, das heisst, sich unterstanden hatte, ihn für abgesezt zu erklären, behauptete aus allen Kräften, daß die Kinder eines Exkommunizirten ihren Vater nicht beerben könnten.

Innocenz eilte also von Lyon weg, um an den Grenzen von Neapel die Baronen aufzuhezen, daß sie dem Manfred oder Mainfroi nicht gehorchen sollten. Dieser Bischof stritt blos mit den Waffen der Meinungen oder des Aberglaubens; aber wir haben schon gesehn, wie gefährlich diese Waffen waren. Manfred sezte Mistrauen in seine andächtige, aufrührische und dem Schwäbischen Geblüt abgeneigte Baronen. In Apulien wohnten noch Saracenen. Sein Vater, Kaiser Friedrich der II., hatte immer eine Hauptwache gehabt, die aus solchen Muhammedanern bestand. Die Stadt Lucera oder Nocera war mit diesen Arabern angefüllt, und ward daher Lucera de Pagani, oder die Stadt der Heiden, genannt. Diesen von den Italienern ihnen beigelegten Namen verdienten die Muhammedaner bei weitem nicht. Nie war ein Volk von demjenigen entfernter, was wir ganz uneigentlich das Heidenthum nennen; nie hing es stärker an der unvermischten Einheit Gottes. Aber der Ausdruk Heiden hatte Friedrich den II., der Araber bei seiner Armee in Dienste genommen hatte, verhasst gemacht, und machte den Manfred noch verhasster; Manfred indessen, mit Hülfe seiner Muhammedaner, erstikte den Aufruhr, und hielt das ganze Königreich im Zaum, die Stadt Neapel ausgenommen, welche den Pabst Innocenz für ihren einzigen Herrn anerkannte.

Die-

Dieser **Pabst** behauptete, beide Sicilien wären ihm zugefallen, und gehörten ihm mit Recht, und zwar in Kraft der Worte, die er ausgesprochen, als er auf der Kirchenversammlung zu Lyon **Friedrich den II.** und sein Geschlecht abgesezt hatte. Der Kaiser Konrad erscheint nun, und will sein Erbtheil vertheidigen. Er nimmt seine Stadt Neapel mit stürmender Hand ein. Der **Pabst** entflieht nach seinem Vaterlande Genua, und nimmt daselbst keinen andern Entschlus, als daß er das Königreich dem Prinzen **Richard**, Bruder des Königs **Heinrich's des III.** von England, anbietet, einem Prinzen, der nicht im Stande war, zwei Schiffe auszurüsten, und der dem heiligen Vater sein gefärliches Geschenk zurükgab.

Die unvermeidlichen Zwistigkeiten zwischen dem Teutschen Könige **Konrad** und dem Italiener **Manfred** dienten dem Römischen Hofe besser, als die Staatskunst und die Exkommunikationen des Pabstes. **Konrad** starb, und man behauptete, wie ich schon gesagt habe, er wäre vergiftet worden. Der Päbstliche Hof half diesem Argwohn Glauben verschaffen. **Konrad** hinterlies seine Neapolitanische Krone einem zehnjährigen Kinde, dem unglüklichen **Konradin**, den wir ein so tragisches Ende werden nemen sehn. **Konradin** befand sich in Teutschland. **Manfred** war sehr ehrgeizig. Er sprengte das Gerücht aus, **Konradin** wäre todt, und lies sich, im Fall **Konradin** lebte, als Verweser, und im Fall dieser Kaisersohn nicht mehr vorhanden wäre, als König huldigen.

Innocenz hatte in dem Königreiche immer die dem Kaiserlichen Hause so gehässige Partei der Guelfen und seine Exkommunikationen vor sich. Er erklärte sich selbst zum Könige beider Sicilien, und gab Belehnungen. So waren denn endlich, in diesem von Normännischen Edelleuten eroberten Lande, die Päb-

ste Könige. Aber diese Königswürde war nur vorüberrauschend. Der Pabst hatte eine Armee, verstand aber nicht, sie zu kommandiren. Er sezte einen Legaten an die Spize derselben. **Manfred**, mit seinen Muhammedanern und etlichen nicht sehr gewissenhaften Baronen, schlug den Legaten und die Päbstliche Armee auf's Haupt.

Unter diesen Umständen wandte sich endlich der Pabst **Innocenz**, weil er das Königreich nicht für sich nemen konnte, an den Grafen von Anjou, Bruder des heiligen **Ludwig's**, und bot demselben eine Krone an, über welche zu schalten er gar nicht befugt war, und auf welche der Graf von Anjou gar keinen rechtmässigen Anspruch hatte. Aber der **Pabst** starb gleich zu Anfang dieser Unterhandlung, und das ist immer das Ende aller Entwürfe des Ehrgeizes, welche das Leben so entsezlich quaalvoll machen.

Rinaldo de Signi, unter dem Namen **Alexander der IV.**, trat in den Plaz **Innocenz des IV.**, und in alle seine Entwürfe. Mit dem **Bruder** des Königs von Frankreich, **Ludwig's des Heiligen**, wollt' es ihm nicht gelingen. Dieser **König** hatte zum Unglük, durch seinen Kreuzzug und sein Lösegeld in Aegypten, Frankreich erschöpft, und das Wenige, was er noch übrig hatte, verwendete er darauf, die Mauern einiger Städte auf den Küsten in Palästina wieder aufbauen zu lassen, welche bald nachher für die Christen verloren gingen.

Der Pabst **Alexander der IV.** macht den Anfang damit, daß er den König **Manfred** vor sich fordern lässt. Die Lehnsgeseze gaben ihm das Recht dazu, weil dieser Fürst sein Vasall war. Da dieses Recht aber nur in den Händen eines Stärkern gültig sein konnte, so war kein Anschein dazu vorhanden,

daß

daß ein Vasall in Waffen sich vor seinem Herrn stellen würde. **Alexander** war zu Neapel, dessen Thore er sich durch heimliche Ränke zu eröfnen gewusst hatte. Er trat mit seinem Vasallen, der sich in Apulien aufhielt, in Unterhandlung, und dieser bat den heiligen Vater, ihm einen Kardinal zu schikken, um mit demselben einen Traktat zu schliessen. Der Päbstliche Hof entschied: *id non conuenire Sanctæ Sedis honori; vt Cardinales isto mittantur;* es wäre für die Ehre des heiligen Stuhls nicht schiklich, auf solche Weise Kardinäle zu schikken.

Der Bürgerkrieg ward also fortgesezt. Der **Pabst** lies einen Kreuzzug predigen, wie man gegen die Musulmanen, gegen den Kaiser und gegen die Albigenser gepredigt hatte. England liegt ziemlich weit von Neapel, indessen ward doch daselbst dieser Kreuzzug gepredigt, und es ging ein Nuntius dahin ab, die Zehnten einzuheben. Dieser erlies dem Könige **Heinrich dem III.** das von demselben beschworne Gelübde, nach Palästina in den Krieg zu ziehn, und lies ihn dafür angeloben, daß er dem Pabst, zu seinem Kriege wider **Manfred**, Geld und Truppen geben wollte.

Matthäus Paris berichtet, daß der Nuntius in England funfzigtausend Pfund Sterling erhob. Wenn man die heutigen Engländer betrachtet, so sollte man nicht glauben, daß ihre Vorfahren hätten so schwachköpfig sein können. Um dieses Geld zu erpressen, schmeichelte der Päbstliche Hof dem König mit der Neapolitanischen Krone für seinen Sohn, den Prinzen **Edmund**, unterhandelte aber zu gleicher Zeit mit **Karln von Anjou**, und war bereit, beide Sicilien demjenigen zu geben, der dafür das Meiste zu bezalen Lust hätte. Alle diese Unterhandlungen zerschlugen sich

damals. Der Pabst brachte das Geld durch, welches er in England zu dem Kreuzzuge erhoben hatte, ohne einen Kreuzzug zu machen; **Manfred** blieb Regent, und **Alexander der IV.** starb, ohne etwas anders ausgerichtet zu haben, als daß er von England Geld erpresst hatte.

Ein Schuhflikker, der unter dem Namen **Urban der IV.** Pabst geworden war, sezte fort, was seine Vorgänger angefangen hatten. Dieser Schuhflikker war aus Troyes in Champagne. Sein Vorfahr hatte in England gegen beide Sicilien einen Kreuzzug predigen lassen; dieser lies einen dergleichen in Frankreich predigen. Er theilte vollkommnen Ablas verschwendrisch aus, konnte aber weiter nichts erhalten, als wenig Geld und etliche Soldaten, welche ein Graf von Flandern, **Karl's von Anjou** Schwiegersohn, nach Italien führte. **Karl** nam endlich die Krone von Neapel und Sicilien an; der König **Ludwig der Heilige** gab seine Einwilligung dazu; aber **Urban der IV.** starb, ohne den Anfang dieser Staatsveränderung erlebt zu haben.

Da haben wir also drei Päbste, die ihr Leben damit zubringen, den König **Manfred** vergeblich zu verfolgen. Ein Languedokker, (Klemens der IV.) ein Unterthan **Karl's von Anjou**, vollendete, was die andern angefangen hatten, und genos der Ehre, seinen Herrn zum Vasallen zu haben. Dieser Graf **Karl von Anjon** besas schon die Provence durch Heurat, und einen Theil von Languedok; was aber seine Macht noch grösser machte, war, daß er sich die Stadt Marseille unterworfen hatte.

Er bekl:idete noch eine Würde, welche ein Mann von Kopf hätte gelten machen können; er war nemlich einziger Senator zu Rom. Denn die Römer vertheidigten immer ihre Freiheit gegen die Päbste,

ste, und hatten seit hundert Jahren die Würde eines einzigen Senator's eingeführt, wodurch die Rechte der alten Tribunen wieder auflebten. Der Senator stand an der Spize der Municipalregierung, und die Päbste, die so freigebig Kronen verschenkten, konnten den Römern keine Steuern auflegen, sondern waren das, was ein Kurfürst in der Stadt Köln ist.

Klemens belehnte seinen alten Herrn nicht anders, als unter dem Beding, daß er diese Würde nach drei Jahren niederlegen, dem heiligen Stuhl jährlich dreitausend Unzen Goldes, als Lehnspflicht für das Königreich Neapel bezalen, und sich der Exkommunikation unterwerfen sollte, wenn jemals die Zalung über zwei Monate verzögert würde. **Karl** lies sich diese und alle andre Bedingungen ohne Schwierigkeit gefallen. Der **Pabst** verwilligte ihm die Erhebung eines Zehnten von den geistlichen Gütern in Frankreich. Er reist mit Geld und Truppen ab, lässt sich zu Rom krönen, liefert dem **Manfred** eine Schlacht in den Ebnen bei Benevento, und ist so glüklich, daß **Manfred** in derselben das Leben verliert. Er bediente sich seines Siegs mit vieler Härte, und schien eben so grausam zu sein, als sein Bruder, **Ludwig der Heilige**, sanftmütig war. Der Legat verhinderte **Manfred's** Beerdignng. Die Könige rächen sich nur an Lebendigen; die Kirche rächte sich an Lebendigen und Todten.

Inzwischen war der junge **Konradin**, der wahre Erbe des Königreichs Neapel; während des landverderblichen Interregnums in Teutschland, und in der Zeit, da man ihm das Königreich Neapel raubte, ermuntern ihn seine Anhänger, zu kommen, und sein Erbtheil zu vertheidigen. Er war nicht älter, als funfzehn Jahre. Sein Mut überstieg sein Alter. Er sezt sich mit dem **Herzog von Oestreich**, seinem Ver-

wandten, an die Spize einer Armee, und kömmt, um seine Gerechtsame zu verfechten. Die Römer waren ihm geneigt. Der exkommunicirte **Konradin** wird zu Rom unter jauchzendem Zuruf des ganzen Volks empfangen, zu einer Zeit, da der **Pabst** sich nicht unterstehn durfte, sich seiner Hauptstadt zu nähern.

Man kann sagen, daß von allen Kriegen dieses Jahrhunderts **Konradin's** Krieg der gerechteste war. Aber er war auch der unglüklichste. Der **Pabst** lies einen Kreuzzug gegen ihn predigen, und zwar eben so, als gegen die Türken. **Konradin** wird geschlagen, und in Apulien mit seinem Verwandten, dem Herzog **Friedrich** von Oestreich, gefangen genommen. **Karl von Anjou**, der ihren Mut hätte ehren sollen, lies sie durch Rechtsgelehrte verurtheilen. In der Sentenz stand, daß sie den Tod verdient, weil sie gegen die Kirche die Waffen ergriffen hätten.

Die beiden Prinzen wurden öffentlich zu Neapel durch die Hand des Henkers hingerichtet. Der Pabst **Klemens der IV.**, welchem man dieselben aufzuopfern schien, wagte es nicht, diese Barbarei zu billigen, die durch die Einkleidung in die Förmlichkeiten der Justiz noch verabscheuungswürdiger ward. Ich kann mich nicht genug wundern, daß **Ludwig der Heilige** seinem **Bruder** wegen einer so entehrenden That niemals Vorwürfe gemacht hat; er, der bei einer lange nicht so günstigen Gelegenheit von den Aegyptern war verschont worden; er musste mehr, als jeder andre, **Karl's** wilde Grausamkeit verdammen. Der **Sieger**, anstatt den Neapolitanern freundlich zu begegnen, brachte sie durch Unterdrükkungen auf. Seine Landsleute aus der Provence und er, wurden Gegenstände des Abscheu's.

Es ist die allgemeine Meinung, daß ein Sicilischer Edelmann, Giovanni de Procida, in einen Franziskanermönch verkleidet, jene berüchtigte Zusammenverschwörung anzettelte, nach welcher alle Franzosen zu Einer Stunde, nemlich am Ostertage bei dem Vespergeläut, umgebracht werden sollten. Das ist gewis, daß dieser Giovanni de Procida, in Sicilien alle Gemüter zu einer grossen Staatsverändrung vorbereitet hatte, daß er nach Konstantinopel und Arragonien gereiset war, und daß Manfred's Eidam, der König Pedro von Arragonien sich mit dem Griechischen Kaiser gegen Karl'n von Anjou verbunden hatte; aber das ist gar nicht wahrscheinlich, daß man sich gerade und ausdrüklich zur Sicilischen Vesper verschworen haben sollte. Wäre diese Verschwörung vorhanden gewesen, so war das Königreich Neapel der Ort, wo sie hauptsächlich ausgeführt werden musste, und da ward indessen kein einziger Franzose umgebracht. Malaspina erzält, daß ein Mann aus Provence, Namens Droguet, in Palermo am zweiten Osterfeiertage, zu der Zeit, da das Volk in die Vesper ging, eine Frau notzüchtigte. Die Frau schrie, der Pöbel lief zusammen, und Droguet ward erschlagen. Diese erste Bewegung einer Privatrache sezte den allgemeinen Has in Thätigkeit. Die durch Giovvnni de Procida und durch ihre eigne Wut aufgebrachten Sicilier schrieen, man müsste alle Feinde niedermachen. Man erschlug also in Palermo alles, was man von Franzosen aus der Provence vorfand. Die nemliche Wut, welche in allen Gemütern herrschte, brachte hernach das nemliche Blutbad auf der ganzen Insel hervor. Man sagt, daß man den schwangern Weibern den Bauch aufschnitt, um die zur Hälfte gebildeten Kinder herauszureissen, und daß die Mönche selbst ihre Beichttöchter

aus der Provence ermordeten. Es war, wie man sagt, nur ein einziger Edelmann, Namens des Porcellets, der davon kam. Unterdessen ist es wahr, daß der Gouverneur von Messina mit seiner Besazung von der Insel in das Königreich Neapel flüchtete.

Konradin's Blut ward also gerächt, aber nicht an dem, der es vergossen hatte. Die Sicilische Vesper brachte neues Unglük über diese Völker, welche unter dem glüklichsten Himmelsstrich des Erdbodens geboren, aber darum nur noch boshafter und elender waren. Es ist Zeit, uns darnach umzusehn, was für neue Unglüksfälle der Misbrauch der Kreuzzüge und der Misbrauch der Religion in eben diesem Jahrhunderte hervorbrachte.

XIII.

Von der Hinrichtung der Tempelherren, und der Ausrottung dieses Ordens.

Unter den Widersprüchen, die sich in der Regierung unsrer Welt finden, verdienet die Anstalt keinen geringen Plaz, vermöge welcher bewafnete Mönche errichtet werden, welche das Gelübde thun, zu gleicher Zeit das Leben eines Klausners und eines Soldaten zu führen.

Man beschuldigte die Tempelherren, daß sie alles dasjenige in sich vereinigten, was man diesen beiden Ständen zur Last legt, nemlich die Lüderlichkeit und die Grausamkeit der Soldaten, und die unersättliche Habsucht, deren man die grossen Mönchsorden bezüchtigt, welche arm zu sein angelobt haben.

Unter-

Unterdessen daß die Tempelherren die Früchte ihrer Arbeiten genossen, wie es auch die Johanniter-Hospitalritter thaten, machte sich der Teutsche Orden, der, so wie sie, in Palästina entstanden war, im dreizehnten Jahrhunderte zum Herrn von Preussen, Liefland, Kurland und Semgallen. Diese Teutschen Ritter wurden beschuldigt, daß sie die Geistlichen, wie die Heiden, zu Sklaven machten, ihre Güter plünderten, in die Rechte der Bischöfe griffen, und die abscheulichste Räuberei trieben; Erobrern kann man aber keinen Prozes machen. Die Tempelherren zogen den Neid auf sich, weil sie unter ihren Landsleuten mit allem Uebermut des Reichthums, und in den ausgelassnen Vergnügungen lebten, denen sich Krieger zu ergeben pflegen, die von den Banden des Ehstands nicht zurükgehalten werden.

Die Strenge bei Erhebung der Auflagen, und die Ungewissenhaftigkeit, womit der Staatsrat des Königs Philipp's des Schönen das Münzwesen verwaltete, verursachte einen Aufruhr in Paris. Die Tempelherren, welchen die Bewachung des Königlichen Schazes aufgetragen war, wurden beschuldigt, an der Empörung Theil gehabt zu haben; und wir haben schon gesehn, daß Philipp der Schöne in seiner Rache unversöhnlich war.

Die ersten Ankläger dieses Ordens waren ein Bürger von Beziers, Namens Squin de Florian, und Noffo dei Florentini, ein ehmaliger Tempelherr, der von dem Orden ausgetreten war. Beide sassen wegen verübter Verbrechen im Gefängnis. Sie verlangten, dem Könige vorgestellt zu werden, welchem sie allein wichtige Dinge entdekken wollten. Wenn sie nicht gewusst hätten, wie aufgebracht der König gegen die Tempelherren war, würden sie gehoft haben, sich durch diese Anklage Begna-

digung auszuwirken? Sie wurden vorgelassen. Auf ihre Aussage befielt der König allen Amtshauptleuten des Königreichs und Kronbeamten, sich mit Wache zu versehn, und schikt ihnen einen versiegelten Befel, alle Tempelherren in Verhaft zu nemen. Der Befel wird vollstrekt, und sogleich lässt der König, bis auf weitre Verfügung, die Güter der Ritter in seinem Namen in Beschlag nemen.

Es scheint ausgemacht zu sein, daß ihre Ausrottung lange vor diesem Ausbruch war beschlossen gewesen. Die Anklage und die Verhaftung sind von 1309; es haben sich aber Briefe von Philipp dem Schönen an den Grafen von Flandern gefunden, welche 1306. aus Melün waren geschrieben worden, und worinn er den Grafen ersucht, mit ihm zusammenzutreten, um die Tempelherren auszurotten.

Dieser ungeheuren Anzal von Beklagten musste nun der Proces gemacht werden. Der Pabst Klemens der V., eine Kreatur Philipp's des Schönen, welcher sich damals in Poitiers aufhielt, tritt mit dem Könige zusammen, nachdem vorher über das Recht des Königs, seine Unterthanen zu bestrafen, etwas war gestritten worden. Der Pabst hielt selbst Verhör über zweiundsiebzig Ritter. Gegen die übrigen wird aller Orten durch Inquisitoren und deputirte Kommissare verfahren. An alle Europäische Potentaten wurden Bullen ausgefertigt, um sie zur Nachahmung des Königs von Frankreich aufzumuntern. Man folgt dem Beispiele in Kastilien, Arragonien, Sicilien und England, aber nur in Frankreich müssen diese Unglüklichen mit dem Leben bezalen.

Zweihundert und Ein Zeuge beschuldigten sie, daß sie, bei dem Eintritt in den Orden Jesum Christum verläugneten, das Kreuz anspieen, und einen vergoldeten Kopf anbeteten, der auf vier Füssen ruh-

ruhte. Der Neuangenommene küsste dem Professen, der ihn aufnam, den Mund, den Nabel, und andre Theile, die zum Küssen eben nicht bestimmt zu sein scheinen. Er musste schwören, sich seinen Mitbrüdern gänzlich zu überlassen. Dies ist es, sagen die bis jezt aufbewahrte Untersuchungsakten, was zweiundsiebzig Ritter dem Pabste selbst, und hundertundeinundvierzig von diesen Beklagten dem Franziskaner, Bruder Guillaume, der in Paris Inquisitor war, in Gegenwart von Zeugen gestanden. Es wird noch hinzugesezt, daß der Ordensgrosmeister selbst, und der Grosmeister von Cypern, und die Meister von Frankreich, Poitou, Vienne und der Normandie eben dieses Geständnis vor dreien Kardinälen ablegten, welche der Pabst gesandt hatte.

Das Unstreitigste dabei ist, daß man mehr als hundert Ritter mit der grausamsten Folter belegte, daß man neunundfunfzig derselben, bei der Abtei Saint Antoine de Päris, in einem Tage lebendig verbrannte, und daß der Grosmeister Johann von Molay, und Guy, Bruder des Dauphins von Auvergne, zwei der vornemsten Herren in Europa, (der eine seiner Würde, und der andre seiner Geburt wegen,) nicht weit von dem Orte, wo jezt die Bildsäule des Königs Heinrich's des IV. zu Pferde steht, gleichfalls lebendig in die Flammen geworfen wurden.

Diese martervollen Todesstrafen so vieler, übrigens ehrwürdiger, Staatsbürger, diese Menge von Zeugen wider sie, diese Geständnisse vieler Beklagten selber, scheinen ihr Verbrechen, und die Rechtmässigkeit ihrer Austilgung zu beweisen.

Aber wie viel Gründe sprechen nicht auch für sie! Erstlich, von allen den Zeugen, welche gegen die Tempelherren auftreten, bringt der grösste Theil nichts,

als

als unbestimmte Beschuldigungen bei. Zweitens, sehr wenige sagen aus, daß die Tempelherren Jesum Christum verläugneten. Und was hätten sie auch wohl damit gewinnen können, wenn sie eine Religion verschwuren, die sie ernährte, und für welche sie zu Felde zogen? Drittens, gesezt, es hätten mehrere von ihnen, als Augenzeugen und Mitgenossen der lüderlichen Ausschweifungen, denen sich die Fürsten und die Geistlichen damaliger Zeiten ergaben, zuweilen gegen die Misbräuche einer in Asien und in Europa so sehr geschändeten Religion Verachtung blikken lassen, und in Augenblikken der Freiheit so davon gesprochen, wie Bonifaz der VIII. davon gesprochen zu haben beschuldigt ward: so ist dies eine Ausgelassenheit junger Leute, die man deshalb dem Orden nicht zur Last legen kann. Viertens, der vergoldete Kopf, dessen Anbetung man ihnen vorwarf, und der zu Marseille aufbewahrt ward, hätte ihnen müssen vorgelegt werden. Man gab sich nicht einmal die Mühe, denselben zu suchen, und man mus gestehn, daß sich eine solche Klage von selbst vernichtet. Fünftens, die schändliche Art, wie sie, den Beschuldidigungen nach, in den Orden aufgenommen wurden, kann bei ihnen unmöglich zum Gesez geworden sein. Man muß kein sonderlicher Menschenkenner sein, wenn man glaubt, daß es Gesellschaften giebt, die sich durch schlechte Sitten erhalten, und Unkeuschheit zum Gesez machen. Man will immer demjenigen, welcher aufgenommen zu sein wünscht, die Gesellschaft ehrwürdig machen. Ich zweifle gar nicht daran, daß nicht einige junge Tempelherren sich Ausschweifungen erlaubt haben sollten, welche zu allen Zeiten der Jugend eigen waren. Dies sind vorübergehende Laster, die man lieber nicht zu wissen scheinen, als bestrafen mus. Sechstens, wenn so viele Zeugen wider die Tempel-

pelherren ausgesagt haben, so waren auch viele auswärtige Zeugnisse vorhanden, die für den Orden günstig ausfielen. Siebentens, wenn die Beklagten, von den Martern überwältigt, welche eben so gut falsche als wahre Geständnisse auspressen, so viele Verbrechen eingestanden haben, so machen diese Geständnisse den Richtern vielleicht eben so viel Schande, als den Rittern. Man versprach ihnen Begnadigung, um ihnen Geständnisse abzupressen. Achtens, die neunundfunfzig, die man lebendig verbrannte, namen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld, und schlugen das Leben aus, das man ihnen anbot, wenn sie sich schuldig bekennen wollten. Wo giebt es einen grössern Beweis nicht allein von Unschuld, sondern auch von Ehre? Neuntens, vierundsechzig Tempelherren namen es auf sich, den Orden zu vertheidigen, und wurden nicht einmal gehört. Zehntens, als man dem Grosmeister sein von den drei Kardinälen niedergeschriebnes Geständnis vorlas, rief dieser alte Kriegsmann, der weder lesen noch schreiben konnte, aus, man hätte ihn betrogen, und eine andre Aussage, als die seinige, niedergeschrieben; die Kardinäle, welche diese Treulosigkeit begangen hatten, verdienten, daß man sie bestrafte, wie die Türken die Schriftenverfälscher zu bestrafen pflegten, denen sie den Kopf und den Rumpf spalten.. Elftens, man hätte diesem Grosmeister und dem Bruder des Dauphins von Anvergne das Leben geschenkt, wenn sie sich öffentlich hätten für schuldig erkennen wollen, und man verbrannte sie nur, weil sie, als sie in Gegenwart des Volkes, auf einer Bühne vorgeführt wurden, um die Verbrechen des Ordens zu bekennen, eidlich betheuerten, daß der Orden unschuldig wäre. Diese Erklärung, die den König aufbrachte, zog ihnen die Todesstrafe zu, sie starben, und riefen im Sterben

ver-

vergeblich die göttliche Rache über ihre Verfolger herab.

Inzwischen wurden die Tempelherren, in Rüksicht auf die Päbstliche Bulle und auf ihre reichen Güter, durch ganz Europa verfolgt; in Teutschland aber wussten sie ihre persönliche Festnemung abzuwenden. In Arragonien hielten sie in ihren Schlössern Belagerungen aus. Endlich schafte der **Pabst**, aus eigner Macht und Gewalt, während der Kirchenversammlung zu Vienne, den Orden durch ein geheimes Konsistorium ab. In die Beute theilte sich, wer konnte. Die Könige von Kastilien und Arragonien bemächtigten sich eines Theils ihrer Güter, und liessen die Ritter von Kalatrava daran Theil nemen. In Frankreich, Italien, England und Teutschland, gab man die Güter des Ordens den Hospitalitern, welche damals Rhodiseritter hiessen, weil diese mit einem Mute, der wenigstens die Ausbeute von der Vertilgnng der Tempelherren zur Belohnung verdiente, die Insel Rhodus den Türken abgenommen, und zu behaupten gewusst hatten.

Der König Dionys stiftete an ihrer Stelle den Orden der Ritter Christi; einen Orden, welcher sich mit den Mauren herumschlagen sollte, in der Folge aber ein leerer Ehrentitel ward, und auch dieses zu sein aufgehört hat, weil er zu verschwenderisch ausgetheilt worden.

Philipp der Schöne lies sich von dem Vermögen der Tempelherren zweimalhunderttausen Livres geben, und sein Sohn, **Ludwig Hütin**, nam auch sechzigtansend. Ich weis nicht, wie viel der **Pabst** bekam, so viel ist aber ausgemacht, daß die Unkosten für die Sendung der Kardinäle und Inquisitoren, um diesen abscheulichen Prozes zu machen, sich auf ungeheure Summen beliefen. Vielleicht bin ich, nebst al-

allen meinen Mitlesern, betrogen worden, als wir Philipp's des Schönen Zirkularschreiben lasen, worin er seinen Unterthanen befielt, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Tempelherren den Kommissaren des Pabstes zurükzugeben. Diese Verordnung Philipp's hat Pierre Dûpui angeführt. Wir glauben, der Pabst hätte bei dieser angeblichen Zurükgabe gewonnen; denn wem anders giebt man zurük, als demjenigen, den man für den Eigenthümer hält? Damals aber glaubte man, daß die Päbste Eigenthumsherren von den Gütern der Kirche wären. Indessen hab' ich niemals ausfindig machen können, was eigentlich von diesrr Ausbeute dem Pabste zugefallen ist. So viel ist bewiesen, daß in der Provence der Pabst die beweglichen Güter der Tempelherren mit dem Landesherrn theilte. Zu der Niederträchtigkeit, das Gut der Verurtheilten an sich zu reissen, fügte man noch die Schande hinzu, sich um einer Kleinigkeit willen zu entehren. Aber wusste man damals von Ehre?

Wir wenden uns nun zu einer Begebenheit, die sich zu eben der Zeit zutrug, die der menschlichen Natur mehr Ehre machte, und eine unüberwindliche Republik gestiftet hatte.

XIV.

Von den Engländern unter Eduard dem VI., Marie'n, und Elisabet.

Die Engländer hatten weder das glänzende Glük der Spanier, noch den Einflus auf die andern Höfe, noch auch jene ausgedehnte Macht, welche Spanien so gefährlich machte; aber das Meer und der Handel gaben ihnen eine neüe Grösse. Sie lernten ihr wahres Element kennen, und dies allein machte sie glüklicher, als alle auswärtigen Besizungen, und die Siege ihrer alten Könige. Hätten diese Könige in Frankreich regiert, so wäre England nichts gewesen, als eine unterjochte Provinz.

Dieses Volk, das so schwer zu bilden war, und sich von Dänischen und Sächsischen Seeräubern, und einem Herzog von Normandie, so leicht erobern lies, war, unter einem Eduard dem III. und einem Heinrich dem V., nichts gewesen, als das rohe Werkzeug der vorüberrauschenden Grösse dieser Monarchen; unter Elisabet war es ein mächtiges, polizirtes, betriebsames, fleissiges, und unternemendes Volk. Die Schiffahrten der Spanier hatten die Englägder zur Nacheifrung gereizt. Sie suchten, in drei auf einander folgenden Reisen, eine Durchfahrt nach Japan und Schina in Norden. Drake und Candish umschiften die Erdkugel, und griffen aller Orten eben die Spanier an, welche sich bis an beide Enden der Welt ausbreiteten. Gesellschaften, welche keine andre Unterstüzung hatten, als sich selbst, handelten, mit grossem Vortheil, nach den Küsten von Guinea. Der berühmte Ritter Raleigh, ohne die geringste

Unter-

Unterstüzung von Seiten der Regierung, gründete und befestigte, im Jahr 1585, die Englischen Kolonieen in Nordamerika.

Diese Unternemungen bildeten bald die beste Marine von Europa. Dies zeigte sich schon, als sie gegen Philipp's des II. unüberwindliche Flotte hundert Schiffe in See schikten, bald nachher die Spanischen Küsten selbst angriffen, die Spanischen Schiffe zu Grunde richteten, und Kadix verbrannten; auch, als sie endlich noch furchtbarer geworden waren, im Jahre 1602, die erste Flotte schlugen, die Philipp der III. auslaufen lies, und von dieser Zeit an, eine Ueberlegenheit zur See bekamen, die sie fast niemals verloren.

Von den ersten Regierungsjahren der Königin Elisabet an, legten sie sich auf Manufakturen. Die von Philipp dem II. verfolgten Niederländer bevölkerten London, und verbreiteten in dieser Stadt Kunstfleis und Reichthum. Das unter Elisabet ruhige London machte sogar Fortschritte in den schönen Künsten, welche der Beweis und die Früchte des Ueberflusses sind. Die Namen Spencer und Shakespeare, die damals blühten, sind bei andern Nationen berühmt geworden. London ward grösser, polizirter, schöner; kurz, die Hälfte der Insel Grosbrittannien hielt der Spanischen Grösse das Gleichgewicht. So waren die Engländer, durch ihren Kunstfleis, das zweite Volk, und da sie frei waren, das erste. Es gab, unter dieser Regierung, schon feststehende Handelskompagnien nach der Levante, und nach Norden.

Man fing in England an, den Feldbau als das höchste Gut zu betrachten, unterdessen, daß man in Spanien anfing, dieses wahre Gut für eingebildete Schäze zu vernachlässigen. Der Handel mit den

Schäzen der neuen Welt bereicherte den König von Spanien; aber in England schafte der Handel mit Waaren den Bürgern Vortheil. Ein blosser Kaufmann von London, Namens Gresham, hatte damals Vermögen und Grosmut genug, die Börse von London, und ein Kollegium, das seinen Namen führt, auf seine Kosten zu bauen. Verschiedne andre Bürger stifteten Hospitäler und Schulen. Dies war die schönste Wirkung der Freiheit. Blosse Privatpersonen thaten, was jezt Könige thun, wenn ihre Regierung glüklich ist.

Die Einkünfte der Königin Elisabet stiegen nicht viel über sechsmalhunderttausend Pfund Sterling, und die Zahl ihrer Unterthanen nicht viel über vier Millionen. Spanien allein hatte damals noch einmal so viel. Inzwischen vertheidigte sich Elisabet immer mit Glük, und hatte den Ruhm, daß sie Heinrich dem IV. sein Königreich erobern, und den Holländern ihre Republik stiften half.

Wir müssen hier, ganz in der Kürz, in die Zeiten Eduard's des VI. und Marien's zurükgehn, um das Leben und die Regierung der Königin Elisabet kennen zu lernen.

Diese Königin, die im Jahre 1533 geboren war, ward, in der Wiege, für die rechtmässige Erbin des Königreichs England, bald darauf aber für ein unechtes Kind erklärt, als ihre Mutter Anne von Bolei den Thron mit dem Schafott vertauschen musste. Ihr Vater, der im Jahre 1547 aus der Welt ging, starb, wie er gelebt hatte, als Tyrann. Auf seinem Todbette gab er noch Befele zu Todesstrafen; immer aber mussten die Geseze das Werkzeug dazu sein.

So lies er den Herzog von Norfolk, und seinen Sohn, zum Tode verurtheilen, unter dem einzigen

zigen Vorwande, weil ihr Silberzeug mit dem englischen Wappen gezeichnet war. Der Vater erhielt zwar Begnadigung; aber der Sohn ward hingerichtet. Wenn es wahr ist, was man den Engländern nachsagt, daß sie ihr Leben wenig achten, so mus man gestehn, daß ihre Regierung sie nach ihrem Geschmak behandelt hat. Die Regierung des jungen Eduard's des VI., eines Sohns Heinrich's des VIII. und der Johanne von Seymour, war von diesen blutigen Trauerspielen nicht frei. Sein Oheim, der Englische Admiral Thomas Seymour, ward enthauptet, weil er sich mit seinem Bruder Eduard Seymour, welcher Herzog von Sommerset, und Protektor des Königreichs war, veruneinigt hatte; und bald nachher musste der Herzog von Sommerset die nemliche Todesstrafe leiden.

Diese nur fünf Jahr dauernde Regierung Eduard's des VI war eine Zeit des Aufruhrs und der Unruhen, während welcher das Volk Protestantisch war, oder zu sein schien. Er hinterlies die Krone keiner von seinen Schwestern, weder Marie'n noch Elisabet'en, sondern der von Heinrich dem VII. abstammenden Johanne Gray, einer Enkelin der Wittwe Ludwig's des XII. und eines gemeinen Edelmanns, Namens Brandon, der zum Grafen von Suffolk ernannt war. Diese Johanne Gray war an einen Lord Guilford verheuratet, und Guilford war ein Sohn des unter Eduard dem VI. allmächtigen Herzogs von Northumberland.

Eduard's des VI. Testament, welches der Johanne Gray den Thron gab, diente blos dazu, ihr ein Schafott zu bauen. Sie ward in London zur Königin ausgerufen, aber die Partei und das Recht Mariens, einer Tochter Heinrich's des VIII.

und der Katharina von Arragonien, behielten das Uebergewicht. Das Erste, was die Königin vornam, nachdem sie ihren Heuratskontrakt mit Philippen unterzeichnet hatte, war, daß sie ihre Nebenbuhlerin, eine reizende und unschuldige Prinzessin von siebzehn Jahren, zum Tode verurtheilen lies, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie in Eduard's des VI. Testament, als Erbin der Krone benannt war. Vergebens legte sie diese unglükbringende Würde nieder, die sie nur neun Tage behielt; sie ward zum Richtplaz geführt, sie, und ihr Gemal, und ihr Vater, und ihr Schwiegervater.

Dies war, ein Zeitraum von noch nicht zwanzig Jahren, die dritte Königin von England, die auf dem Schafott starb. Die Protestantische Religion, worin sie geboren war, ward die hauptsächlichste Ursach ihres Todes. Die Henker hatten, bei diesen Staatsveränderungen, weit mebr zu thun, als die Soldaten. Alle diese Grausamkeiten wurden auf Parliamentsakten vollzogen.

Alle Völker haben ihre Perioden des Blutvergiessens gehabt, aber bei dem Englischen Volk sind mehr erlauchte Häupter unter dem Beile des Henkers gefallen, als in den übrigen Europäischen Länder zusammengenommen. Es war das Unterscheidungszeichen dieser Nation, Todtschläge in rechtlicher Form zu begehen. Die Thore von London wurden, so wie die Tempel in Mexiko, von Menschenschädeln verpestet, die man an den Mauern anheftete.

XV.

Von der Königin Elisabet.

Elisabet ward gleich von ihrer Schwester Marie in's Gefängnis geworfen. Sie wandte eine Klugheit an, die ihr Alter übertraf, und eine Schmeichelei, die gar nicht in ihrem Karakter war, um ihr Leben zu erhalten. Diese Prinzessin, welche in der Folge, als sie Königin war, Philipp den II. ausschlug, wollte damals den Grafen von Devonshire Courtenai heuraten, und es erhellt aus den von ihr noch übrig gebliebnen Briefen, daß sie viel Neigung für denselben hatte.

Eine solche Heurat wäre nichts ausserordentliches gewesen. Man sieht, daß die zum Tron bestimmte Johanne Gray den Lord Guilford geheuratet hatte. Die verwittwete Königin Marie von Frankreich war aus Ludwig's des XII. Bette in die Arme des Ritters Brandon übergegangen. Das ganze Königliche Haus von England stammte von einem gemeinen Edelmann, Namens Tudor, her, welcher Heinrich's des V. Wittwe, des Königs Karl's des VI. von Frankreich Tochter, geheuratet hatte. Auch in Frankreich, als die Könige noch nicht zu dem Grade der Macht gestiegen waren, zu welchem sie in der Folge gelangten, äusserte Ludwig's des Dikken Wittwe nicht die geringste Schwierigkeit, den Matthias von Montmorenci zu heuraten.

Elisabet benuzte ihr Unglük in ihrem Gefängnis, und in dem Stande der Verfolgung, worin sie immer unter Marie'n lebte. Sie bildete ihren Verstand aus, und legte sich auf Sprachen und Wissenschaften; aber von allen Künsten, worin sie sich zur Meisterin machte, war die Kunst, ihre Schwester, und die Katholiken, und die Protestanten, bei Gutem zu erhalten, sich zu verstellen, und regieren zu lernen, die allervorzüglichste.

Kaum war sie zur Königin ausgerufen worden, als ihr Schwager Philipp der II. sie zur Gemalin verlangte. Hätte sie ihn geheuratet, so war Holland und Frankreich in Gefahr erdrükt zu werden. Aber sie hasste Philipp's Religion, liebte seine Person nicht, und wollte zu gleicher Zeit der Eitelkeit, geliebt zu werden, und des Glüks, unabhängig zu sein, geniessen. Weil sie unter der Regierung ihrer Katholischen Schwester in's Gefängnis gekommen war, so dachte sie, sobald sie den Thron bestiegen, darauf, das Königreich Protestantisch zu machen. Jedoch lies sie sich von einem Katholischen Bischofe krönen, um nicht gleich Anfangs die Gemüter zu erbittern. Ich will noch anmerken, daß sie, mit einem Gefolge von hundert Kutschen von Westmünster nach dem Towr in London fuhr; nicht, als wären Kutschen damals gewöhnlich gewesen; sondern dies war nur eine vorübergehende Feierlichkeit.

Unmittelbar darauf berief sie ein Parliament zusammen, welches die Anglikanische Religion festsezte, wie sie noch iezt ist, so daß dem Landesherrn die oberste Kirchengewalt, die Zehnten und die Annaten, zustehn.

Elisabet bekam also den Titel des Oberhaupts der Anglikanischen Religion. Viele Schriftsteller, und he=

besonders die Italienischen, haben diese Würde an einem Frauenzimmer lächerlich gefunden; aber sie hätten bedenken sollen, daß diese Frau regierte; daß sie Rechte hatte, die von den Landesgesezen an den Thron verknüpft waren, daß ehmals die Landesherren aller bekannten Nationen die Oberaufsicht über Religionssachen hatten, daß die Römischen Kaiser zugleich die obersten Priester waren; daß, wenn heut zu Tage in einigen Ländern die Kirche den Staat regiert, es viel andre Länder giebt, wo der Staat über die Kirche herrscht. Wir haben gesehn, daß in Rusland vier Kaiserinnen nach einander den Vorsiz in der Synode gehabt haben, welche die Stelle des obersten und uneingeschränkten Patriarchats vertritt. Eine Königin von England, welche einen Erzbischof von Kanterbury ernennt, und ihm Geseze vorschreibt, ist nicht lächerlicher, als eine Aebtissin von Fontevrault, welche Prioren und Pfarrer ernennt, und ihnen ihren Segen giebt. Mit Einem Worte, ein jedes Land hat seine Gewohnheiten.

Der berühmte Brief der Königin Elisabet an den Bischof Heaton von Ely verdient, daß alle Fürsten sich desselben erinnern, und besonders die Bischöfe ihn nie aus ihrem Gedächtnis kommen lassen.

Vermessner, dünkelvoller Prälat.

Ich höre, daß Ihr zögert, die Sache zu berichtigen, worüber Ihr Abrede genommen habt. Wisst Ihr denn nicht, daß ich, die ich Euch erhob, Euch eben so gut wieder in Euer Nichts zurükstürzen kann? Kommt augenbliklich Euren Verbindlichkeiten nach, oder

ich werde Euch nötigen, von Eurem Stuhl herunterzusteigen.

Ich bin, so lange Ihr es verdienen werdet, daß ich's bleibe,

Eure Freundin
Elisabet.

Hätten die Fürsten und die Obrigkeiten immer eine Regierung einführen können, die Bestand und Haltung genug gehabt hätte, um sich des Rechts zu bedienen, ungestraft dergleichen Briefe zu schreiben, so würde, bei den Streitigkeiten der Krone und des Priesterkragens, nie Blut geflossen sein.

Die Anglikanische Religion behielt das Majestätische der Katholischen, und das Strenge der Lutherischen Religion bei. Ich bemerke hierbei, daß von neuntausendvierhundert Pfründnern, die in England lebten, nur vierzehn Bischöfe, funfzig Kanonici, und achtzig Pfarrer, die Religionsform nicht annamen, sondern Katholiken blieben, und ihre Pfründen verloren.

Wenn man bedenkt, daß die Englische Nation, seit Heinrich dem VIII., viermal die Religion veränderte, so erstaunt man, daß ein so freies Volk so folgsam, oder ein so standhaftes Volk so veränderlich war. Die Engländer gleichen in diesem Stük den Schweizerkantonen, die von ihren Obrigkeiten die Entscheidung erwarteten, was sie glauben sollten. Eine Parliamentsakte gilt den Engländern über alles. Sie lieben das Gesez, und man kann sie nicht besser lenken, als durch die Geseze eines Parliaments, welches durch sich selbst spricht, oder zu sprechen scheint.

Nie-

Niemand ward deswegen verfolgt, weil er ein Katholik war; diejenigen aber, die aus Gewissenszwang im Staat Unruhen stiften wollten, wurden auf das strengste bestraft. Die Herzoge von Guise, welche damals die Religion zum Vorwande brauchten, um ihre Macht in Frankreich festzusezen, ermangelten nicht, sich eben derselben Waffen zu bedienen, um ihre Nichte, die Königin Marie Stuart von Schottland, auf den Englischen Thron zu sezen.

Marie Stuart, Gemalin des Königs Franz des II. von Frankreich, nam, als ein Abkömmling Heinrichs des VII., öffentlich den Titel einer Königin von England an. Alle Katholiken in England, Schottland und Ireland, waren auf ihrer Seite. Elisabet's Thron war noch nicht befestigt; die Religionshändel konnten ihn über den Haufen werfen. Elisabet zerstreut dieses erste Gewitter, schikt den Protestanten in Schottland eine Armee zu Hülfe, und zwingt die Mutter der Marie Stuart, als damalige Regentin von Schottland, sich in einem Traktat Geseze vorschreiben zu lassen, und die Französischen Truppen, binnen acht Tagen, zurükzuschikken.

Franz der II. stirbt, und Elisabet zwingt seine Wittwe Marie Stuart, dem Titel einer Königin von England zu entsagen, und muntert, durch ihre geheimen Kunstgriffe, die Stände von Edinburgh auf, die Glaubensreform in Schottland einzuführen. Dadurch bringt sie ein Land auf ihre Seite, von welchem sie alles zu fürchten hatte.

Kaum ist sie von dieser Unruhe befreit, so erregt Philipp der II. ihr noch weit grössre Besorgnisse. Philipp wäre, ohn' alles Bedenken, auf ihrer Seite gewesen, wenn Marie Stuart hätte hoffen können, als Elisabet's Erbin, die Krone von

Frankreich, England und Schottland, auf ihrem Haupte zu vereinigen. Da aber Franz der II. todt, und seine Wittwe, ohne Stüze, nach Schottland zurükgegangen war, so ward Philipp, der nun nichts mehr zu fürchten hatte, als die Protestanten, Elisabet's unversöhnlichster Feind.

Er zettelt in Ireland unter der Hand Empörungen gegen sie an; aber immer weis sie die Irländer im Zaum zu halten. Er schikt die unüberwindliche Flotte, um sie vom Thron zu stossen; sie zerstreut sie. Er unterstüzt in Frankreich die Römisch-Katholische, dem Königlichen Hause so verderbliche, Ligue; sie schüzt die Gegenpartei. Die Republik Holland wird von den Spanischen Waffen gedrängt; sie verhindert ihren Fall. Ehmals entvölkerten die Könige von England ihre Länder, um sich in den Besiz des Französischen Throns zu sezen; aber Zeit und Interesse hat sich dermassen verändert, daß Elisabet Heinrich dem IV. wiederholentlich Hülfe schikt, um ihm zur Eroberung seines väterlichen Erbtheils zu verhelfen. Mit dieser Hülfe schritt Heinrich endlich zur Belagerung von Paris, und wäre nicht der Herzog von Parma, oder auch seine eigne überaus grosse Nachgiebigkeit, im Wege gewesen, so hätte er die Protestantische Religion auf den Thron gesezt. Dies lag der Königin Elisabet ungemein am Herzen.

Wir sehn es mit Vergnügen, wenn unsre Bemühungen gelingen und unsre Unkosten nicht fruchtlos sind. Der Has gegen die Katholische Religion hatte in ihrem Herzen noch zugenommen, seitdem Pius der V. und Sixtus der V. sie exkommunizirt hatten. Diese beiden Päbste hatten sie für unfähig und unwert, die Regierung zu führen, erklärt; und jemehr Philipp der II. sich zum Beschüzer dieser Religion aufwarf, destomehr ward Elisabet die hizigste

Fein-

Feindin derselben. Kein Protestantischer Prediger konnte betrübter sein, als sie es war, wie sie Heinrich's des IV. Abfall erfuhr.

Ihr Brief an diesen Monarchen ist sehr merkwürdig:

Vous m'offres vôtre amitié comme à vôtre soeur; je sais que je l'ai méritée & certes à un grand prix; je ne m'en repentirais pas si vous n'aviés pas changé de père. Je ne puis plus etre vôtre soeur de père; car j'aimerai toujours plus cherement celui qui m'est propre que celui qui vous a adopté. *)

Dieser Brief zeigt zu gleicher Zeit ihr Herz, ihren Geist und die Energie, womit sie sich in einer fremden Sprache auszudrükken wusste.

Ungeachtet dieses Hasses gegen die Römisch-Katholische Religion ist es ausgemacht, daß sie mit den Katholiken ihres Reichs nicht blutdürstig verfuhr, wie Marie mit den Protestanten verfahren war. Es wurden zwar grade zu der Zeit, als der Herzog von Anjou, Heinrichs des III. Bruder in London alle Anstalten zu seiner Verheuratung mit der Königin mach-

*) Z. T. Ihr bietet mir Eure Freundschaft an, wie einer Schwester. Ich bin mir bewusst, daß ich sie verdient habe, und das hat mir gewis nicht wenig gekostet; es würde mich auch gar nicht gereuen, wenn Ihr Euch nicht einen andern Vater gewählt hättet. Von väterlicher Seite kann ich Eure Schwester nicht mehr sein; denn ich werde den Vater, dem ich angehöre, immer herzlicher lieben, als den, der Euch zum Sohn angenommen hat.

machte, die aber hernach zurükging, die Jesuiten Creton, Campian und andre gehangen; allein diese Jesuiten waren, wegen der ihnen angeschuldigten Verschwörungen und Empörungen, einstimmig verurtheilt, und der Urtheilsspruch, auf die Aussage der Zeugen, gefällt worden. Es ist möglich, daß diese Schlachtopfer unschuldig waren, aber auch die Königin war unschuldig an ihrem Tode, weil die Geseze einzig und allein entschieden hatten. Allein wir haben gar keinen Beweis von ihrer Unschuld, da hingegen die gerichtlichen Beweise ihrer Verbrechen in den Archiven von England aufbewahrt werden.

Verschiedne Personen in Frankreich stehn noch in dem Wahn, daß Elisabet den Grafen von Essex, blos aus weiblicher Eifersucht, hinrichten lies. Sie glauben das auf die Versicherung eines Trauerspiels und eines Romans. Wer aber nur einige Belesenheit hat, weis, daß die Königin damals achtundsechzig Jahre alt, und Essex einer offenbaren Empörung schuldig war, die sich eben auf das hohe Alter der Königin, und auf die Hofnung gründete, aus der Verringerung ihrer Macht Vortheil zu ziehn, und daß er, nebst seinen Mitgenossen endlich von Paris, und also von seines Gleichen, verurtheilt ward.

Die Gerechtigkeit, welche unter Elisabet's Regierung pünktlicher gehandhabt ward, als unter irgend einem von ihren Vorgängern, war eine von den festesten Stüzen ihrer Regierungsverwaltung. Die Finanzen wurden lediglich zur Vertheidigung des Staates angewandt.

Sie hatte Lieblinge, bereicherte aber keinen derselben auf Unkosten des Vaterlandes. Ihr Volk war ihr erster Liebling; nicht, daß sie es wirklich geliebt hätte, denn wer liebt das Volk? sondern weil sie

fühl-

fühlte, daß ihre Sicherheit und ihr Ruhm davon abhing, es so zu behandeln, als wenn sie es liebte.

Diesen Ruhm hätte Elisabet ohne Flekken geniessen können, wenn sie nicht eine so schöne Regierung mit dem Blute der Marie Stuart besudelt hätte, welches sie durch das Schwert der Gerechtigkeit zu vergiessen sich erdreistete.

XVI.

Von der Königin Marie Stuart.

Es hält schwer, bei einem Zwiste unter Privatpersonen die ganze Wahrheit zu erfahren, wie viel mehr bei einem Zwist unter gekrönten Häuptern, wenn so viel geheime Triebfedern in Bewegung gesezt werden, und beide Theile um die Wette Wahrheit und Lügen zugleich für sich arbeiten lassen. Die gleichzeitigen Schriftsteller sind, in solchem Falle, verdächtig und meistentheils mehr die Sachwalter der einen Partei, als die Depositare der Geschichte. Ich mus mich also bei den Dunkelheiten dieser grossen und unglüklichen Begebenheit blos an bewiesne Thatsachen halten.

Zwischen Marie'n und Elisabet fanden alle Arten von Eifersucht Statt, Eifersucht der Nation, der Krone, der Religion, des Verstandes und der Schönheit. Marie war lange nicht so mächtig, nicht so unumschränkte Gebieterin bei ihrem Volke, nicht so standhaft und nicht so staatsklug, als Elisabet, war aber dieser an körperlichen Reizen überlegen, welche selbst zu ihrem Unglük beitrugen. Die Königin von Schottland munterte die Katholische Faktion in England

land auf; die Königin von England aber belebte mit mehrerem Erfolg die Protestantische Faktion in Schottland. Elisabet trieb gleich ihre überlegne Kunstgriffe so weit, daß die Königin Marie von Schottland lange verhindert ward, sich nach ihrer Wahl wieder zu vermälen.

Indessen heuratet dennoch Marie den Grafen Heinrich Stuart Darnley, der mit ihr verwandt und Katholisch war, wie sie, troz den Unterhandlungen ihrer Gegnerin, troz den aus Protestanten bestehenden Ständen von Schottland, und troz dem Grafen von Murray, ihrem natürlichen Bruder, der an der Spize derselben stand. Darauf hezt Elisabet unter der Hand die Protestantischen Vornemen in Schottland auf, zu den Waffen zu greifen; die Königin Marie verfolgt selbst diese Aufrührer, und zwingt sie, nach England zu flüchten; bis dahin ging ihr alles nach Wunsch, und ihre Gegnerin musste sich schämen.

Mariens Herzensschwäche war der Anfang aller ihrer Widerwärtigkeiten. Ein Italienischer Tonkünstler, Namens David Rizzio, schmeichelte sich zu tief in ihre Gunst ein. Er spielte verschiedne Instrumente sehr gut, und sang einen angenemen Bas. Dies ist übrigens ein Beweis, daß die Italiener schon Meister in der Musik, und im Besiz waren, an den Europäischen Höfen ihre Kunst auszuüben. Die ganze Kapelle der Königin Marie von Schottland bestand aus Italienern. Ein noch stärkerer Beweis, daß fremde Höfe sich dessen bedienen, der in Gunst steht, ist dieser, daß David Rizzio ein Jahrgehalt vom Pabste zog.

Er trug zur Verheuratung der Königin viel bei, und half nachher nicht minder ihr einen Ekel dagegen einflössen. Darnley, der nur den Namen eines Königs

nigs hatte, von seiner Gemalin verachtet, aufgebracht und eifersüchtig war, kommt, mittelst einer verborgnen Treppe, mit einigen bewafneten Leuten in das Zimmer seiner Gemalin, wo diese mit Rizzio, und einer ihrer vertrautesten Freundinnen, zu Abend speiste. Der Tisch wird umgeworfen, und Rizzio, vor den Augen der Königin, ermordet, die sich umsonst vor ihn hinstellt. Sie war im fünften Monate ihrer Schwangerschaft. Der Anblik der blossen und blutigen Degen machte einen Eindruk auf sie, der sich der Frucht mittheilte, die sie unter ihrem Herzen trug. Ihr Sohn, der König Jakob der VI. von Schottland und England, welcher vier Monate nach dieser Begebenheit zur Welt kam, zitterte, so lange er lebte, bei dem Anblik eines blossen Degens, so viel Mühe er sich auch gab, diese Empfindlichkeit seiner Nerven zu überwinden. So stark ist die Natur in ihren verborgnen Wegen.

Die Königin gelangte bald wieder zu ihrem Ansehn, versöhnte sich mit dem Grafen von Murray, verfolgte die Mörder des Tonkünstlers Rizzio, und lies sich mit einem Grafen von Bothwell in neues Liebesverständnis ein. Diese neuen Liebeshändel brachten den Tod ihres Gemals zu wege. Man behauptet, daß er zuerst Gift bekommen, seine Leibesbeschaffenheit aber so viel Stärke gehabt habe, dem Gift zu widerstehn. Aber es ist sicher, daß er zu Edinburgh in einem abgelegnen Hause ermordet ward, aus welchem die Königin ihre kostbarsten Gerätschaften hatte wegbringen lassen. Sobald der Streich vollführt war, sprengte man das Haus mit Pulver in die Luft. Sein Körper ward neben dem Leichnam des Rizzio in dem Begräbnisgewölbe des Königlichen Hauses beigesezt.

Alle Stände des Staats und das ganze Volk beschuldigten den Grafen **Bothwell** dieses Meuchelmords; aber zu eben der Zeit, da die allgemeine Stimme der Nation um Rache schrie, lies **Marie** sich von diesem Meuchelmörder entführen, dessen Hände noch von dem Blute **ihres Gemals** gefärbt waren, und heuratete ihn öffentlich. Das Sonderbarste bei dieser Abscheulichkeit war, daß **Bothwell** damals eine Frau hatte, und um sich von derselben scheiden zu können, sie zwang, sich des Ehebruchs anzuklagen, worauf der Erzbischof von Saint-Andrew, nach Landessitte, das Scheidungsurtheil sprach.

Bothwell zeigte allen Uebermut, der die Folge grosser Verbrechen zu sein pflegt. Er berief die vornemsten Herren zusammen, und lies sie eine Schrift unterzeichnen, worin ausdrüklich gesagt war, daß die **Königin** nicht umhin könnte, ihn zu heuraten, weil er sie entführet, und bei ihr geschlafen hätte. Dies sind lauter bewiesne Thatsachen. **Marien's** Briefen an **Bothwell** hat man zwar die Echtheit absprechen wollen; aber sie tragen ein Gepräge der Wahrheit, dem man schwerlich widersprechen kann. Diese Verbrechen empörten Schottland. **Marie** ward von ihrer Armee verlassen, und musste sich den Verbündeten ergeben. **Bothwell** flüchtete in die Orkadischen Inseln.

Die **Königin** zwang man, **ihrem Sohne** die Krone abzutreten, erlaubte ihr aber doch, einen Regenten zu ernennen. Sie ernannte ihren Bruder den **Grafen von Murray**, der sie aber demungeachtet mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte: bis sie endlich aus dem Gefängnis entwischte. **Murray's** harter und strenger Karakter verschafte der **Königin** eine Partei. Sie bringt sechstausend Mann zusammen, wird aber geschlagen und flüchtet zur Englischen Grenze.

ze. Elisabet lies sie in Carlile mit allen Ehrenbezeigungen empfangen, ihr aber zugleich bekannt machen, daß, da sie vom allgemeinen Gerüchte als die Mörderin des Königs, ihres Gemals, angeklagt würde, sie sich darüber rechtfertigen müsste, und geschüzt werden sollte, wenn sie unschuldig wäre.

Elisabet warf sich, zwischen Marie'n und der Schottländischen Regierung, zur Schiedsrichterin auf. Der Regent kam selbst nach Hamptoncourt, und lies sich gefallen, die Beweise, die er gegen seine Schwester hatte, den Händen der Englischen Kommissare zu übergeben. Von der andern Seite beschuldigte diese unglükliche, in Carlile gefangen gehaltne, Prinzessin den Grafen Murray, daß er selbst Urheber des Mordes ihres Gemals wäre, und verwarf die Englischen Kommissare, es wäre denn, daß man ihnen die Gesandten von Frankreich und Spanien zur Seite sezte. Indessen lies die Königin von England diese Art von Prozes fortsezen, und genos das Vergnügen, ihre Gegnerin beschimpft zu sehn, ohne einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Sie war nicht Richterin über die Königin von Schottland, musste ihr aber einen Zufluchtsort gewären, und lies sie nach Tetbury bringen, welches ein Gefängnis für dieselbe ward.

Die Unglüksfälle des Königlich-Schottischen Hauses fielen auf die Nation zurük. Diese war in Faktionen, die Früchte der Anarchie, getheilt. Der Graf von Murray ward von einer Faktion ermordet, die sich unter Mariens Namen verstärkte. Die Mörder fielen mit gewafneter Hand in England ein, und richteten auf der Grenze einige Verheerungen an.

Elisabet schikte gleich eine Armee ab, um diese Räuber zu züchtigen, und Schottland in Ehrfurcht zu halten. Sie lies den Grafen von Lenox, ei-

einen Bruder des ermordeten Königs, zum Regenten erwählen. Dieser Schritt zeigt nichts, als Gerechtigkeit und Grösse; aber in England verschwor man sich zu gleicher Zeit, Marie'n aus ihrem Verhafte zu befreien. Der Pabst Pius der V. lies sehr unbesonnenerweise in London eine Bulle anschlagen, kraft welcher er die Königin Elisabet exkommunizirte, und ihre Unterthanen von dem Eid der Treue lossprach. Dieser gewaltsame, den Päbsten so gewöhnliche, eben so abscheuliche, als abgeschmakte, Eingrif verwundete das Herz der Königin Elisabet. Man wollte Marie'n helfen, und stürzte sie.

Beide Königinnen unterhandelten mit einander, aber die eine vom Throne herab, und die andre aus der Tiefe eines Gefängnisses. Marie scheint nicht Biegsamkeit genug bei ihrem Unglük bewiesen zu haben. Während dieser Zeit schwamm Schottland in Blut. Die Katholiken und Protestanten führten einen bürgerlichen Krieg mit einander. Der Französische Gesandte, und der Erzbischof von Saint-Andrew, wurden zu Gefangnen gemacht, und Leztrer, auf die Aussage seines eignen Beichtvaters, gehangen, welcher beschwor, daß der Prälat sich gegen ihn für einen Mitgenossen des Königsmordes bekannt hätte.

Mariens grösstes Unglük war, daß sie bei ihren Widerwärtigkeiten noch Freunde hatte. Der Katholische Herzog von Norfolk wollte sie heuraten, weil er auf eine Staatsverändrung und auf Mariens Recht zur Erbschaft der Königin Elisabet rechnete. In London entstanden Parteien zu ihrem Besten, die freilich nur sehr schwach waren, aber durch die Spanische Macht, und durch die Römischen Kniffe leicht verstärkt werden konnten. Dem Herzoge von Norfolk kostete es den Kopf. Die Pairs verurtheilten

ten ihn zum Tode, weil er den König von Spanien, und den Pabst um Beistand für Marie'n angesprochen hatte. Das Blut des Herzogs von Norfolk schnürte die Ketten dieser unglüklichen Prinzessin noch fester. Ein so langes Unglük benam ihren Anhängern in London den Mut nicht, welche von den Prinzen von Guise, von dem heiligen Stuhl, von den Jesuiten, und hauptsächlich von den Spaniern, aufgemuntert wurden.

Der grosse Anschlag war, Marie'n zu befreien, und mit ihr die Katholische Religion auf den Englischen Thron zu sezen. Man machte Verschwörungen gegen Elisabet. Philipp der II. veranstaltete schon Marien's Entweichung aus dem Gefängnis. Elisabet lies nur vierzehn Verschworne hinrichten, und über Marie'n, die ihres Gleichen war, richten, als wenn sie ihre Unterthanin gewesen wäre. Zweiundvierzig Parlamentsglieder, und fünf Richter des Königreichs verhörten sie in ihrem Gefängnis zu Forteringal; sie protestirte dagegen, antwortete aber doch. Nie sahe man ein ungebührlichers Gericht, noch ein unregelmässigers Verfahren.

Man legte ihr blosse Abschriften ihrer Briefe, und nie die Originale, vor. Man bediente sich gegen sie der Zeugnisse ihrer Schreiber, und konfrontirte sie doch nicht mit ihr. Man wollte sie, durch die Aussage dreier Verschwornen, überführen, die man hatte hinrichten lassen, und deren Tod man hätte aufschieben können, um sie mit ihr zugleich abzuhören. Wäre man aber endlich auch mit allen Förmlichkeiten zu Werke gegangen, welche die Billigkeit für den gemeinsten Menschen erheischt, und hätte man auch bewiesen, daß Marie überall Beistand und Rächer aufsuchte, so konnte man sie doch nie für eine Kriminalverbrecherin erklären. Elisabet hatte keinen Gerichtszwang

über sie, als das Recht des Mächtigen über den Schwachen und Unglüklichen.

Endlich ward Marie, nach achtzehnjährigem Gefängnisse, in einem Lande, welches sie unvorsichtigerweise zum Zufluchtsort gewählt hatte, in einem schwarz ausgeschlagnen Zimmer ihres Gefängnisses, enthauptet. Elisabet fühlte, daß sie eine sehr unverantwortliche Handlung unternam, und machte dieselbe dadurch noch verhaßter, daß sie die Welt betrügen wollte, die sich aber nicht betrügen lies, indem sie sich stellte, als beklagte sie diejenige, die sie hatte hinrichten lassen, daß sie vorgab, man hätte ihre Befele überschritten, und daß sie den Staatssecretär in Verhaft nemen lies, der, wie sie sagte, den Befel zu eilig hätte vollziehen lassen, den sie doch selbst unterschrieben hatte. Europa verabscheute ihre Grausamkeit und ihre Verstellung. Man schäzte ihre Regierung hoch, und haßte ihre Denkungsart. Was der Königin Elisabet noch mehr zur Last fiel, war, daß sie zu dieser Grausamkeit durch nichts gezwungen ward; man konnte sogar behaupten, daß Marien's Erhaltung nothwendig war, damit sie ihr, gegen die Unternemungen ihrer Anhänger, zur Geissel dienen konnte.

Wenn diese Handlung Elisabet's Andenken beschimpfte, so war es von der andern Seite schwärmerische Schwachheit, die Marie Stuart, als eine Märterin der Religion, heilig zu preisen. Sie starb als Märterin ihres Ehebruchs, ihres Männermords, und ihrer Unvorsichtigkeit. Ihre Fehler und ihre Unglüksfälle glichen denen der Johanne von Neapel vollkommen. Beide hatten Schönheit und Verstand; beide wurden, durch ihre Schwachheit, zu Verbrechen hingerissen; beide wurden von ihren Verwandten hingerichtet. Die Geschichte bringt oft die nemlichen Unglüks=

glükssfälle und die nemlichen Verbrechen und Laster durch Laster bestraft zurük.

XVII.

Eroberung von Peru.

Kortes hatte Karl'n dem V. neue Länder von mehr als zweihundert Meilen Länge, und hundert und funfzig Meilen Breite unterworfen; glaubte aber doch, noch nicht genug gethan zu haben. Die Landenge, in welche sich das feste Land von Amerika zwischen zwei Meeren zusammendrängt, ist noch nicht fünfundzwanzig gemeine Meilen breit.

Von der Spize eines Berges, nahe bei Nombre de Dios, sieht man von einer Seite das Meer, welches sich von Amerika bis an unsre Küsten erstrekt, und von der andern das Meer, welches bis nach Indien geht. Das erstere ward die Nordsee genannt, weil wir gegen Norden liegen; das andere die Südsee, weil Indien gegen Süden liegt. Man versuchte also schon im Jahre 1513, durch Beschiffung dieser Südsee, neue Länder zu erobern.

Zwei gemeine Abenteürer, Diego d'Almagro und Francesko Pizarro, die nicht einmal ihren Vater kannten, und deren Erziehung war so vernachlässigt worden, daß sie weder schreiben noch lesen konnten, waren diejenigen, durch welche Karl der V., um das Jahr 1527, neue weitläuftigere und reichere Länder eroberte, als Mexiko war.

Sie steuern gleich anfangs gerade nach Süden, und entdekken dreihundert Meilen Amerikanischer Küsten. Bald hören sie sagen, daß gegen die Aequinok-

tiallinie, und unter dem andern Wendezirkel, ein ungeheuer grosses Land liegt, wo Gold, Silber, und Edelgesteine häufiger und gemeiner sind, als Holz, und daß dasselbe von einem eben so despotischen Könige beherrscht wird, als Montezuma; denn in der ganzen Welt ist Despotismus die Frucht des Reichthums.

Von Kusko, und den Gegenden am Wendezirkel des Steinboks, bis zur Höhe der Perleninseln, im sechsten Grad nördlicher Breite, erstrekte ein einziger König seine unumschränkte Herschaf durch eine Strekke von beinahe dreissig Graden. Er war von einem Geschlechte der Eroberer, die man Jnkas nennt. Der erste dieser Jnkas, welcher das Land unterjocht, und demselben Geseze vorgeschrieben hatte, ward für einen Sohn der Sonne gehalten. So sind die polizirtesten Völker der alten und neuen Welt einander in dem Gebrauche ähnlich gewesen, ausserordentliche Menschen, es mochten nun Erobrer oder Gesezgeber, sein, zu vergöttern.

Garzilasso de la Vega, der von diesen Jnkas abstammte, ward nach Madrid gebracht, und schrieb ihre Geschichte um das Jahr 1608. Er war damals schon alt, und sein Vater konnte leicht ein Augenzeuge von der um das Jahr 1530. erfolgten Staatsveränderung gewesen sein. Er konnte zwar die umständliche Geschichte seiner Voraltern nicht mit Zuverlässigkeit wissen. Kein einziges Volk in Amerika hatte die Kunst zu schreiben gekannt, und darin glichen sie alle den alten Tartarischen Nationen, den Einwohnern des südlichen Afrika, unsern Vorfahren, den Celten, und den mitternächtigen Völkern. Keine dieser Nationen hatte irgend etwas, welches die Stelle der Geschichte vertreten konnte.

Die

Die Peruaner brachten die vornehmsten Begebenheiten, durch Knoten, welche sie in Bindfaden schürzten, auf die Nachwelt. Im Allgemeinen aber gehen die Grundgeseze, die wesentlichsten Religionspunkte, und die grossen Thaten, ohne die kleinen dazugehörigen Nebenumstände, zuverlässig genug von Mund zu Mund; und so konnte Garcilasso füglich von einigen Hauptbegebenheiten unterrichtet sein. Dies sind die einzigen Gegenstände, wobei er Glauben verdient.

Er versichert, daß man in ganz Peru die Sonne anbetete, welcher Gottesdienst vernünftiger ist, als irgend ein andrer, in einer Welt, wo gar keine Offenbarungen statt fanden. Plinius bei den Römern, in den aufgeklärtesten Zeiten, nimmt keine andre Gottheit an. Plato, noch aufgeklärter, als Plinius, hatte die Sonne den Sohn Gottes, den Abglanz des Vaters, genannt; und lange vorher ward dieses Gestirn von den Magiern, und den alten Aegyptern, verehrt. Die nemliche Wahrscheinlichkeit und der nemliche Irrthum herrschte in beiden Halbkugeln der Welt.

Die Peruaner hatten Obelisken, und regelmässige Sonnenzeiger, um die Punkte der Nachtgleichen und der Sonnenwenden zu bezeichnen. Ihr Jahr bestand aus dreihundertundfünfundsechzig Tagen; vielleicht erstrekte sich die Wissenschaft der alten Aegypter nicht weiter. Sie hatten Wunderwerke der Baukunst aufgeführt, und mit erstaunlicher Kunst Bildsäulen ausgehauen. Es war die polizirteste und betriebsamste Nation der neuen Welt.

Der Inka Huaskar, Bruder des lezten Inka's, Atahualpa, den man auch Atahualipa und sehr oft Atabaliba nennt, unter welchem dieses weitläuftige Reich ein Ende nam, hatte dasselbe sehr vermehrt und verschönert. Dieser Inka,

der das ganze Land um Quito, der heutigen Hauptstadt von Peru, eroberte, hatte, durch die Hände seiner Soldaten, und der überwundnen Völker, eine grosse Landstrasse von fünfhundert Meilen, von Kusko bis nach Quito, über ausgefüllte Abgründe und abgetragne Berge, anlegen lassen. Dieses Denkmal des Gehorsams und des menschlichen Fleisses ist hernach von den Spaniern nicht erhalten worden. Leute, die immer von einer halben Meile zur andern in Bereitschaft standen, brachten die Befele des Monarchen durch das ganze Land. So war die Polizei beschaffen. Und wenn man von der Pracht urtheilen will, so braucht man nur zu wissen, daß der König, auf seinen Reisen, auf einem goldnen Thron getragen ward, den man am Gewicht fünfundzwanzigtausend Dukaten schwer befand, und daß die mit Golde beschlagene Sänfte, worauf der Thron befestigt war, von den höchst n Staatsbedienten getragen ward.

Bei den friedlichen und gottesdienstlichen Ceremonien zur Ehre der Sonne wurden Tänze gehalten. Nichts ist natürlicher; dies ist einer der ältesten Gebräuche auf unsrer Halbkugel. Huaskar, um den Tänzen mehr Ernst und Würde zu geben, lies die Tänzer eine goldne Kette tragen, welche siebenhundert geometrische Schritte lang, und so dik war, wie eine Faust. Jeder Tänzer trug ein Glied der Kette. Man kann hieraus schliessen, daß das Gold in Peru gemeiner war, als bei uns das Kupfer.

Francesko Pizarro grif dieses Reich mit zweihundertundfunfzig Infanteristen, sechzig Reutern, und einem Duzend kleiner Kanonen, an, welche oft von Sklaven der schon unterjochten Länder gezogen wurden. Er erreicht auf der Südsee die Höhe von Quito, jenseits dem Aequator. Damals regierte Huaskar's Bruder A t a h u a l p a. Er stand bei Quito mit etwa

vier-

vierzigtausend Soldaten, die mit Pfeilen und Spiessen von Gold bewafnet waren.

Pizarro fing, wie Kortes, mit einer Gesandschaft an, womit er dem Inka Karl's des V. Freundschaft anbot. Der Inka antwortet, daß er die Plünderer seines Reichs nicht anders zu Freunden annemen kann, als wenn sie alles herausgeben, was sie unterwegs geraubt haben, und nach dieser Antwort geht er auf die Spanier los. Als die Armee des Inka's und das kleine Häuflein Spanier einander im Gesicht waren, wollten die Spanier auch sogar den Schein der Religion auf ihrer Seite haben. Ein Mönch, Namen Vinzens Valverde, der schon zum Bischof dieses Landes ernannt war, das ihnen noch nicht gehörte, nähert sich, in Begleitung eines Dollmetschers, mit einer Bibel in der Hand, dem Inka, und sagt ihm, er müsse glauben, was in diesem Buche stände, wobei er ihm zugleich über die Geheimnisse des Christenthums eine lange Predigt hält. Die Geschichtschreiber sind nicht einig darüber, wie die Predigt aufgenommen ward, melden aber einstimmig, daß sie sich mit der wirklichen Schlacht endigte.

Die Kanonen, die Pferde, und die eisernen Waffen, thaten auf die Peruaner die nemliche Wirkung, wie auf die Mexikaner. Man hatte keine andre Mühe, als todtzuschlagen. Atahualpa ward von den Siegern von seinem goldnen Thron heruntergerissen, und in Fesseln geschlagen.

Dieser Kaiser versprach eine allzugrosse Ranzion, um sich schnell in Freiheit zu sezen. Er machte sich, wie Herrera und Zarata sagen, anheischig, so viel Gold zu geben, als einer von den Sälen seines Pallastes, so hoch er mit der Hand über sich reichen könnte, fassen würde. Gleich gehn seine Kuriere von allen Seiten ab, um diese ungeheure Ranzion zusam-

menzubringen, und mit jedem Tage kommt Gold und Silber bei den Spaniern an. Aber ob die Peruaner etwa müde wurden, das Land, einem Gefangnen zu gefallen, auszuplündern, oder ob Atahualpa selbst nicht hinlänglich darauf drang; genug, das Versprechen ward nicht ganz erfüllt. Die Sieger wurden verdrieslich, und ihr getäuschter Geiz machte sie so erbittert, daß sie den Kaiser verurtheilten, lebendig verbrannt zu werden. Die ganze Begnadigung, die sie ihm versprachen, wenn er als ein Christ sterben wollte, bestand darin, daß man ihn erst erdrosseln, und dann verbrennen wollte. Der nemliche Bischof Valverde unterhielt ihn, durch einen Dollmetscher vom Christenthum; er küsste denselben, und unmittelbar nachher ward er erdrosselt, und in die Flammen geworfen.

Der unglükliche Inka Garcilasso, der ein Spanier geworden war, berichtet, daß Atahualpa gegen seine Familie sehr grausam gewesen, und also den Tod verdient hätte, aber er hat nicht das Herz, hinzuzusezen, daß es wenigstens den Spaniern nicht zukam, ihn zu bestrafen. Einige Schriftsteller, die selbst Augenzeugen waren, wie Zarata, behaupten, daß Francesko Pizarro schon abgereist war, um Karl dem V. einen Theil von Atahualpa's Schäzen zu überbringen, und daß Almagro allein diese Grausamkeit beging. Der, von mir schon einigemale angeführte Bischof von Chiapa sezt hinzu, daß man verschiedne Peruanische Hauptleute mit eben dieser Todesstrafe belegte, die, mit einer der Grausamkeit der Ueberwinder gleichkommenden Grosmut, lieber sterben, als die Schätze ihrer Herrn entdekken, wollten.

Von der von Atahualpa schon bezalten Ranzion bekam indessen jeder Spanische Reuter zweihundert-

dertundvierzig Mark reinen Goldes, und jeder Infanterist hundertundsechzig. Ungefähr zehnmal so viel Silber ward in eben dem Verhältnisse ausgetheilt. Ein Reiter bekam also um ein Drittheil mehr, als ein Infanterist. Die Offiziere bekamen unsägliche Reichthümer, und Karl'n dem V. schikte man dreissigtausend Mark Silber, und dreitausend Mark Gold, in gediegenen Stangen, nebst zwanzigtausend Mark Silber und zweitausend Mark Gold, das nach Landesart verarbeitet war. Wenn solche Tribute oft angekommen wären, so hätte ihm Amerika dazu gedient, einen Theil von Europa unter dem Joche zu halten, und vornemlich die Päbste, welche ihm diese neue Welt zuerkannt hatten.

Man weis nicht, ob man den hartnäkkigen Mut derjenigen, welche so viele Länder entdekten und eroberten, mehr bewundern, oder ihre wilde Grausamkeit mehr verabscheuen soll; so viel Gutes und so viel Böses flos aus einer und eben derselben Quelle, — aus Habsucht. Diego d'Almagro marschirt nach Kusko, mitten durch feindliche Schaaren, die er zerstreuen muß. Er dringt, jenseits dem Wendezirkel des Steinboks, bis nach Chili, vor. Ueberall wird, in Karls des V. Namen, Besiz genommen. Bald nachher werden die Ueberwinder von Peru untereinander uneins, wie Velasquez und Fernando Kortes in Nordamerika.

Diego d'Almagro und Francesko Pizarro führen einen bürgerlichen Krieg in Kusko selbst, der Hauptstadt der Inkas. Alle Rekruten, die für sie aus Europa angekommen waren, theilen sich, und fechten für den Feldherrn, den sie sich erkohren haben. Sie liefern, dicht an den Mauern von Kusko, eine blutige Schlacht, ohne daß die Peruaner das Herz haben, die Schwächung ihres gemeinschaftlichen Feindes

des

des zu benuzen. Vielmehr befanden sich Peruaner bei beiden Heeren, und fochten füe ihre Tyrannen. Hernach standen sie, zerstreut in Haufen, in dummer Erwartung, welcher Partei ihrer Zerstörer sie würden gehorchen müssen; und doch war jede Partei nicht stärker, als etwa dreihundert Mann, so sehr hat die Natur die Europäer den Einwohnern der neuen Welt, in allen Stükken, überlegen gemacht. Endlich ward **Almagro** gefangen genommen, und sein Nebenbuhler **Pizarro** lies ihm den Kopf abschlagen; ward aber bald nachher selbst von **Almagro's** Freunden gemeuchelmordet.

Schon ward die Spanische Regierung in der ganzen neuen Welt eingeführt. Die grossen Provinzen bekamen jede ihren Gouverneur. Es wurden Audienzen errichtet, welche ungefähr mit unsern Parlamentern übereinkommen. Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitionsgerichte, die ganze geistliche Hierarchie, trieben ihr Wesen, wie zu Madrid; als die Feldherrn, welche Peru für den Kaiser **Karln den V.** erobert hatten, dasselbe für sich selbst zu nemen Lust bekamen. Ein Sohn des **Almagro** lies sich zum König von Peru ausrufen; andre Spanier aber, die lieber ihrem in Europa wohnenden Herrn gehorchen wollten, als ihrem Kameraden, der sich zu ihrem Oberherrn aufwarf, namen ihn fest, und liessen ihn hinrichten. Ein Bruder des **Franceско Pizarro** hatte den nemlichen Ehrgeiz und das nemliche Schiksal. Es gab keine andere Empörung gegen **Karln den V.**, als die Rebellionen seiner eignen Spanier; nicht ein einzigmal lehnten sich die unterjochten Völker auf.

Mitten unter den Schlachten, welche sich die Ueberwinder einander lieferten, entdekten sie die Minen von Potosi, welche den Peruanern selbst unbekannt geblieben waren. Es ist keine Uebertreibung,

wenn

wenn man sagt, daß der Erdboden dieser Gegend ganz aus Silber besteht; noch heut zu Tage sind die Gruben bei weitem nicht erschöpft. Die Peruaner arbeiteten an diesen Minen für die Spanier, als für wahre Eigenthümer. Bald nachher fügte man diesen Sklaven noch Neger bei, die man in Afrika einhandelte, und wie zum Dienste der Menschen bestimmtes Vieh nach Amerika überführte.

In der That behandelte man weder diese Neger, noch die Einwohner der neuen Welt, wie Menschen. Der Dominikanermönch las Casas, Bischof von Chiapa, dessen ich schon verschiedentlich Erwähnung gethan habe, verabscheute die Grausamkeiten seiner Landsleute, fühlte Mitleid mit dem Elend so vieler Völker, und hatte das Herz, sich, in Bittschriften, welche noch vorhanden sind, bei Karln dem V. und bei seinem Sohn Philipp dem II., darüber zu beschweren. Er beschreibt darin fast alle Amerikaner als sanftmüthige und furchtsame Menschen von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, welche sie natürlicherweise zu Sklaven macht.

Die Spanier, sagt er, sahen an dieser Schwachheit blos die Leichtigkeit, die sich den Siegern darbot, sie aufzureiben, und sie haben in Kuba, in Jamaika, und auf den benachbarten Inseln, mehr als zwölfmalhunderttausend Menschen um's Leben gebracht, wie Jäger, die ein Revier von wilden Thieren säubern. Ich habe es mit Augen gesehn, sezt er hinzu, wie sie, auf der Insel San Domingo, und auf Jamaika, die Felder mit Galgen besezten, und diese Unglüklichen, je dreizehn an einem Galgen, aufknüpften, zur Ehre der drei-

zehn

zehn Apostel, wie sie sich ausdrukten. Auch habe ich mit Augen gesehn, daß sie ihren Jagdhunden Kinder zum Zerreissen und Verschlingen vorwarfen.

Ein Kazike der Insel Kuba, Namens Hatuku, ward von ihnen zum Feuer verurtheilt, weil er nicht Gold genug hergegeben hatte; ehe man aber den Scheiterhaufen anzündete, übergab man ihn einem Franziskaner, der ihn ermahnte, als ein Christ zu sterben, und ihm dafür den Himmel versprach. Kommen denn die Spanier auch in den Himmel? fragte der Kazike. Ohne allen Zweifel, gab der Mönch zur Antwort. Wenn dem so ist, versezte der Fürst, so hab ich gar kein Verlangen nach dem Himmel. Ein Kazike von Neugranada, welches zwischen Peru und Mexiko liegt, ward öffentlich verbrannt, weil er fruchtlos versprochen hatte, das Zimmer eines Kapitäns mit Golde zu füllen.

Viele Tausende von Amerikanern dienten den Spaniern statt der Lastthiere, und man schlug sie todt, wenn sie vor Müdigkeit nicht weiter fort konnten. Endlich versichert dieser Augenzeuge, daß dieser kleine Haufe von Europäern auf den Inseln und auf dem festen Lande mehr als zwölf Millionen Amerikaner um's Leben gebracht habe.

Ihr sagt zu Eurer Rechtfertigung, sezt er hinzu, daß diese Unglüklichen sich mit Menschenopfern versündigt hatten; und daß man, zum Beispiel, in dem Tempel zu Mexiko zwanzigtausend Menschen geopfert habe; aber ich neme Himmel und Erde zu Zeugen, daß die Mexikaner, bei Ausübung dieses barbarischen Kriegsrechts, nicht hundertundfünf-

fünfzig Kriegsgefangne in ihren Tempeln geschlachtet haben.

Aus allem, was ich jezt angeführt habe, erhellet, daß die Spanier wahrscheinlicherweise die Verbrechen der Mexikaner sehr übertrieben hatten, und daß der gute Bischof von Chiapa seine Vorwürfe gegen seine Landsleute wohl auch zuweilen übertrieb. Wir wollen hier bemerken, daß, wenn man den Mexikanern vorwirft, daß sie zuweilen dem Gotte des Krieges ihre überwundenen Feinde zum Opfer geschlachtet haben, die Peruaner dagegen der Sonne niemals ein solches Opfer brachten, als welche sie für den wohlthätigen Gott der Natur hielten. Die Peruanische Nation war vielleicht die sanfteste auf dem ganzen Erdboden.

Endlich waren die wiederholten Beschwerden des Bischofs las Casas nicht mehr vergeblich. Die von Europa überschikten Geseze haben das Schiksal der Amerikaner gemildert. Sie sind heut zu Tage abhängige Unterthanen, aber keine Sklaven.

XVIII.

Von Kromwell.

Nach Karl's des I. Ermordung verbot das Unterhaus, bei Lebensstrafe, weder seinen Sohn noch irgend einen andern zum König anzuerkennen. Es schafte das Oberhaus ab, in welchem nicht mehr, als sechszehn Pairs des Königreichs saßen, und blieb also, dem Anscheine nach, Souverän von England und Ireland.

Dieses Haus, welches aus fünfhundert und dreizehn Mitgliedern bestehn sollte, bestand damals nur ungefähr aus achtzig. Es lies ein neues grosses Siegel verfertigen, auf welchem die Worte eingegraben waren: Das Parliament und die Republik von England. Man hatte schon die in der Londner Börse errichtete Bildsäule des Königs niedergerissen, und an deren Stelle die Inschrift gesezt: Karl, der lezte König, und der erste Tyrann.

Eben dieses Haus verurtheilte verschiedne verneme Herren zum Tode, welche für den König gestritten hatten, und dabei waren gefangen genommen worden. Kein Wunder, daß man das Recht des Krieges verlezte, da man das Völkerrecht nicht geachtet hatte; und um dasselbe noch vollständiger mit Füssen zu treten, war auch der Schottische Herzog Hamilton unter der Zahl der Verurtheilten. Diese Behandlung diente sehr dazu, die Schottländer zu dem Entschlus zu bringen, Karl den II. für ihren König anzuerkennen. Zu gleicher Zeit aber war die Liebe

zur

zur Freiheit allen Herzen so tief eingegraben, daß sie die Königliche Gewalt eben so sehr einschränkten, als das Englische Parliament sie, bei den ersten Unruhen, eingeschränkt hatte; Ireland erkannte den neuen König ohne Bedingungen. Cromwell lies sich nun zum Gouverneur von Ireland ernennen. Er ging mit dem Kern seiner Armee dahin ab, und ward von seinem gewöhnlichen Glük begleitet.

Inzwischen war Karl der II. von dem Parliamente wirder nach Schottland berufen worden, aber unter eben den Bedingungen, welches dieses Schottische Parliament dem Könige, seinem Vater, vorgeschrieben hatte. Man wollte, er sollte Presbyterianer werden, wie die Pariser gewollt hatten, daß sein Grosvater Heinrich der IV. katholisch würde. Man schränkte die Königliche Gewalt in allen Stükken ein; und Karl verlangte sie ganz und vollständig. Das Beispiel seines Vaters schwächte in ihm nicht die Begriffe, die dem Herzen der Monarchen, bei der Geburt, eingegraben zu sein scheinen. Schon die erste Frucht seiner Ernennung zum Schottischen Thron war ein Bürgerkrieg.

Der Marquis von Montrose, ein Mann, der damals wegen seiner Anhängigkeit an der Königlichen Familie, und wegen seiner Tapferkeit, berühmt war, hatte aus Teutschland und Dänemark einige Truppen nach Nordschottland gebracht, und wollte, in Begleitung einiger Bergschotten, den Rechten des Königs auch noch das Recht der Eroberung beifügen. Er ward geschlagen, gefangengenommen, und von dem Schottischen Parliament verurtheilt, an einem dreissig Fus hohen Galgen aufgeknüpft und hernach geviertheilt zu werden; alsdann wollte man seine Glieder an den Thoren der vier Hauptstädte aufhängen,

 weil

weil er das sogenannte neue Gesz, oder den Presbyterianerbund, übertreten hatte.

Dieser brave Mann sagte zu seinen Richtern, es schmerze ihn nichts mehr, als daß er nicht Glieder genug hätte, damit sie, als Denkmäler seiner Treue gegen seinen König, an allen Thoren der Städte von Europa aufgehangen werden könnten. Er sezte sogar diese Gedanken in ziemlich schönen Versen auf, als er zum Tode ging. Er war einer der muntersten Köpfe, welche damals die Wissenschaften betrieben, und die heldenmütigste Seele, die in allen drei Königreichen zu finden war. Die Presbyterianische Geistlichkeit führte ihn, unter Beschimpfungen und Spöttereien zum Tode, und sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus.

Karl der II., der keine andre Hülfsquelle hatte, kam von Holland, und überlies sich der Diskretion dererjenigen, welche eben seinen General, und seine Stüze, hatten aufknüpfen lassen, und zog durch das Thor, an welchem Montrosens Glieder aufgehangen waren, in Edimburg ein.

Die neue Englische Republik machte von Stund' an Anstalten, Schottland zu bekriegen, weil sie nicht haben wollte, daß in der einen Hälfte der Insel ein König vorhanden wäre, der auch König von der andern zu sein behauptete. Diese neue Republik unterstüzte die Revolution mit so vieler Klugheit, als sie dieselbe mit Wut und Raserei angesponnen hatte. Es war unerhört, zu sehen, wie eine kleine Anzal unbekannter und unbedeutender Bürger, ohne irgend ein Haupt an ihrer Spize zu haben, alle Pairs des Königreichs in Entfernung und Stillschweigen erhielt, alle Bischöfe ausplünderte, das Volk im Zaum hielt, in Ireland eine Armee von etwa sechszehntausend,

und

und in England eben so vielen, Soldaten unterhielt, eine grosse wohlversehne Flotte beisammen hatte, und alle Kosten mit der grössten Genauigkeit bezalte, ohne daß irgend ein Glied des Hauses sich, auf Kosten der Nation, bereicherte.

Um so viel Unkosten zu bestreiten, wandte man, mit möglichst strenger Ersparung, die Einkünfte an, welche ehmals zur Krone gehörten, und die Bischöflichen und Kapitelsgüter, welche man auf zehn Jahre verkaufte. Die Nation endlich bezalte eine monatliche Taxe von hundert und zwanzigtausend Pfund Sterling, welches zehnmal mehr war, als der Seezoll betrug, dessen Karl der I. sich angemaaßt hatte, und welcher der erste Anlas zu so vielen Unglüksfällen gewesen war.

Dieses Parlament von England stand nicht unter Cromwell'n, der damals, mit seinem Schwiegersohn Ireton, in Ireland war; sondern ward von der Faktion der Independenten regiert, bei welcher es noch immer in grossem Kredit stand. Das Haus beschlos, eine Armee gegen die Schottländer marschiren zu lassen, bei welcher Cromwel, unter dem General Fairfax, dienen sollte.

Cromwell bekam Befel, Ireland zu verlassen, welches er beinahe schon unterworfen hatte. Der General Fairfax wollte nicht gegen Schottland dienen. Er war kein Independent, sondern ein Presbyterianer. Er behauptete, daß es ihm nicht erlaubt wäre, hinzugehn und seine Brüder anzugreifen, da sie England nicht angriffen. Er blieb bei allen Vorstellungen taub, und legte seine Generalstelle nieder, um seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen. Dieser Entschlus war nichts ungewöhnliches zu einer

Zeit und in einem Lande, wo ein jeder seinen eignen Grundsäzen folgte.

Dies ist der Zeitpunkt von Cromwell's grossem Glük. Er wird, an die Stelle des Generals Fairfax, zum General ernannt. Er geht nach Schottland mit einer Armee, die, seit beinahe zehn Jahren, immer zu siegen gewohnt war. Er schlägt gleich anfangs die Schotten bei Dunbar, und bemächtigt sich der Stadt Edimburg. Von da folgt er Karl'n dem II., der bis nach Worcester in England vorgerükt war, in der Hofnung, daß die Engländer von seiner Partei daselbst zu ihm stossen würden. Er hatte aber lauter neue, der Kriegszucht ungewohnte Truppen bei sich.

Cromwell grif ihn an den Ufern der Saverne an, und erfocht, fast ohne Widerstand, den vollständigsten Sieg, der jemals sein Glük in's Licht gestellt hatte. Ungefähr siebentausend Gefangne wurden nach London gebracht, und verkauft, um in den Englischen Plantationen in Amerika zu arbeiten. Dies ist, glaub' ich, das erstemal, daß man unter Christen, seit der Abschaffung der Leibeigenschaft, Menschen zu Sklaven verkauft hat. Die siegreiche Armee macht sich Meister von ganz Schottland, und Cromwell verfolgt den König aller Orten.

Die Einbildungskraft, die so viel Romane hervorgebracht, hat nicht leicht seltsamere Begebenheiten, dringendere Gefahren, noch grausamere Verlegenheiten, erfunden, als alles das, was Karl der II. ausstehn musste, indem er vor der Verfolgung des Mörders seines Vaters floh. Er musste, beinahe ganz allein, durch die ungebahntesten Wege, von Arbeit und Hunger ausgemergelt, bis nach der Grafschaft Straffort marschiren. Dort verstekte er sich,

weil

weil ihn Cromwell's Soldaten verfolgten, in einer holen Eiche, wo er einen Tag und eine Nacht aushalten musste. Diese Eiche stand noch im Anfange dieses Jahrhunderts. Die Sternkundigen haben sie unter die Gestirne am Südpol versezt, und solchergestalt diese Unglüksfälle verewigt.

Der König irrte von Dorf zu Dorf, bald als Postillion, bald als Mädchen, bald als Holzhakker, verkleidet, rettete sich endlich auf einen kleinen Kahn, und kam nach sechswöchentlichen unglaublichen Abenteuern, in der Normandie an.

Cromwell kehrte inzwischen im Triumph nach London zurük. Die mehresten von den Deputirten des Parliaments, mit ihrem Redner an der Spize, und der Stadtrat, unter dem Vortritt des Mayors, gingen ihm auf etliche Meilen von London entgegen. Seine erste Sorge, sobald er in der Stadt war, ging dahin, das Parliament zu einem Misbrauch des Sieges zu verleiten, der den Engländern schmeichelhaft sein musste. Das Haus vereinigte Schottland mit England, wie ein erobertes Land, und schafte die Königswürde bei den Ueberwundnen ab, so wie sie dieselbe bei den Siegern ausgerottet hatte.

Nie war England mächtiger gewesen, als seitdem es eine Republik war. Das ganz republikanische Parliament machte den sonderbaren Entwurf, die sieben vereinigten Provinzen mit England zu verbinden, wie es vor Kurzem Schottland damit verbunden hatte. Der Statthalter Wilhelm der II., Karl's des I. Eidam, war eben gestorben, nachdem er sich hatte in Holland souverän machen wollen, wie Karl in England, welches ihm aber eben so wenig gelungen war.

Er hinterlies einen Sohn in der Wiege, und das Parliament hofte, die Holländer würden ohne Statthalter leben können, wie Englaud ohne Monarchen lebte, und die neue Republik Englan d, Schottland und Holland würde Europa im Gleichgewicht halten könnnen. Weil aber die Anhänger des Hauses Oranien sich diesem Entwurf widersezten, der viel von dem Enthusiasmus der damaligen Zeit an sich hatte, so bewog eben dieser Enthusiasmus das Englische Parliament, Holland den Krieg anzukündigen.

Man schlug sich zur See mit ziemlich gleichem Glük. Die klügsten vom Parliamente fürchteten sich vor Cromwell's grossem Kredit, und sezten diesen Krieg nur blos deswegen fort, um einen Vorwand zu haben, die Flotte, auf Kosten der Armee, zu vermehren, und solchergestalt nach und nach die gefärliche Gewalt des Generals zu verringern.

Cromwell merkte ihre Absicht, wie sie die seinige gemerkt hatten, und nun entwikkelte er seinen ganzen Karakter. Ich werde zu einer Entwikkelung gezwungen, sagte er zu dem Generalmajor Vernon, die mir die Haare zu Berge sträubt. Er ging, von Offizieren und ausgesuchten Soldaten begleitet, in das Parliament, und lies die Thüre besezen. Sobald er seinen Plaz eingenommen hatte, sagte er: Ich glaube, daß dieses Parliament reif ist, aufgehoben zu werden. Als einige Mitglieder ihm seine Undankbarkeit vorwarfen, sagte er: Gott der Herr hat Euer nicht mehr nötig; Er hat andre Werkzeuge ausersehn, sein Werk zu vollenden.

Nach dieser fanatischen Rede überhäuft er sie Schmähworten, nennt den einen eine Weintonne,

sagt

sagt dem andern, daß er ein ärgerliches Leben führt, daß das Evangelium sie verdammt, und daß sie gleich auseinander gehn sollen. Seine Offiziere und Soldaten dringen in den Saal ein. Schleppt den Parliamentsklumpen weg, sagt er, und schaft uns das Narrengeschmeis vom Halse. Sein Generalmajor Harrison geht grade auf den Sprecher los, und nötigt ihn mit Ungestüm, von seinem Siz herunterzusteigen.

Ihr habt mich gezwungen, ruft Cromwell, so zu verfahren; denn ich habe die ganze Nacht zu Gott gebetet, er möchte mich lieber sterben lassen, als diese That ausführen. Mit diesen Worten lies er alle Parliamentsglieder, eins nach dem andern, herausbringen, schlos selbst die Thüre zu, und nam den Schlüssel in seiner Tasche mit sich.

Sehr viel sonderbarer ist es, daß, da das Parliament mit solchem Ungestüm gleichsam vertilgt, und keine Gesezgebende Gewalt anerkannt war, doch keine Verwirrung entstand. Cromwell versammelte das Konseil von Offizieren. Diese waren es, welche die Staatsverfassung wirklich abänderten, und es geschah in England nichts, als was in allen Ländern auf Erden geschieht, wo der Stärkere den Schwächern Geseze vorschrieb. Durch dieses Konseil lies Cromwell hundert und vierundvierzig Deputirte des Volks ernennen, welche man gröſstentheils aus den Krämerbuden und aus den Werkstäten der Handwerker nam.

Der angesehnste in diesem neuen Englischen Parliamente war ein Lederhändler Namens Barebone; man nannte daher diese Versammlung das Parlia-

ment der Klapperbeine. *) Cromwell, als General, lies ein Zirkularschreiben an alle diese Deputirte ergehn, und foderte sie auf, zusammenzukommen, und England, Schottland und Ireland zu regieren.

Nach Verlauf von fünf Monaten sahe dieses, eben so verachtete als unfähige, Parliament sich genötigt, von selbst aus einander zu gehn, und die höchste Gewalt nun wieder in die Hände des Militärkonseils zu übergeben. Die Offiziere ganz allein erklärten nun Cromwell'n zum Protektor der drei Königreiche. Man lies den Mayor von London und die Aldermen rufen. Cromwell ward zu Whitehall in den Königlichen Pallast eingeführt, wo er von nun an seine Wohnung nam. Man gab ihm den Titel Hoheit, und die Stadt London bat ihn zu einem Gastmal, mit eben den Ehrenbezeigungen, die man einem Monarchen erweist. So gelang es einem unbekannten Bürger aus dem Ländchen Wales, sich, durch seine, von Heuchelei unterstüzte Tapferkeit, zur Königswürde, nur unter einem andern Titel, emporzuschwingen.

Er war damals fast dreiundfünfzig Jahre alt, wovon er zweiundvierzig, ohne irgend eine Civil-oder Militärbedienung, verlebt hatte. Man kannte ihn kaum, als ihn das Unterhaus, wovon er ein Mitglied war, im Jahre 1642, zum Major von der Kavallerie ernannte. Von diesem Zeitpunkt an brachte er es dahin, daß er das Parliament und die Armee behrrrschte, als Sieger Karl's des I. und Karl's des II. wirklich ihren Thron bestieg, und regierte, ohne König zu sein, mit mehr Gewalt und Glük, als

*) *Barebone* bezeichnet im Englischen einen Menschen von so äusserster Magerkeit, daß die Knochen hervorsehn.

als irgend ein König hatte. Er wählte gleich unter seinen Offizieren, den Mitgenossen seiner Siege, vierzehn Räte, deren jedem er tausend Pfund Sterling jährliches Gehalt anwies.

Die Truppen wurden immer einen Monat voraus bezalt; die Magazine waren mit allen Notwendigkeiten versehen; der öffentliche Schaz, der unter seiner Verwaltung stand, hatte dreimalhunderttausend Pfund Sterling vorrätig; und hundert und funfzigtausend hatte er in Ireland. Die Holländer baten ihn um Frieden, wozu er die Bedingungen vorschrieb, welche darin bestanden, daß man ihm dreimalhunderttausend Pfund Sterling bezalen, die Holländischen Schiffe vor den Englischen die Flagge streichen, und der junge Prinz von Oranien nie wieder in die Würde seiner Voraltern eingesezt werden sollte. Dies ist eben der Prinz, der in der Folge Jakob den II. vom Thron sties, dessen Vater Cromwell vom Thron gestossen hatte.

Alle Nationen schmeichelten dem Protektor um die Wette. Frankreich suchte seine Allianz gegen Spanien, und übergab ihm die Stadt Dünkerken. *) Seine Flotten namen den Spaniern Jamaika weg, welches England's Eigenthum geblieben ist. Ireland ward gänzlich unterworfen, und wie ein erobertes Land behandelt. Man gab den Siegern die Ländereien der Besiegten, und diejenigen, welche ihrem Vaterlande am eifrigsten anhingen, starben unter Henkers Händen.

Cromwell, der nun als König herrschte, berief Parliamenter zusammen, aber er machte sich zum Herren über dieselben, und hob sie nach Willkühr auf. Er entdekte alle gegen ihn gemachte Verschwörungen,

 und

*) Man sehe Ludwig's XIV. Jahrhundert hierüber nach.

und beugte allen Empörungen vor. In den von ihm zusammenberufnen Parliamenten sas nie ein Pair des Königreichs; alle lebten in der Stille auf ihren Gütern. Er hatte die Geschiklichkeit, eins dieser Parliamenter dahin zu bringen, daß es ihm den Königstitel anbot, damit er denselben ausschlagen, und die wahre Gewalt desto besser beibehalten konnte.

Er führte in dem Königlichen Pallast ein finsters und stilles Leben, ohne Pomp, und ohne die geringste Ausschweifung. Der General **Ludlow**, sein Statthalter in Ireland, berichtet, daß, als der **Protektor** seinen Sohn Henry Cromwell nach Ireland schikte, er demselben nur einen Bedienten mitgab. Seine Sitten waren immer strenge; er war mässig, enthaltsam, sparsam, ohne nach fremdem Gute zu geizen, arbeitsam und pünktlich in allen Geschäften. Seine Geschiklichkeit wusste alle Sekten zu schonen; er verfolgte weder die Katholiken, noch die Genossen der Anglikanischen Kirche, welche sich damals kaum sehn zu lassen getrauten. Er hatte Kaplane von allen Parteien; schwärmte mit den Schwärmern; unterstüzte die Presbyterianer, die er betrogen und unterdrükt hatte, und die er nicht mehr fürchtete; schenkte aber sein Vertrauen nur den Independenten, die ohne ihn nicht bestehn konnten, und spottete ihrer bei dem allen zuweilen mit den Deisten. Dabei sah er den Deismus doch nicht mit günstigen Augen an, weil er ganz ohne Schwärmerei ist, und also höchstens nur für Philosophen, niemals aber für Eroberer, taugt.

Solcher Philosophen gab es wenig, und er machte sich mit ihnen zuweilen über die Narren lustig, welche ihm, mit dem Evangelium in der Hand, den Weg zum Throne gebahnt hatten. Mit Hülfe dieses

Be-

Betragens behielt er seine mit Blut befestigte, und durch Gewalt und Kunstgriffe unterstüzte, Macht bis an seinen Tod bei.

Seiner Enthaltsamkeit ungeachtet hatte die Natur ihm sein Lebensende in seinem acht und funfzigsten Jahre bestimmt. Er starb an einem gemeinen Fieber, welches wahrscheinlicherweise von der der Tyrannei anklebenden Unruhe herrührte. Denn in den lezten Zeiten befürchtete er immer, ermordet zu werden, und schlief daher niemals zwei Nächte hinter einander in dem nemlichen Zimmer. Er starb, nachdem er vorher Richard Cromwell'n zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Sobald ihm der Athem ausgegangen war, sagte einer von seinen Presbyterianischen Kaplänen, Namens Herry, zu den Umstehenden: Beunruhigt Euch nicht. Hat er, so lange er unter uns lebte, das Volk Gottes beschüzt, so wird er es jezt noch weit mehr beschüzen, nachdem er zum Himmel aufgestiegen ist, wo er sizen wird zur Rechten Jesu Christi. Der Fanatismus hatte so viel Gewalt, und Cromwell stand in solcher Achtung, daß kein Mensch über eine solche Rede lachte.

So verschieden auch das Interesse war, welches alle Gemüter theilte, so ward doch Richard Cromwell in London friedlich zum Protektor ausgerufen. Das Konseil veranlasste ein prächtigers Leichenbegängnis = als bei irgend einem Könige von England. Man nam die Feierlichkeiten zum Muster, welche, bei dem Tode des Königs Philipp's des II. von Spanien, waren beobachtet worden. Es ist zu bemerken, daß man Philipp den II., zwei Monate lang, in einem schwarz ausgeschlagnen, und von weni-

ni=

nigen Kerzen erleuchteten, Zimmer, im Fegefeuer vorgestellt hatte. Hernach aber hatte man ihn im Himmel vorgestellt, wobei sein Leichnam auf einem von Gold stralenden Bette lag, in einem mit Goldstof ausgeschlagnen Saal, worin fünfhundert Kerzen brannten, die sich in Silberplatten spiegelten, und dadurch wahren Sonnenglanz verbreiteten.

Alles dies ward auch bei Olivier Cromwell'n beobachtet. Man sah ihn auf seinem Paradebette, mit der Krone auf dem Haupte, und einem goldnen Zepter in der Hand. Das Volk schien weder diese Nachahmung eines Katholischen Pomps, noch die dabei herrschende Verschwendung, zu bemerken. Der einbalsamirte Leichnam, den Karl der II. in der Folge ausgraben und nach dem Galgen bringen lies, ward in der Gruft der Könige eingesenkt.

XIX.

Belagerung der Stadt Wien.

Der Strom der Osmannischen Macht verbreitete sich nicht allein über Kandia und die Inseln der Republik Venedig, sondern drang auch oft in Polen und Ungarn ein. Der nemliche Muhammed der IV., dessen Groswessir Kandia erobert hatte, marschirte in Person gegen die Polen, unter dem Vorwande, die von ihnen gemishandelten Kosaken zu beschüzen. Er nam den Polen die Ukraine, Podolien, Vollhinien, nebst Kaminiek weg, und gab ihnen den Frieden gegen Auflegung des jährlichen Tributs von zwanzigtausend Tha-

Thalern, wovon Johann Sobiesky sie bald wieder befreite.

Während des dreissigjährigen Krieges, welcher Teutschland zerrüttete, hatten die Türken Ungarn zu Athem kommen lassen. Sie besassen, seit dem Jahre 1541, beide Ufer der Donau, etwas weniges ausgenommen, bis nach Ofen hin, Ofen mit eingeschlossen. Amurat's des IV. Eroberungen in Persien hatten ihn verhindert, seine Waffen gegen Teutschland zu richten.

Ganz Siebenbürgen gehörte Fürsten, welche die Kaiser Ferdinand der II. und Ferdinand der III. mit Schonung behandeln mussten, und welche den Türken zinsbar waren. Der Ueberrest von Ungarn genos der Freiheit. Zu des Kaisers Leopold's Zeiten war es anders. Oberungarn und Siebenbürgen waren der Schauplaz der Staatsveränderungen, der Kriege und der Verheerungen.

Unter allen Völkern, welche in dieser Geschichte vor unserm Blik vorübergewandert sind, ist nie eins unglüklicher gewesen, als die Ungarn. Ihr entvölkertes und zwischen der Protestantischen und Katholischen Faktion und vielen andern Parteien getheiltes Land fiel zu gleicher Zeit den Türkischen und Teutschen Armeen in die Hände. Man sagt, der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen wäre die erste Ursache aller dieser Unglüksfälle gewesen. Er war der Pforte zinsbar, und die Weigerung, seinen Tribut zu bezalen, zog ihm die Osmanischen Waffen auf den Hals.

Der Kaiser Leopold schikte eben den Montecuculi, der hernach Türenne's Nacheiferer ward, gegen die Türken. Ludwig der XIV. lies, zur Hülfe des Teutschen Kaisers, der sein natürlicher Feind war, sechstausend Mann marschiren. Diese hatten

An=

Antheil an der berühmten Schlacht bei Sankt Gotthard, wo Montecuculi die Türken schlug. Aber das Osmanische Kaiserthum machte, ungeachtet dieses Sieges, einen vortheilhaften Frieden, kraft dessen es Ofen, Neuhäusel sogar und Siebenbürgen behielt.

Die von den Türken befreiten Ungarn wollten nun ihre Freiheit gegen Leopold vertheidigen, und dieser Kaiser kannte nichts, als die Rechte seiner Krone. Es brachen neue Unruhen aus. Der junge Emmerich Tekely, ein Ungarischer Edelmann, welcher das von dem Wiener Hofe vergossne Blut seiner Freunde und Verwandten zu rächen hatte, brachte den Theil von Ungarn, welcher unter des Kaisers Leopold's Botmässigkeit stand, zum Aufruhr. Er gab sich unter den Schuz des Kaisers Muhammed des IV., welcher ihn zum Könige von Oberungarn machte. Die Osmannische Pforte vergab damals vier Kronen, nemlich die von Oberungarn, Siebenbürgen, der Wallachei und der Moldau an christliche Fürsten.

Es fehlte nicht viel, so hätte Leopold und sein Haus, das zu Wien von Henkers Händen vergossne Blut der Ungarischen Edelleute, die es mit Tekely hielten, mit dem Verlust von Wien und Oestreich bezalen müssen. Achmet Kiuperli's Nachfolger, der Groswessir Kara Mustapha, erhielt von Muhammed dem IV. den Auftrag, unter dem Vorwande, Tekely'n zu rächen, den Teutschen Kaiser anzugreifen. Der Sultan Muhammed kam selbst, und versammelte seine Armee auf den Ebenen bei Adrianopel.

Nie brachten die Türken ein zahlreichers Heer zusammen. Es bestand aus mehr als hundertundvierzigtausend Mann regulirter Truppen. Die Krimischen Tatarn waren dreissigtausend Mann stark. Die Frei-

wil-

willigen, die Artilleristen, die Aufseher über das Gepäk und die Lebensmittel, die Handwerker aller Arten und die Bedienten machten mit der Armee einen Haufen von etwa dreimalhunderttausend Mann aus. Man musste ganz Ungarn erschöpfen, um diese Menge mit Lebensmitteln zu versehn. Kara Mustapha's Marsch ward durch nichts gehindert. Er rükte, ohne Widerstand, bis an die Thore von Wien, und machte gleich Anstalten zur Belagerung dieser Hauptstadt.

Der Gouverneur der Stadt, Graf von Stahremberg, hatte eine Besazung, die eigentlich aus sechzehntausend Mann bestehn sollte, im Grunde aber nicht stärker war, als achttausend. Man bewafnete die in Wien zurükgebliebnen Bürger, und sogar auch die Universität. Die Professoren und die Studenten zogen auf die Wacht, und hatten einen Arzt zum Major.

Des Kaisers Leopold's Abreise machte den Schrek noch grösser. Er hatte schon am 7ten Juli mit der Kaiserin, seiner Schwiegermutter, mit der Kaiserin, seiner Gemalin, und mit seiner ganzen Familie Wien verlassen. Das schlecht befestigte Wien hätte sich nicht länger halten können.

Die Türkischen Jahrbücher behaupten, Kara Mustapha habe den Anschlag gehabt, in Wien und Ungarn ein vom Sultan unabhängiges Kaiserthum zu errichten. Er hatte sich eingebildet, daß die Residenz der Teutschen Kaiser unermesliche Schäze in sich fassen müsste.

Es ist wirklich, von Konstantinopel bis an das äusserste Ende von Asien, der Gebrauch, daß die Souveräne immer einen Schaz vorrätig haben, der in Kriegszeiten ihre Hülfsquellen ausmacht. Man kennt bei ihnen weder ausserordentliche Werbungen, wozu

die

die Lieferanten das Geld vorschiessen, noch die neue Errichtung und den Verkauf von Bedienungen, noch die auf den Staat eingeschriebene Land- und Leibrenten. Vom Umlauf des Geldes nnd öffentlichem Kredit weis man nichts. Die Potentaten verstehn weiter nichts, als Gold, Silber und Edelgesteine aufzuhäufen; und so verfährt man seit den Zeiten des Cyrus.

Der Wessir glaubte, es wäre bei dem Teutschen Kaiser eben so, und in dieser Meinung trieb er auch die Belagerung nicht lebhaft genug, aus Furcht, daß, wenn die Stadt mit Sturm überginge, die Plünderung ihn um diese eingebildete Schäze bringen möchte. Er lies daher nie einen Generalsturm unternemen, obgleich in Wällen und Mauern grosse Breschen vorhanden waren, und der Stadt kein Rettungsmittel übrig blieb.

Diese Verblendung des Wessirs, nebst seinem Luxus und seiner Weichlichkeit, rettete Wien, welches sonst hätte verloren gehen müssen. Er lies dem Könige Johann Sobiesky von Polen die Zeit, zum Entsaz herbeizukommen, dem Herzoge Karl'n dem V. von Lothringen aber und den Reichsfürsten die Zeit, eine Armee zusammenzubringen. Die Jengitscheri murrten; Mutlosigkeit folgte auf ihren Unwillen; Kommt, ihr Ungläubigen, riefen sie, wir laufen, sobald wir Eure Hüte sehn.

In der That flohen die Türken, fast ohne Schwertschlag, sobald der König von Polen und der Herzog von Lothringen vom Kahlenberg herabkamen. Kara Mustapha, welcher darauf gerechnet hatte, so viele Schäze in Wien zu finden, musste alle die seinigen dem Sobiesky überlassen, und ward bald nachher erdrosselt. Tekely, welchen dieser Wessir zum König gemacht hatte, fiel bald nachher bei der Os-

manischen Pforte in den Verdacht, mit dem Teutschen Kaiser in Unterhandlung zu stehn, ward daher von dem neuen Wessir in Verhaft genommen, und mit Ketten an Händen und Füssen nach Konstantinopel geschikt. Die Türken verloren fast ganz Ungarn.

Muhammed's des IV. Regierung ward nur noch durch Unglüksfälle berühmt. Morosini eroberte den ganzen Pelopones, welcher mehr wert war, als Kandia. Die Bomben der Venediger zerstörten bei dieser Eroberung mehr als ein altes Denkmal, welches die Türken verschont hatten, und unter andern den berühmten Tempel von Athen, der den unbekannten Göttern gewidmet war. Die Jengitscheri, welche so viel Unglüksfälle der Unthätigkeit des Sultans zuschrieben, beschlossen, ihn abzusezen.

Der Kaimakan, oder Gouverneur von Konstantinopel, Mustapha Kiuperli, der Sherif von der Moschee Sankt Sophie, und der Nakif oder Wächter der Standarte Muhammed's kündigten dem Sultan an: er müsste den Thron verlassen, weil die Nation es so haben wollte.

Der Sultan redete lange zu seiner Vertheidigung. Der Nakif antwortete ihm, er wäre gekommen, ihm, im Namen des Volks, anzubefelen, daß er die Regierung niederlegen, und sie seinem Bruder Soliman überlassen sollte. Muhammed der IV. erwiederte: Gottes Wille geschehe! Da sein Zorn auf meinen Kopf fallen soll, so geht und sagt meinem Bruder, daß Gott seinen Willen, durch den Mund des Volkes, kund thut.

Die meisten unsrer Geschichtschreiber behaupten, daß Muhammed der IV. von den Jengitscheri sei er-

ermordet worden; aber die Türkischen Jahrbücher versichern, daß er noch fünf Jahre im Serail eingesperrt lebte.

Der nemliche **Mustapha Kiuperli**, welcher **Muhammed den IV.** abgesezt hatte, ward Groswessir unter **Soliman dem III.** Er eroberte einen Theil von Ungarn wieder, und stellte den Ruhm des Türkischen Reichs wieder her.

Seit dieser Zeit erstrekten sich die Grenzen niemals mehr über Belgrad oder Temeswar hinaus. Die Sultane behielten Kandia; aber den Pelopones bekamen sie erst im Jahre 1715 wieder. Die berühmten Schlachten, welche der Prinz **Eugen** gegen die Türken lieferte, haben bewiesen, daß man sie überwinden konnte, aber daß man eben keine grossen Eroberungen gegen sie machen würde.

Diese Regierung, die man uns so despotisch und so willkührlich schildert, scheint dieser Schilderung, nur unter **Muhammed dem II.**, **Soliman** und **Selim dem II.** zu gleichen, unter deren Willen sich alles beugen musste. Aber fast unter allen andern Padischahs oder Kaisern, und besonders in unsern lezten Zeiten, findet man in Konstantinopel die Regierung von Algier und Tunis wieder. Im Jahre 1703 sahe man den Padischah Mustapha den II., durch einen förmlichen Prozes, von der Miliz und den Bürgern von Konstantinopel absezen. Man wählte keins von seinen Kindern zum Nachfolger, sondern seinen Bruder Achmet den III.

Eben dieser Kaiser **Achmet** wird im Jahre 1730 von den Jengitscheri und dem Pöbel verurtheilt, die Krone niederzulegen, und sie seinem Neffen Machmut zu übergeben; und er gehorcht ohne Widerstand, nachdem er fruchtloserweise seinen Groswessir und sei-

ne vornemsten Officiere dem Groll der Nation aufgeopfert hatte. Das sind nun die so unumschränkten Souveräne! Man bildet sich ein, daß ein Mensch, durch die Geseze, willkührlicher Herr eines grossen Theils der Erde ist, weil er ungestraft einige Verbrechen in seinem Hause begehn, und die Ermordung etlicher Sklaven anbefelen kann; aber er darf die Nation verfolgen, und er ist öfter der Unterdrükte, als der Unterdrükker.

Die Sitten der Türken enthalten viel Kontrastirendes. Sie sind zugleich wild und menschenfreundlich; sind habsüchtig, und begehn doch fast nie einen Diebstal; ihr Müssiggang verleitet sie weder zum Spiel, noch zur Unmässigkeit; sehr Wenige bedienen sich des Vorrechts, mehrere Weiber zu nemen, oder mehrere Sklavinnen zu haben, und es giebt keine grosse Stadt in Europa, wo so wenige öffentliche Weibsbilder zu finden sind, als in Konstantinopel.

Bei ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an ihre Religion hassen und verachten sie die Christen, die sie als Gözendiener betrachten; und doch dulden sie dieselben, und schüzen sie in ihrem ganzen Reiche und in der Hauptstadt. Es ist den Christen erlaubt, in dem weitläuftigen Viertel, welches sie in Konstantinopel bewohnen, ihre Prozessionen zu halten, und man sieht bei diesen Prozessionen in den Strassen vier Jengitscheri voraufgehn.

Die Türken sind stolz, und wissen nichts vom Adel; sie sind herzhaft, und halten nichts von Zweikämpfen. Diese Tugend haben sie mit allen Völkern Asien's gemein, und sie rührt von ihrer Gewohnheit her, nie Waffen zu tragen, als wenn sie in den Krieg gehn. Dies war auch der Gebrauch bei den Griechen und Römern; und die entgegengesezte Gewohnheit

schlich sich bei den Christen nur zu den Zeiten der Barbarei und der Ritterschaft ein, da man es sich zur Pflicht und zur Ehre rechnete, mit Spornen an den Absäzen zu Fusse zu gehn, und mit einem langen Degen an der Seite sich zu Tische zu sezen, oder zum Gebet zu gehn. Der Christliche Adel zeichnete sich, durch diese Gewohnheit, aus, welche bald, wie schon gesagt, vom niedrigsten Pöbel befolgt, und endlich den Lächerlichkeiten beigezält ward, die man nicht mehr bemerkt, weil man sie alle Tage sieht.

XX.

Von Karl'n von Navarra, der Schlimme genannt.

Man giebt zu, daß Karl der Schlimme, König von Navarra, und Graf von Evreux, sehr schlimm war, und daß Don Pedro, König von Kastilien, mit dem Zunamen der Grausame, diesen Titel verdiente; aber wir wollen doch sehn, ob es denn, in diesen Zeiten der vortreflichen Ritterschaft, bei den Fürsten so viel Sanftmut und Grosmut gab.

Der König Johann von Frankreich, mit dem Zunamen der Gute, fing seine Regierung damit an, daß er seinen Konnetable, den Grafen d'Eu, ermorden lies. Er machte seinen Liebling, den Spanischen Prinzen Don la Cerda, zum Konnetable, und belehnte denselben mit den Ländereien, welche seinem Schwager, dem Könige Karl von Navarra, gehörten. Konnte sich nicht ein Prinz vom Geblüt, der

unumschränkter Herr eines Königreichs war, durch diese Ungerechtigkeit, auf das höchste beleidigt fühlen?

Man hatte seinen Vater der Provinzen Champagne und Brie beraubt; das Ländchen Angouleme, und andre Güter, welche das Heuratsgut seiner Gemalin, einer Schwester des Königs von Frankreich, ausmachten, gab man einem Fremden. Aus Zorn begeht er ein grausames Verbrechen. Er lässt den Konnetable la Cerda ermorden, und, was eben so traurig ist, erlangt, durch diesen Mord, die Gerechtigkeit, die man ihm verweigert hatte. Der König unterhandelt mit ihm wegen aller seiner Forderungen.

Was thut nun Johann der Gute nach dieser öffentlichen Aussöhaung? Er fliegt nach Rouen, wo er den König von Navarra, mit dem Dauphin, und vier Rittern bei der Tafel findet. Er lässt die Ritter greifen, und ohne allen Prozes enthaupten. Der König von Navarra wird, auf den blossen Vorwand, daß er einen Traktat mit den Engländern geschlossen, in's Gefängnis gesezt. Aber war er denn, als König von Navarra, nicht befugt, diesen angeblichen Traktat zu schliessen? Und wenn er, als Graf von Evreux und Prinz vom Geblüt, nicht ohne Felonie, wider Wissen seines Oberlehnsherrn, unterhandeln konnte, so zeige man mir doch Einen grossen Vasallen der Krone, der niemals Partikulartraktate mit benachbarten Mächten geschlossen hat.

Warum ist nun Karl der Schlimme bis jezt schlimmer, als viele andre? Wollte Gott! daß dieser Beiname sich auf Niemand mehr gepasst hätte, als auf ihn!

Man giebt vor, er habe Karl'n den V. vergiftet; aber wo ist der Beweis? Wie leicht ist es, denenjenigen neue Verbrechen anzudichten, die sich den Has einer Partei zugezogen haben! Er soll einen Jüdischen Arzt von der Insel Cypern gedungen haben, den König von Frankreich zu vergiften. Es kommen in unsern Geschichtbüchern zu häufig Könige vor, die von Jüdischen Aerzten vergiftet wurden. Aber eine kränkliche Leibesbeschaffenheit ist noch weit gefärlicher, als die Aerzte.

Dia-

Dialogen.

Von dem Kriegsrecht.

Gespräch zwischen einem Engländer und einem Teutschen.

Der Teutsche.

Was verstehn sie durch das Kriegsrecht?

Der Engländer. Ihr Grotius hat einen grossen Tractat davon geschrieben, worinn er mehr als zweihundert griechische und lateinische, und sogar jüdische Schriftsteller citirt. Aber glauben sie, mein Herr, daß der Prinz Eugenius und der Herzog von Malborug ihn studirt hatten, als sie sich vereinigten, um den Stolz Ludwigs XIV. zu demüthigen? Das Friedensrecht kenne ich genugsam; es besteht darinn, daß man sein Wort hält, und alle Menschen die Rechte der Natur ruhig geniessen läßt, aber was das Kriegsrecht anbelangt, so weis ich nicht, was das sagen will. Das Gesezbuch des Mordens dünkt mich

ein seltsames Hirngespinst zu sein. Bald wird man uns, hoffe ich, die Rechtsgelehrsamkeit der Strassenräuber mittheilen.

Der Teutsche. Aber wie werden wir denn diese so allgemeine Wut der Menschen, einander umzubringen, mit den Begriffen von Recht und Unrecht; mit jenem allgemeinen Wohlwollen gegen unsre Mitmenschen, das wir, wie einige behaupten, mit uns auf die Welt bringen; mit dem Kalon, mit dem moralisch Schönen zusammen reimen.

Der Engländer. Gehen sie nicht so geschwind zu Werk. Diese Abscheulichkeit, in einem Stande zu leben, worinn man eine Menge Abscheulichkeiten an der Spize der schönsten Schlachtordnung, begehen mus, ist nicht ganz so allgemein, wie man glaubt. Die Brachmanen und die Quaker haben sich ihrer niemals schuldig gemacht. Die Nationen, die jenseits des Ganges wohnen, vergiessen sehr selten Menschenblut, und ich habe nicht gelesen, daß die Republik von San Marino jemals Krieg geführet hat, ob sie schon ungefähr eben so viel Land hat, als ehmals Romulus. Die Lappländer, die Samojeden, die Völker von Kamschatka, haben niemals ihre Nachbarn angegriffen. Die Völker, die am Indus und am Hidaspis wohnen, erstaunten nicht wenig, als sie die ersten gewafneten Räuber ankommen, und ihnen ihr schönes Land wegnehmen sahen. Mehrere amerikanische Völker hatten niemals von dieser schreklichen Sünde reden hören, als die Spanier kamen, um sie, das Evangelienbuch in der Hand, auszurotten.

Der Teutsche. Diese Wut liegt in der menschlichen Natur: woher kömmt sie? Wie kann man einen hinreichenden Grund davon angeben?

Der

Der Engländer. Eben den Grund, den die Aerzte von der Pest, von den Kinderpokken, von der venerischen Seuche, von der Raserei, angeben. Es sind dieses Krankheiten, die mit unserer körperlichen Natur eine genaue Verbindung haben. Man ist nicht immer mit der Raserei und der Pest geplagt; oft darf nur ein so genannter Staatsmann in seiner Raserei einen andern Minister beissen, so ergiesst sich das Gift seiner Wut in Zeit von drei Monaten, in vier bis fünfmal hundert tausend Menschen.

Der Teutsche. Allein, wenn man diese Krankheiten hat; so giebt es doch einige Mittel: kennen sie dergleichen wider den Krieg?

Der Engländer. Ich kenne nur zwei, deren sich das Trauerspiel bemächtiget hat: Die Furcht und das Mitleiden. Die Furcht nötigt uns oft, Frieden zu machen: und das Mitleiden, welches die Natur als ein Gegengift wider den verzehrenden Heldenmuth in unser Herz gelegt hat, lässt uns die Ueberwundenen nicht immer mit der grösten Strenge behandeln. Es ist sogar unser Vortheil, Barmherzigkeit gegen sie auszuüben, damit sie ihrem neuen Beherrscher nicht mit Widerwillen dienen. Zwar weis ich wohl, daß es unmenschliche Ueberwinder gegeben hat, welche die unterjochten Nationen die Last ihrer Ketten auf eine grausame Art haben fühlen lassen. Hierauf habe ich nichts anders zu antworten, als diesen Vers aus dem Trauerspiel: Spartacus, das einen tiefdenkenden Franzosen zum Verfasser hat.

La loi de l'Univers est: malheur aux vaincus!

Weh den Besiegten! ist das alte Weltgesez.

Ich

Ich habe ein Pferd bezähmt: bin ich weise, so werde ich es gut füttern, es liebkosen, und darauf reiten; bin ich ein rasender Narr, so werde ich es erwürgen.

Der Teutsche. Das ist eben nicht sonderlich ruhmreich: denn wir sind fast alle bezwungen worden. Ihr Engländer, ihr seid durch die Römer, durch die Angelsachsen und die Dänen, und dann durch einen Bastart aus der Normandie erobert worden. Das Vaterland unsrer Religion ist in den Händen der Türken. Eine Handvoll Franken hat Gallien bezwungen. Die Tyrer, die Karthaginienser, die Römer, die Gothen, die Araber haben nacheinander Spanien erobert. Die Lateiner kamen vom Ufer der Tiber, um an den Ufern des Rheins und der Donau unsre Heerden zu rauben, und aus dem freien Landmann einen Sklaven zu machen. Kurz, von China an bis nach Cadix ist fast die ganze Erde immer dem Stärkern zu Theil worden. Ich kenne keinen Eroberer, der nicht mit dem Schwerd in einer Hand, und einem Gesezbuch in der andern, kam: sie haben erst nach dem Sieg, das ist, nach dem Raub, Geseze gemacht, und diese Geseze waren zur Unterstüzung ihrer Tyrannei bestimmt. Was würden sie sagen, wenn ein Bastart aus der Normandie käme, um sich ihres Englands zu bemeistern, und ihnen seine Geseze vorzuschreiben?

Der Engländer. Ich würde nichts sagen, sondern trachten, ihn bei seiner Landung zu tödten. Tödtete er mich; so hätte ich nichts zu erwiedern; brächte er mich unters Joch, so bleiben mir nur zwei Mittel übrig, entweder mich selbst zu tödten, oder ihm gut zu dienen.

Der

Der Teutsche. Diese Wahl ist traurig. Wie? kein Kriegsrecht, kein Recht zwischen den Nationen?

Der Engländer. Das ist mir leid; allein es giebt kein andres, als beständig auf seiner Hut zu sein. Alle Könige, alle Minister denken wie ich; daher kömmt es, daß heutzutage in Europa zwölfmalhunderttausend Miethlinge mitten im Frieden alle Tage die Wachtparade machen. Sezen Sie, daß ein Prinz auf ihrem festen Lande seinen Truppen den Abschied gebe, daß er seine Festungen in Zerfall kommen lasse, und daß er seine Zeit mit Lesung des Grotius zubringe; Sie werden sehn, ob er nicht in Zeit von einem oder zwei Jahren sein Königreich verloren haben wird.

Der Teutsche. Wie? Ihr England wäre verloren, wenn sie nicht *a standing army*, eine beständige Armee auf den Beinen hätten?

Der Engländer. O nein! mit uns verhält sich's ganz anders: eine standing army ist gerade das, was uns zu Grunde richten kann; wir haben nichts als Flotten nötig. Aber auf die eine oder die andre Art mus man sich in den Stand sezen, eben so ungerecht zu sein, als seine Nachbaren. Alsdann ist der Ehrgeiz durch den Ehrgeiz im Zaum gehalten, alsdann weisen die gleich starken Hunde einander die Zähne, und zerreissen sich nur, wenn sie einen Raub zu theilen haben. *)

Der Teutsche. Aber die Römer, die Römer, diese grossen Gesezgeber!

Der

*) Das geschieht oft ohne Blutvergiessen, durch bloße Theilungstractaten, wovon uns Polen ein Beispiel giebt. Man mus gestehn, daß unser Jahrhundert immer menschlicher wird, und daß die Prinzen immer mehr das Christenblut schonen. Uebers.

Der Engländer. Sie machten Geseze, wie die Algierer ihre Sklaven der Regel unterwerfen; allein, wenn sie stritten, um die Völker ins Joch der Sklaverei zu spannen, so war ihr Gesez das Schwert. Sehn Sie den grossen Cäsar, den Mann von so vielen Weibern, und das Weib von so vielen Männern; er lässt zweitausend Bürger aus dem Lande der Veneter kreuzigen, um die übrigen zu lehren, ein wenig biegsamer zu sein; alsdann, wenn die Nation zahm genug gemacht ist, kommen die Geseze und die schönen Verordnungen. Man baut Cirke, Amphitheater, man macht Wasserleitungen, man errichtet öffentliche Bäder, und die unterjochten Völker tanzen mit ihren Ketten.

Der Teutsche. Man sagt dennoch, daß es im Kriege Geseze giebt, die man beobachtet. Man macht zum Exempel einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Man kömmt miteinander überein, daß man sich an einem gewissen Ort nicht schlagen wolle. Man räumt einer belagerten Stadt eine Capitulation ein, man erlaubt ihr, ihre Glokken loszukaufen. Man schneidet den schwangern Weibern nicht die Bäuche auf, wenn man nach der Uebergabe von einem festen Plaze Besiz nimmt. Sie begegnen einem verwundeten Officier mit Höflichkeit, wenn er in ihre Hände gefallen ist; und wenn er stirbt, so lassen sie ihn begraben.

Der Engländer. Sehn Sie nicht, daß dies die Geseze des Friedens, die Geseze der Natur, die ursprünglichen Geseze sind, die die Menschen gegen einander beobachten? Sie sind nicht im Kriege entstanden, sie lassen ihre Stimme mitten in dem Geräusche des Krieges hören, ohne sie würde der größte Theil unsers Erdballs eine mit Todtengebeinen bedekte Wüste sein. Wenn zwei prozesführende Parteien,

nach-

nachdem sie einander wütig verfolgt haben, und von ihren Sachwaltern beinahe gänzlich ruinirt worden sind, endlich einen Vergleich eingehn, der einer jeden so viel übrig lässt, um nicht Hungers zu sterben; heissen sie das ein gerichtliches Gesez? Wenn ein Haufe Theologen, die im Begrif sind, einige Philosophen, Kezer genannt, den Zeremonien gemäs, verbrennen zu lassen, erfährt, daß die kezerische Gegenparthei sie den folgenden Tag auch verbrennen lassen wird, und auf diese Nachricht ihnen das Leben schenkt, wollen Sie das ein theologisches Gesez nennen? Sie werden gestehn, daß Sie der Stimme der Natur und Ihres Vortheils, ohngeachtet Ihres Aberglaubens, Gehör gegeben haben. Eben so geht es in dem Kriege. Die Nothwendigkeit und der Eigennuz verhindert allein das Uebel, das sonst seine natürliche Folge ist. Der Krieg, sag' ich Ihnen, ist eine abscheuliche Krankheit, die die Nationen, eine nach der andern, befällt, und die die Natur in die Länge heilet.

Der Teutsche. Wie? Sie statuiren also keinen gerechten Krieg?

Der Engländer. Ich habe niemals einen von dieser Art gekannt; das scheint mir widersprechend und unmöglich zu sein.

Der Teutsche. Wie? als der Pabst Alexander VI. und sein abscheulicher Sohn Borgias die Grafschaft Romagna plünderten, und alle vorneme Herren dieses Landes todtschlugen oder vergifteten, indem sie ihnen Indulgenzien anboten; war es da nicht erlaubt, sich wider diese Ungeheuer zu waffnen?

Der Engländer. Sehn Sie nicht, daß, eigentlich zu reden, diese Ungeheuer allein Krieg führten? Die, so sich vertheidigten, hielten blos den Krieg aus. Gewis, nur offensive Kriege giebt es in dieser Welt, der defensive Krieg ist nichts anders,

als der Widerstand, den man gewaffneten Strassenräubern entgegensezt.

Der Teutsche. Ich glaube, Sie wollen spassen. Zween Prinzen streiten über eine Erbschaft; ihr Recht ist nicht klar, ihre Gründe sind gleich scheinbar, was bleibt ihnen zur Entscheidung übrig, als der Krieg? Der Krieg ist in diesem Fall auf beiden Seiten gerecht.

Der Engländer. Sie selbst spassen, mein Herr. Es ist schlechterdings unmöglich, daß einer von beiden nicht Unrecht habe; und es ist ungereimt und unmenschlich, die Nationen auf die Schlachtbank zu führen, weil einer von diesen beiden Prinzen einen Trugschluß gemacht hat. Sie mögen immer, wenn sie Lust haben, sich, wie unsre Vorväter, in den Schranken schlagen, aber daß ein ganzes Volk ihrem Interesse aufgeopfert werde, das ist abscheulich. Zum Exempel, der Erzherzog Karl streitet mit dem Herzog von Anjou um den Thron von Spanien, und die Entscheidung dieses Prozesses kostet mehr als fünfmalhunderttausend Menschen das Leben. Ich frage Sie, ist das Recht?

Der Teutsche. Ich mus es Ihnen gestehn, das ist eine seltsame Gewohnheit; man hätte irgend ein gelindres Mittel ausfindig machen sollen.

Der Engländer. Die Zeit allein wirkt die Genesung von dieser entsezlichen Seuche. Die Nation und die, so an dem Zanke Theil nemen, sind von der Wut befallen. Ihre schreklichen Paroxisme dauern zwölf Jahre, bis die Rasenden erschöpft sind, und aus Mangel der Kräfte sich endlich beruhigen. Der Zufall, die Mischung von glüklichen und unglüklichen Begebenheiten, die Ränke, die Ermattung löschen einen Brand aus, den andre Zufälle, andre Ränke samt der Hab- und Eifersucht und der blenden-

den

den Hoffnung angezündet hatten. Der Krieg ist wie der Vesuv; seine Ausbrüche verzeeren Städte, dann hört er auf, Flammen zu speien. Die wilden Thiere steigen von Zeit zu Zeit von ihren Gebürgen herab, und fressen die Früchte unsrer Arbeitsamkeit; dann ziehen sie sich wieder in ihre Felsenklüfte zurük.

Der Teutsche. Wie traurig ist das Schiksal der Menschen!

Der Engländer. Noch viel trauriger ist das Schiksal der Rebhühner. Die Füchse, die Raubvögel fressen sie; die Jäger schießen sie todt, die Köche braten sie; und doch sind sie noch nicht ausgerottet. Die Natur weis die Gattungen zu erhalten, und scheint sich um die einzelnen Wesen nicht zu bekümmern.

Der Teutsche. Sie sind hart, und ihre Maximen stehen der Sittenlehre nicht an.

Der Engländer. Schreiben sie diese Härte nicht mir, sondern dem Schiksal zu. Ihre Moralisten thun sehr wohl daran, daß sie uns immer zurufen: „Elende Sterbliche, seid gerecht und wohlthätig; bauet die Erde, und beflekt sie nicht mit Blute. Prinzen, verwüstet nicht das Erbtheil eines andern, damit man euch nicht in dem eurigen todtschlage. — Bleibt zu Hause, ihr armen Junker: bauet die zerfallenen Mauern eurer Schlösser wieder auf; ziehet aus eurem Landgut doppelt so viel, als ihr gegenwärtig daraus ziehet. Umgebet eure Aekker mit lebendigen Zäunen. Pflanzet Maulbeerbäume; last euch von euren Schwestern seidne Strümpfe machen. Verbessert eure Weinberge, und wenn eure Nachbarn euren Wein ohne eure Erlaubniß trinken wollen, so wehrt euch mit Tapferkeit: allein warum wollt ihr euer Blut Prinzen verkaufen, die euch nicht kennen, die niemals einen gnädigen Blik auf euch werfen werden: und die

euch wie Jagdhunde ansehen, die man an ein wildes Schwein hezt, und dann in einem Hundsstall verderben läst?

Diese Rede wird vielleicht auf drei oder vier gut organisirte Köpfe Eindruk machen; aber hunderttausend andere werden sie nicht einmal anhören, und sich um die Ehre bewerben, Husarenlieutenants zu werden.

Was die andern besoldeten Moralisten anbelangt, die man Prediger nennt; so haben sie es nicht einmal gewagt, wider den Krieg zu predigen. Sie eifern wider die sinnlichen Begierden, wenn sie ihren Chokolad zu sich genommen haben. Sie sprechen das Anathema über die Liebe aus, und wenn sie von der Kanzel herab gestiegen sind, wo sie geschrieen, gestikulirt und geschwizt haben; so lassen sie sich den Schweis von ihren Betschwestern abwischen. Sie erschüttern ihre Lunge, um Geheimnisse zu beweisen, wovon sie nicht den mindesten Begriff haben. Aber sie nemen sich sorgfältig in Acht, ihre Beredsamkeit wider den Krieg anzuwenden, der die feigste Treulosigkeit in den Manifesten; die niedrigsten Diebsgriffe bei der Versorgung der Kriegsheere; die schreklichsten Strassenräubereien bei den Plünderungen; kurz, der die Schändung, den Diebstal, den Todschlag, die Verwüstung, die Zerstörung und alle Greuel mit einander vereinigt. Im Gegentheil weihen diese guten Priester ceremonienmässig die Fahnen des Mordes, und ihre Mitbrüder singen ums Geld jüdische Lieder, wenn die Erde mit Blut überschwemmet worden ist. (*)

Die

(*) Die Te Deum sind eine dem Begriffe des höchsten Wesens unanständige Ceremonie: und wenn zwo Armeen, wovon eine jede zehntausend Mann auf dem Plaz gelassen hat, die aber nach der Schlacht ungefähr ihre vorige Stellung behaupten, das Te Deum singen: so ist dies eben so abscheulich als ungereimt. Ueb.

Die Franzosen, unsre Nachbarn, sind vollkommene Komödianten auf der Kanzel; allein ich erinnere mich nicht, in ihrem weitläuftigen und mit Schlüssen prangenden **Bourdaloue**, der der erste war, der sich in seinen Predigten das Ansehen der Vernunft gab; ich erinnere mich nicht, sage ich, in seinen Schriften eine einzige Seite wider den Krieg gelesen zu haben.

Der zierliche und alles abzirkelnde **Massillon** thut zwar, indem er die Fahnen des Regiments von **Catinat** weiht, einige Wünsche für den Frieden; allein er erlaubt die Ruhmsucht. „Dieses Verlangen, sagt er, eure Dienste belohnt zu sehen, wenn ihr euch nicht die Wege der Ungerechtigkeit dadurch bahnen wollt, um zu euren Absichten zu gelangen, hat nichts, das die christliche Sittenlehre beleidigt.“ Endlich bittet er Gott, den Würgengel vor dem Regiment von **Catinat** herzusenden. „O mein Gott, las den Sieg und den Tod immer vor ihm herziehen, und geus unter seine Feinde das Entsezen und den Schwindelgeist aus!“

Ich weis nicht, ob der Sieg vor einem Regiment herziehen kann, und ob Gott den Schwindelgeist ausgiest; aber ich weis, daß die österreichischen Prediger eben das vor den Kürassierreitern des Kaisers sagten, und daß der Würgengel nicht wusste, auf welche Seite er sich wenden sollte.

In der That; man liest mit Erstaunen in einem Psalm: **Du zerstörte Tochter Babels, wohl dem, der deine Kinder nimmt, und wirft sie an einen Stein!** Allein entweder ist dieser Psalm nicht von Gott eingegeben, oder man muß diese Worte als eine blosse Prophezeihung von dem Gerichte Gottes ansehen, das über das babilonische Reich ergehen sollte. — Nur zu oft haben uns die Priester die Gottheit als ein blutgieriges Wesen vorgestellt: die-

ses kann zum Theil von dem Charakter der Völker her, unter welchen sie lebten. Allein heutzutage hat man eine sanftre Gedenkungsart, und vielleicht haben wir Ursache zu hoffen, daß die Prinzen endlich eine andre Art, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, ausfündig machen werden, die sie nicht das Blut ihrer Unterthanen und das Mark ihrer Länder kosten wird.

